Geschichte

der

Meinungen

älterer und neuerer Völker,

im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion, und Priesterthum,

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

von

Johann Gottlieb Lindemann,

Prediger zu Gifhorn, und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied.

Sechster Theil.

Stendal,

bey Franzen und Grosse. 1792.

Vorrede.

In diesem Bande gebe ich meinen Lesern die Resultate über die Religionsgeschichte alter und wilder Völker; gewiß ein schweres Unternehmen, wobey viel gewagt wird. Ueberhaupt hält es in der Körperwelt schon schwer, von allen Phänomenen

die richtige Ursache anzuführen, und die Meinungen sind schon bey Erklärung der Ursachen vieler physischen Dinge getheilt; wie viel mehr müssen sie es also bey abstracten Wahrheiten seyn, und wie leicht läßt sich hier nicht zuweilen ein Fehlschluß machen! Selbst das hohe Alter einzelner Völker, der Verlust ihrer wichtigsten Schriften, und unsre oft geringe Bekanntschaft mit ihren Sprachen, erschweren dergleichen Untersuchungen gar sehr. Wie oft hat man sich nicht schon in den Religionsgeschichten wilder Völker geirrt, und ihren Gebräuchen ganz andre Ursachen untergeschoben, als sie in der That hatten!

Sehr gerne werde ich daher Belehrung annehmen, und sie gewiß, wenn ich sie als

rich-

richtig erkannt habe, bey meinem weitern Forschen in den Religionen alter und wilder Völker zu gebrauchen suchen.

Daß ich auch hiebey die Schriften der Neuern, besonders die Anweisungen eines Meiners, in seinem Grundriß der Geschichte aller Religionen, benutzt habe, darf ich wol nicht erst erinnern, da ich sie gemeiniglich unten angeführt habe. So viel nun über das Aeussere in den Religionen der Völker.

Es bleibt aber noch ein wichtiger Theil über, nemlich ihre Moral; ein wichtiger Gegenstand für den Menschenforscher, Geschichtschreiber und Psychologen, und worüber bishero noch sehr weniges ist gesagt worden. Ich wage deswegen hierüber einen Versuch in dem folgenden Theil, da dieses

Werk sonst unvollständig seyn würde, weil doch gewiß Moral ein Hauptstück der Religion ausmacht.

Diesen Theil werde ich, so bald es mir möglich ist, liefern, und ihm ein vollständiges und brauchbares Register über alle Theile anhängen.

Allgemeine Uebersicht.

Der Begriff von einer Gottheit entstand aus Furcht und Schrecken, aus Gefühl der Abhängigkeit, aus der Betrachtung des Himmels, aus Weissagungen u. s. w. — Unglück veranlaßte den Begriff von bösen Göttern, die man sich unter schrecklichen Gestalten und an traurigen Orten dachte.

Die Begriffe von der Gottheit waren oft sehr arm und dürftig, daher sie oft manchen Mißhandlungen ausgesetzt waren. Man dachte sie sich nach den verschiednen Begriffen, die man von Glückseligkeit hatte, bald als thätig, bald als

müssig, bald als Despoten. Verschiedne waren die Gegenstände der Anbetung, — allgemeiner Fetischismus — Feueranbetung — Sabäismus — Thierdienst — Menschenvergötterung.

Woher die große Anzahl der Götter? Theils weil man die Gottheit unter verschiednen Symbolen anbetete, oder aus Prädicaten mehrere Götter machte, theils Familiengötter zu Volksgöttern erhob, und die Dichter neue Götter erdichteten. Untersuchung. — Kann man auf den Begriff eines einzigen Gottes ohne Offenbarung kommen? Dies ist wohl nicht möglich. Der Mensch fällt eher darauf, mehrere, als einen Gott, anzubeten. Es werden die Meinungen, daß der Mensch ohne Offenbarung dazu gelangen könnte, angeführt und widerlegt, bey dieser Gelegenheit wird verschiedenes von den Mysterien beygebracht. — Ursachen, warum man die Götter verehrte — aus Dankbarkeit, oder aus Wunsch, Wohlthaten oder Hülfe zu erhalten, oder um sie zu versöhnen.

Wie erwies man ihnen diese Verehrung? — Man betete sie an in Statüen — bestimmte heilige Orte zu ihrer Anbetung — Wälder, Haine, Berge, Tempel; an solchen Orten war die Gottheit besonders zugegen, und deswegen gab sie auch da Orakel.

Besondre Tage wurden ihr gewidmet, daher entstehen Feste, Dankfeste, Gedächtnißfeste, Freudenfeste, Versöhnungsfeste, Todtenfeste. Man bringt Opfer aus Dankbarkeit, oder um die Gunst der Gottheit sich zu erwerben, oder aus Gefühl der Verschuldungen. — Die Opfer sind sehr verschieden, unblutige und blutige Opfer, Menschenopfer; verschiedene Ursachen derselben. Man sucht die Gunst der Gottheit sich ferner zu erwerben, durch Fasten, durch Entfernung von der Welt, durch Casteien, Wallfahrten, gelegentlich etwas vom Mönchthum und Einsiedlern — Entstehung der Priester und Zauberer. — Verschiedene Begriffe von Seele, und vom Zustande

nach dem Tode; letzterer Begriff entstand durch aufmerksame Betrachtung anderer thierischer Körper, die sich verwandeln, und durch Träume. Gewisse allgemeine Wahrheiten, die bey sehr vielen Völkern sich finden, z. B. es giebt noch mächtigere Wesen, als der Mensch, der Mensch hört mit dem Tode nicht ganz auf, es gab einmal große zerstörende Fluten — Idee von Opfer.

Die Religionen erlitten große Abwechselungen, Thorheit des Götzendienstes und des so vielfältigen Aberglaubens.

Resultate
aus den
Religions-Geschichten
alter und wilder Völker.

Nachdem ich nun so die Gebiete der Menschheit durchwandert, und die Religions-Ideen der meisten alten und wilden Völker entwickelt, die Götter derselben in ihren Heiligthümern entdeckt, Altäre vom Blut der Opfer-Thiere rauchen gesehn, und Priester mit den heiligen Opfer-Gefässen, Pythia auf dem Dreifuß sitzen, und die Druiden aus dem Fluge der Vögel und dem Wiehern der Pferde weissagen gehöret, Pilgrimme nach Jerusalem, Mecca und Isje wandern gesehn, und dieses alles mit der Fackel der Geschichte beleuchtet; so wird der Philosoph und Geschichtschreiber fragen: woraus entstanden so viele Religionen? was hatten die verschiedenen Religions-Gebräuche, als Opfer, Reinigungen, Büssungen, Wallfahrten, für einen Ursprung, welche Aehnlichkeit untereinander, und was hatten sie für einen Zweck?

Wenn man über die unendliche Menge von Religionen in der Welt nachdenkt; so wird dem menschlichen Geist schwindeln, und er fühlt sodann seine Schwäche, die auf so viele Gegenstände fiel (denn es giebt nicht leicht einen Gegenstand in der Welt, der nicht an einem Ort der Erde göttlich verehrt worden wäre), um sie göttlich zu verehren. Auf der andern Seite aber reizet ihn die grosse Mannigfaltigkeit zur Bewunderung und zum Erstaunen, er findet unendlich viele Völker, die vor Fetissen a) niederfielen, andere aber, deren Religion man Mythologie b) nennt, d. h. eine Geschichte oder Erzählung der Handlungen verstorbener, vergötterter Menschen. Um sich nun die so verschiedenen göttlichen Wesen zu erklären; so fanden einige den Schlüssel dazu in der Physik, wie denn auch in der That manche Völker ihre Religion auf Physik und Naturgeschichte gründeten, denn aus dieser Quelle entstanden die Berg- und Flußgötter, die Dryaden, Najaden und Oreaden. Wollten nicht sogar

a) Man kann unter Fetissen alle Gegenstände göttlicher Verehrung aus der Natur verstehn, sie mögen nun hergenommen seyn, aus welchem Reiche der Natur sie wollen, selbst sogar Sonne, Mond und Sterne. Fetisso, ein portugisisches Wort, zeigt eine jede bezauberte göttliche Sache an, oder ein Ding, das von der Gottheit bewohnt wird, sey es nun ein Baum, ein Berg, das Meer, ein Stück Holz, ein Kieselstein, eine Muschel, ein Fisch, eine Blume oder ein Thier.

b) μῦθος von dem ägyptischen Muth oder mors. Philo Biblos übersetzt den Ausdruck Muth, den er in dem Text des Sanchoniathon findet, durch θάνατος.

gar einige den Jupiter zur obern Luft, und die Juno zur untern Luft machen? Andere erklärten die Religion aus der Geschichte; will man dieses, so ist es nöthig, alles Unzusammenhängende abzusondern, die Data der Mythologie in der Geschichte des Volks und ihrer Beherrscher aufzusuchen; Acht zu geben, ob nicht manches Hemonymien sind, daß also das nicht alles verschiedene Wesen sind, was man oft dafür annimmt. Endlich legen andre die Göttergeschichten bildlich oder figürlich aus; hierher gehören die Neuplatoniker. Mir scheint ihre Art zu erklären ganz unnatürlich; denn nach dieser Erklärungsart legte man wilden und unwissenden Nationen eine Kenntniß der verborgensten Ursachen der Natur bey, und glaubte unter den häufigen läppischen Gebräuchen dummer und roher Menschen die geistigen Ideen der tiefsinnigsten Metaphysik zu entdecken. Nach dieser Methode kann man leicht alle Schwierigkeiten überwinden, wenn man nur etwas Einbildungskraft hat, und jedes Faktum, das man in irgend einer Religion antrift, leicht nach seinen eingebildeten Ideen erklären. Es giebt mystische Allegorien des Plutarch und Porphyr, welche behaupten, daß diese gemeinen Gegenstände eben so viel Sinnbilder des höchsten Wesens gewesen sind.

Ich versuche es jezt, aus allen diesen Religionen gewisse allgemeine Resultate herauszubringen, die für den nachdenkenden Mann und Menschenfreund von Wichtigkeit sind, und vergleiche sie untereinander: zwar nicht so, daß ich wie Huetius alles auf Mosen beziehe, oder wie Irwing alle Religion als einen Rest von der Cultur der präadamitischen Welt her-

leite, sondern ich stelle mehrere Nationen zusammen, suche Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die die Religionen unter sich haben, auf, frage nach den Ursachen von beyden, und zeige die Entstehung und Abänderung der Religions-Ideen bey so verschiedenen Völkern, wobey ich immer auf die vorhergehenden Abhandlungen als historische Belege verweise.

Ohne Glauben an das Daseyn und die Verehrung eines oder mehrerer höheren Wesen läßt sich gar keine Religion denken. Nicht jede Spur von Aberglauben ist schon Aeußerung von Religion; es giebt manche abergläubische Gebräuche, die eigentlich mit der Religion nichts zu thun haben. Wenn ein Volk noch so tief erniedrigt ist, und so wenig Begriffe hat, daß es gar nicht einmal an höhere Wesen ausser sich denkt; so kann man unmöglich von diesem Volk sagen, daß es Religion hat. — Sobald man einräumt, daß, um abstrakte Begriffe zu faßen, und, noch mehr, sie zu erfinden, der Mensch schon zu einem Grad von Aufklärung muß gekommen seyn, keiner aber leugnen wird, daß der Begriff von einem oder mehrern höhern unsichtbaren Wesen ein abstrakter Begriff sey; so wird man sich gar nicht wundern, daß es Völker gegeben hat und noch giebt, denen ein solcher Begriff mangelt. Man denke sich nur die Dummheit und Blödsinnigkeit mancher Völker, z. B. der Feuerländer, die nicht einmal den Verstand besitzen, das viele Treibholz, das an ihre Küsten kömmt, zum Bau von Hütten zu gebrauchen, oder Seehunde zu tödten, um sich mit ihren Fellen zu bedecken. Und diese Völker sollen Erfindungs-

bungsgeist genug haben, um auf abstrakte Begriffe zu kommen?

Wenn man sich mit der Geschichte der Menschheit bekannt gemacht hat; so muß man die traurige Wahrheit eingestehn, daß es allerdings Völker gegeben hat, und noch giebt, denen gänzlich der Begriff von einem oder mehrern Göttern fehlte, die also ganz ohne Religion waren. Von den alten Völkern, die ohne Gott waren, sind uns die Finnen *) bekannt, wie sie uns Tacitus (de moribus Germanorum c. 46.) schildert; sie hatten weder Waffen noch Pferde, noch Gottheiten, nährten sich von Kräutern, kleideten sich in Thierhäute und schliefen unter freiem Himmel. Ohne von Göttern oder Menschen etwas Böses zu fürchten, hatten sie das für menschliche Bemühung fast unerreichbare Glück erlangt, daß sie nichts zu wünschen hatten. In diesem traurigen Zustande ohne den Begriff irgend einer Gottheit befinden sich ferner, nach den Versicherungen der Reisebeschreiber **), einige Wilde im südlichen Asien, von Ceylon bis zu den entferntesten philippinschen Inseln, die in unzugänglichen Wäldern und Gebirgen schüchtern und zerstreut leben, nicht in Hütten, sondern in Felshöhlen und

*) Diese Fenni waren höchst wahrscheinlich Wilde vom finnischen Stamm, von welchem schon Leibnitz und andre mit Recht behaupteten, daß sie vormals viel weiter als jetzo über die nordischen Reiche und vielleicht selbst über einige Gegenden des nördlichen Teutschlandes verbreitet gewesen. S. Meiners historisches Magazin.

**) Dampier Voyage autour du Monde. Tom. II. p. 131. VII. 187.

Bäumen ohne alle Kleidung und künstliche Waffen, ohne Religion, Gesetze und Künste. Diesen nähern sich die Neuholländer, denen es gleichfalls an aller Kleidung, Wohnung und Waffen fehlt.

In Africa findet man die Buschhottentoten in Wäldern ganz ohne den Begriff von Göttern *). Die Californier im nördlichen America **) und viele Wilden am Oronoko und in Paraguay, die gar nicht einmal an Kleidung und Hütten dachten, haben gar keine Begriffe von Gottheiten, ja es fehlt ihnen sogar in ihrer Sprache an einem Wort, einen solchen Begriff auszudrucken. Ich weiß zwar wohl, daß man eingewandt hat, die Reisebeschreiber hätten die Sprache dieser Nationen entweder gar nicht oder nicht hinlänglich verstanden, allein theils ist dieses nicht bewiesen, theils finde ich es höchst glaublich, daß in einer Sprache der Begriff von Gott fehlen kann, da wir wissen, daß es mehrern Völkern in ihrer Sprache an einem Ausdruck fehlt, um nur über Zehne zu zählen. Einige strengere Theologen berufen sich auf Tradition, die vom Paradise aus über alle Nachkommen Adams sich soll erstreckt haben, und deswegen behaupten sie, daß bey allen Völkern der Erde der Begriff von einem oder mehrern Göttern sich finden müßte; sie finden es der Güte Gottes zuwider, wenn dieses nicht wäre.

Al-

*) Wie sehr widerlegt doch die Geschichte aller dieser Völker die Philosophen, welche einen dem Menschen angebornen Begriff von Gott annehmen!

**) Begerts Nachrichten von Californien. Manheim. 1772. S. 170. 171. Robertsons History of America. Vol. I. 381. 485.

Allein sehr schwer möchte der Beweis fallen, um zu zeigen, wie Feuerländer, Californier und Buschhottentoten vom Paradise aus diese Tradition erhalten hätten. Die Geschichte vielmehr lehrt, daß die Offenbarung Gottes sich sehr bald verloren, und viele Jahrhunderte erfordert wurden, um den reinen Begriff von einem Gott bey den Israeliten wieder herzustellen; und doch sollte sich diese Tradition bey dem grösten Verfall und gänzlicher Barbarey dem ohngeachtet fortgepflanzet haben *)? Und warum will man denn dem Menschen alle Erfindungskraft absprechen? Erfindet sich doch noch täglich der dumme Neger seinen Fetisch. Hat er doch sonst so herrliche Anlagen. Heißt es nicht, seinen Verstand einschränken, wenn er nicht aus eigener Ueberlegung und eigenem Nachdenken zu dem Begriff höherer unsichtbarer Wesen gelangen könnte? Hierzu gehört freilich ein Grad von Cultur; und eben deswegen ist es auch möglich und glaublich, daß es Völker gegeben hat, die einen solchen abstrakten Begriff nicht hatten, weil sie, fast mögte ich sagen, gar nicht denken, sondern nur empfinden und vegetiren.

*) Wie leicht vergißt der Mensch nicht Dinge, die ihm sehr wichtig sind! Wie viele Namen der Erfinder der wichtigsten Künste und Wissenschaften sind schon in die Vergessenheit übergegangen! Von wie vielen Völkern kennen wir die Vorfahren nicht mehr, oder sind doch deswegen sehr streitig! Ja ist nicht manche Kunst selbst verloren gegangen? Und dieser einzige so abstrakte Begriff sollte sich selbst bey den dummsten Menschen, die ihn kaum fassen konnten und für die er so wenig Interesse hatte, erhalten haben?

Nur zu dem Begriff von einem einzigen höchsten Wesen war Offenbarung selbst nöthig.

Wenn ich also behaupte, daß die Völker durch eignes Nachdenken und besondre Veranlassung zu dem Begriff von mehrern Göttern oder höhern Wesen gelangen konnten; so entsteht die Frage: was waren es für Wege, worauf die Menschen unter Anleitung ihrer Vernunft und der Erfahrung auf den Begriff von höheren Wesen geriethen, und waren Völker ohne Offenbarung im Stande, den Begriff von einem einzigen höchsten Wesen sich selbst zu bilden? Diese Untersuchung ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, es lassen sich viele Einwendungen machen, weil wir in allen historischen Denkmählern schon die Idee von einer Gottheit finden. Man hat von jeher viele Hypothesen hineingetragen, und nach Hypothesen seine Untersuchung angestellt, und hieraus denn Resultate gezogen, die auf diese Hypothesen gegründet waren, und die von einander sehr abwichen; daher kam es denn, daß einige vom Monotheismus und andre vom Polytheismus ausgingen. Meine Führerin soll die Geschichte seyn, ganz ohne Anhänglichkeit an eine Parthey, frey von Vorurtheilen; nicht geblendet von irgend einer Religions-Parthey will ich historisch meine Untersuchung anfangen, und daraus einige Resultate ziehen.

Die erste Frage war die: wie kamen die Völker in der Welt auf den Gedanken: es giebt höhere Wesen, als ihr auf Erden seht? Und hier, mögte ich fast sagen, finde ich bey jedem Volk eine andre Entstehung der Gottheit; bald war es Furcht, bald Gefühl der Ohnmacht und Schwäche, bald Anstaunen der großen Him-

Himmelskörper, bald Klugheit der Gesezgeber, bald Dankbarkeit, welche den Begriff höherer Wesen erweckte. Alles dieses beweiset die Geschichte in den vorigen Abhandlungen der so verschiedenen Religionen der Völker.

Schon die Stoiker glaubten, daß der Mensch auf vier Wegen zu dem Begriff von Göttern gekommen wäre. 1) Durch die Divination, und Beobachtung der verschiedenen Vorbedeutungen; er bemerkte, daß die Zukunft durch Zeichen angekündigt wurde, und schloß daraus auf ein Wesen, das die Zukunft besser einsähe, als die Menschen. Giebt es wirklich eine Divination, d. h. eine Kunst, aus Zeichen und Vorbedeutungen künftige Begebenheiten vorherzusehn, wie denn dies alle Völker eingestehn; so muß diese Divination durch höhere Wesen regiert werden. 2) Auf dem Wege der Dankbarkeit. Gerührt von den Freuden, die ihnen allenthalben zuströmen, beugten die Menschen ihre Knie vor übermenschlichen Wesen, von welchen sie glaubten, diesen Seegen erhalten zu haben. 3) Durch die Bewunderung. Die Menschen beobachteten die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper, und schlossen daraus, daß sie von übermenschlichen Wesen müsten regiert werden. 4) Die vierte Veranlassung war die Furcht. Man ward durch Erdbeben, Stürme und die übrigen Catastrophen in der Natur aufmerksam gemacht; die natürlichen Ursachen wuste man nicht auszumachen, man fiel daher auf Götter.

Die Stoiker selbst suchten noch durch andre Gründe, sich von dem Daseyn höherer Wesen zu überzeugen. 1) Der Begriff von Gott ist allgemein; es

läßt sich aber nicht denken, daß eitler Wahn allgemein unter allen Völkern des Erdbodens seyn könnte, Irthum wird doch gewiß von einigen als Irthum erkannt werden. 2) Es giebt Dinge in der Welt, die keine menschliche Hände, auch mit vereinten Kräften, hervorbringen können, wie z. B. Sonne, Mond und Sterne, Götter müssen sie also hervorgebracht haben. 3) Die Seele muß aus einer Quelle fließen, vom Körper kann sie nicht herkommen, es giebt daher eine Urquelle der menschlichen Seelen, und dies ist die Gottheit. 4) Es giebt eine Stuffenleiter von Wesen, die größte Vollkommenheit grenzt nicht unmittelbar an die niedrigste, dies lehren so viele Dinge in der Schöpfung, wovon einige ganz ohne Organisation sind, andre wol Organe aber keine Empfindung haben, andre zwar Empfindung aber keine Vernunft haben. Giebt es viele Wesen unter dem Menschen, so giebt es auch viele über ihm, seine Seele ist viel zu schwach, um die vollkommenste zu seyn; es muß noch vollkommenere geben, und diese nennen wir Götter.

Es giebt also mehrere Wege, um auf den Begriff einer Gottheit zu kommen, und hier scheint Furcht mehr als Dankbarkeit die erste Veranlassung zu dem Begriff höherer Wesen gewesen zu seyn; dies beweisen theils die Eindrücke der Furcht, die in allen Lehrge-

*) Wenn die Stoiker eine Allgemeinheit des Begriffs von Gott und Göttern unter allen Völkern annehmen, und Cicero sagt: nulla gens tam fera, cujus mentem non imbuerit deorum opinio: so ist dies leicht zu entschuldigen, weil es den Alten überhaupt an einer ausgebreiteten Erdkunde mangelte.

gebäuden des Aberglaubens sind, und warum z. B. einige Nationen wie in Cheico bloß den Teufel kennen, theils die Gebräuche, wovon die meisten dahin ab zielten, erzürnte Götter zu versöhnen. Die Furcht vor bevorstehenden Uebeln war Veranlassung, auf hohe und mächtige Wesen zu denken. So lange die Natur ihren gewöhnlichen Gang fortgeht, so genießt der Mensch ohne Cultur die Güter des Lebens, ohne nach der Urquelle zu fragen. Aber wenn die Natur ihren Lauf ändert, wenn Ueberschwemmungen entstehn, Orcane aufsteigen, und Blitze sich spalten, dann wird die Aufmerksamkeit des Menschen erweckt, und er in Erstaunen gesetzt. Der Anblick von ungewöhnlichen Begebenheiten erregt die Wisbegierde nach der Ursache, und nun führen Donner, Orkane und Erdbeben auf höhere Wesen, die dieses hervorbringen müssen. Mußten nicht Stürme, Donner, Blitz und Ungewitter und andre fürchterliche Scenen der Natur starken Eindruck auf die Menschen machen, den Gedanken von Gottheiten erwecken *), und sie bey jeder Wiederholung daran erinnern?

War der Mensch erst in diese Furcht gerathen, so ergrif er die erste beste Stütze, die ihm vorkam, und leicht fanden sich Menschen, die sich solche Leichtgläubig-

*) Tertiam causam posuit Cleanthes, quae terreret animos fulminibus, tempestatibus, nimbis, nivibus, grandinibus vastitate, pestilentia, terrae motibus et saepe fremitibus, lapideisque imbribus et guttis imbribus quasi cruentis; tum lapidibus aut repentinis terrarum hiatibus — — quibus exterriti homines vim quandam esse caelestem, et divinam suspicati sunt.

Cicero de natura deorum. L. II. cap. 5.

bigkeit zu Nutzen zu machen wusten. Bey den Wilden machen die Jongleurs hievon Gebrauch, indem sie diese unwissende Völker zu überreden suchen, daß jedes kleine Instrument, das sie besitzen mit einem lebendigen Geist versehen ist, der mächtig genug wäre, ihre Wünsche zu erfüllen. — Zu dieser Furcht gesellte sich noch der Gedanke von Abhängigkeit und Schwäche. Der Mensch hat zu mancherley Bedürfnisse, und zu viele Begierden, die er viel zu ohnmächtig ist durch seine eigne Kräfte zu erfüllen: besäße er Macht genug, so wäre er sich selbst ein Gott. Er kennt auch den Einfluß der ihn umgebenden Natur und ihrer Elemente nicht, kann jeden Erfolg nicht berechnen, noch weniger vorherbestimmen. Und je weniger er die Natur kennt, desto geneigter ist er bey dem Gefühl seiner Hülfsbedürftigkeit, sich an alles zu halten, was ihn umgiebt, und die ganze übrige Natur zu vergöttern. Er hält Ursache und Wirkung für einerley. Bemerkt er z. B. den wichtigen Einfluß der Sonne auf die Erfüllung seiner Wünsche; so wird er in ihr, ohne nach höhern oder weitern Ursachen zu forschen, die eigentliche Ursache oder das Wesen setzen, von dem er abhängt.

Eben daher kömmt es, daß der Uncultivirte mehrere Götter verehrte, die er in verschiedenen Gegenständen entdeckte, und sie sich bald als gütige bald als feindselige Wesen dachte. Sahe man ein Unglück; wie leicht war es da, auf höhere Wesen zu fallen, die dieses Unglück schickten, die aber auch Macht genug besitzen musten, um es wieder abzuwenden! Wie leicht war es, auf die Idee von bösartigen verwüstenden

den Wesen zu kommen, und wie verschiedne Wege gab es, um hiezu zu gelangen! Je unwißender und roher ein Volk war, desto mehr fürchtete es sich vor bösen Göttern, und vermehrte ihre Anzahl; beides aber ward bey größerer Aufklärung vermindert. So wie der Wilde mehrere feindselige als wohlwollende Neigungen besitzt, denn letztere entstehen erst alsdann, wenn man selbst Sicherheit und hinreichenden Unterhalt hat, so schreibt er auch seinen Göttern diese feindseligen Neigungen zu — Aber auch die vielen Bedürfnisse, die er stets empfindet, der Mangel, der ihn drückt, sein unfreundliches Clima, worunter er lebt, lassen ihn seine Gottheiten nicht als wohlwollende Wesen denken. Als Beispiel führe ich hier die Neger auf der Goldküste an, welche glauben, daß die Gottheiten der Europäer wohlthätige Wesen seyn müßten, weil sie diesen so viel Gutes erwiesen, ihre Götter hingegen bösartig und feindselig, weil sie nichts als Böses von ihnen erhielten.

So wie ein Volk aus guten oder bösen Geschlechtern entstand, so vermischten sich auch oft verschiedene und widersprechende Begriffe von der Gottheit. Tugend und Laster wurden bald denselben Gottheiten zugeschrieben, bald aber in verschiedenen Gestalten guter und böser Götter neben einander angebetet. Auf diese Art schlichen die Begriffe von einem guten und bösen Wesen sich in die Philosophie der aufgeklärtesten Völker. Der Mensch ward aufmerksam auf das viele Böse, das er in der Welt sahe; von der guten Gottheit, glaubte er, könne es nicht herkommen, er schuf sich also auch noch eine böse Gottheit. Daher nah-

men die persischen Weltweisen zwey höchste Götter an, einen guten und einen bösen Gott, den Oromasdes und Ariman. Nachher verbreitete sich diese Lehre in dem Grundsystem der orientalischen Philosophie.

Der Aegyptier verehrte im Typhon ein eben so feindseliges Wesen als der Perser im Ariman, und die Einbildungskraft griechischer Dichter machte aus dem Typhon den Typhoeus, jenen hundertköpfigen Riesen, den Juno ohne Hülfe eines Vaters gebar *).

Die Amerikaner haben ihre Götter und Teufel, die Neger ihren Horrey, die Römer ihre Furien und Erynniden, die Chaldäer ihren Beelzebub. Alle Völker dachten sich die bösen Götter unter schrecklichen Gestalten. Schrecklich war der Blick der Furien und Harpyjen bey den Römern, ihre Haare waren mit Schlangen durchflochten, in der einen Hand hielten sie eine brennende Fackel, und in der andern eine Geissel von Schlangen. Die Harpyjen waren schrecklich stinkende Raubvögel der Hölle, welche die Eingeweide der Menschen frassen. Ihr Gesicht, das Gesicht der Jungfrau war blaß von Hunger, Geifer floß aus ihrem Munde, und ihre Hände endigten sich in Krallen; die

*) Dieser Riese machte sich ein Vergnügen daraus, den Himmel durch Gebirge, die er auf einander gethürmt hatte, zu ersteigen, und verursacht noch jezt, nach den Sagen der Dichter, da Jupiter ihn durch seinen Donner zerschmettert, und unter dem Aetna begraben hat, durch seine convulsivischen Zuckungen die Ausbrüche des Vulkans.

*) Abbildungen von bösen Göttern findet man in den Hieroglyphicis oder Denkbildern der alten Völker. Amsterdam 1744. p. 219.

die jüngste der Eumeniden ist mit einem Katzenfell bedeckt, deren schönes blondes Haar von hinten in Schlangen sich endigt, und die mit ihrer angezündeten Fackel das Geschäft einer Mordbrennerin treibt. Die andre ist älter, mit blauen feurigen Schlangen um ihr Haupt geschlungen, sie schwenkt mit der einen Hand eine Schwefelfackel, und streuet mit der andern Schlangen in den Busen derjenigen, die sie entzündet. Die dritte ist alt blau und mager, hat ihre hängenden Schlangen voll giftigen Schaums in der einen Hand, und in der andern einen großen Stock; ein schwarzes unflätiges Kleid mit einem Schlangen-Gürtel hängt unordentlich um ihren runzlichen Leib. Die Indostaner haben für den bösen Gott ein sehr abscheuliches Bild Otau, dies hat den Kopf eines Maulwurfs, auf beiden Seiten mit vielen Armen, die mit allerley Gewehr zum Beschädigen, mit Hämmern, Säbeln, Feuerschlünden und Piken, versehen sind. Die Bewohner von Bisnagar, Mersinga, Decan und andern Reichen haben große schwarze schädliche und erdichtete Unthiere, welche durch tausend Menschen zugleich von einem Tempel nach dem andern gezogen werden. Der Aegyptier stellte sich seinen Typhon schrecklich vor, unter dem Symbol des Meers, welches den Aegyptiern der abscheulichste Greuel war, unter dem Bilde des Hippopotamus oder des Nilpferdes, unter der Gestalt des rothhaarichten Esels; lauter Bilder von äusserst verhaßten Gegenständen bey der Nation. Die amerikanischen Wilden dachten sich die bösen Götter in Riesengestalten mit Schweifen und Klauen, so wie noch jezt unter uns schlechte Mahler

den Teufel abzubilden pflegen. Die Neger in Africa denken sich ihren Horrey oder Teufel in Gestalt von schwarzen Hunden; die Gothen unter einem Wolf, der alle guten Götter verzehrte. Die alten Slavischen Völker in Europa hatten denselben Glauben, wie noch jezt das dumme Volk den Teufel sich in schwarzer Gestalt zu denken pflegt. Jeder stellt sich ihn unter Bildern vor, die ihm verhaßt sind, daher mahlt der eine seinen Teufel weiß, und der andre schwarz, je nachdem diese oder jene Farbe bey ihm beliebt oder gehäßig ist.

Eben so schrecklich und traurig war auch die Wohnung dieser Geister, man verwies sie unter Berge oder in öde unbewohnte Gegenden. Die amerikanischen Wilden wiesen ihnen wüste Inseln an. Gewöhnlich war es, ihre Wohnung unter feuerspeienden Bergen zu bestimmen, wie dieses viele heidnische Völker in Sibirien glaubten. Die Parsen am caspischen Meer meinen, daß der böse Gott unter dem Feuerfelde bey Baku begraben liege, und von seinem Fett die unaufhörliche Flamme unterhielte. Die Juden denken sich den Aufenthalt der bösen Geister als einen Schwefelpfuhl, wo beständiges Feuer brennt, und beständig Würme nagen. Die Calmyken stellten ihn sich als ein Meer vor, das aus Urin und Unflath besteht. Die Apalachiten bestimmen seine Wohnung in den Abgründen der höchsten Berge gegen Norden unter dem Bären mitten unter Eis und Schnee, und nennen ihn Cupai. Alle Nationen hielten die bösen Götter für die Urheber von allen Uebeln, besonders von gewißen Krankheiten. Sie waren die Störer der Ehe, hinderten den Fischfang,

fang, schadeten der Jagd, verletzten die kleinen Kinder oder tauschten sie aus, und unterhielten feuerspeiende Berge, heisse Quellen und Waldströme. Diesem ihrem schädlichen Einfluß suchte man auf alle Art zuvorzukommen. Die Sinesen bemahlten in dieser Absicht ihre Häuser und Schiffe mit Drachenbildern, die den Rachen aufsperrten. Die Grönländer und Tungusen rufen ihre Zauberer herbey, damit die bösen Götter ihnen nicht schaden können, so wie der dumme Pöbel unter den Christen noch oft zu alten Weibern flieht, um gegen den Einfluß böser Geister sicher zu seyn. Jede Krankheit hält der unaufgeklärte Mensch für die Wirkung eines bösen Geistes, und ruft deswegen den Jongleur, der sie vertreiben soll. Diese Geister sollten auch auf Menschen wirken, und mit ihnen in ein Bündniß treten, so daß alsdenn die Menschen übernatürliche Dinge bewirken könnten. So sollte ihr Einfluß sich auch auf Sonne und Mond erstrecken, und man glaubte durch Geräusch musicalischer Instrumente ihn zu hindern. Demzufolge überredete man sich noch unter den Ptolomäern, daß man durchs Geräusch des Systrums dem Typhon die Macht zu schaden benehmen könne. Etwas ähnliches findet man auch bey den Peruanern, welche Sonnen- und Mondfinsternisse für böse Vorbedeutungen hielten, und bey einer Mondfinsterniß glaubten, der Mond läge in Ohnmacht, und ihn deshalb durch Trompeten, Hörner, Trommeln und das Bellen der Hunde aus seinem Schlummer zu erwecken suchten. Sie riefen dabey beständig: Mama Quilla! Mama Quilla! Mutter Mond, erwache und vertheidige dich! denn

sie glaubten, wie die Chinesen, daß ein Fuchs den Mond angriffe, und diesen wollten sie durch den Lerm und das Bellen der Hunde in die Flucht jagen *).

Bey allen Völkern, die unter einem rauhen Clima leben, die viel den Orcanen, Stürmen und Erdbeben ausgesetzt sind, treffen wir mehr böse als gute Götter. Die Kamtschadalen haben viele feindselige Gottheiten, die theils in der Luft, theils auf der Erde, im Waßer und im Gehölze ihre Herrschaft haben; gute wohlthätige Wesen kennen sie fast gar nicht. Man vernachläßiget in Sibirien bey den Jakuten und Ostiaken, bey den Moskitos, Tartarn und Negern, und in einem großen Theil von Nordamerica die Verehrung wohlthätiger Gottheiten fast ganz, weil es allgemeiner Volksglaube ist, daß diese nicht schaden, und dem Menschen nichts böses zufügen können. Der Dienst bösartiger schädlicher Götter hingegen wird aufs pünctlichste getrieben. In Loango verehrt man einen bösen Gott Zambiambi, der ein Vater alles Bösen, aller Ungerechtigkeit, aller Meineide ist. Der gute Gott ist von selbst schon gnädig, aber dieser böse muß besänftigt werden. Und so findet man fast unter allen Völkern entweder einen oder mehrere böse Götter, denn jedes Volk entdeckt Böses in der Welt, und wünscht dafür einen Urheber zu finden.

So konnten aber auch glückliche Begebenheiten in der Welt, ein erfochtener Sieg gegen ein überlegenes Heer, reichlich gesegnete Felder, der Anblick der Blüthen

*) Briefe über America aus dem Italiänischen des Grafen Carlo Carli, übersetzt von Christian Gottfried Hennig 1785. 1 Theil 23ster Brief.

then im Frühling, und der reifen Früchte im Herbst, die Betrachtung einer Wiese, die mit so vielen tausend Blumen pranget, den Menschen auf Wesen aufmerksam machen, die dies alles hervorgebracht hatten, und so weise regierten. — Aber nicht dies allein waren die Wege, worauf man zur Idee von Gottheiten kam, es gab noch mehrere andre.

Die Gesetzgeber, die oft zu schwach waren, um das unbändige Volk zu regieren, setzten ein Wesen in den Himmel, das Tugend belohnt und Laster bestraft. Auf diesem Wege verschaften sie sich selbst mehr Ruhe und Ansehn, und stifteten das Glück ihrer Völker. Critias von Athen sagt *): es gab eine Zeit, da die Menschen, wie die Wilden, lebten, ohne Regierung und Gesetze, und sich bloß der Gewalt bedienten, da der Tugend keine Belohnung verheißen war, und die Laster keine Strafe zu gewarten hatten. Hieraus ersiehet man, daß die Menschen bürgerliche Gesetze erfunden haben, um dem Uebel Einhalt zu thun. Von der Zeit an hatte die Gerechtigkeit über das menschliche Geschlecht den Vorsitz: die Gewalt wurde eine Dienerin der Gerechtigkeit, und die Strafe verfolgte den Uebelthäter ohne Vergebung. Allein als die Gesetze die offenbare Beleidigung der Gerechtigkeit eingeschränkt hatten; so sannen die Menschen auf Erfindungen, wie sie einander heimlich Unrecht thun möchten.„ Und damals geschahe es, wie ich dafür halte, daß einige

*) Apud Sextum 9, 54. Ueber die Aechtheit dieser Stelle sehe man Warburton göttliche Sendung Mosis Theil 1. p. 653.

„verschlagene und listige Staatsleute, welche die mensch„lichen Herzen gut kannten, wider dieses Vorhaben „eine Gegenlist brauchten, indem sie Lehrsätze erfan„den, wodurch gottlose Menschen auch alsdann durch „Furcht in Zaum gehalten wurden, wenn sie etwas „insgeheim zu reden, zu denken, oder zu thun begrif„fen waren. Und dieses geschah dadurch, daß sie den „Glauben an einen Gott einführten, von dem sie lehr„ten, daß er unsterblich sey, alles wisse, und das „allervortrefflichste Wesen habe. Dieser Gott, wie „sie von ihm glaubten, könne alles, was die Sterbli„chen hienieden sagten oder thäten, hören und sehen. „Es könnten aber auch die allerersten Entschlüsse einer „sehr geheimen Bosheit ihm nicht verborgen werden, „weil die Erkenntniß seiner Natur wesentlich sey. Dies „thaten unsre Politici, und da sie diese Begriffe in „die Herzen prägten; so wurden sie die Urheber einer „Lehre, welche wunderbar wuchs und zunahm, indem „sie die Wahrheit unter der gestickten Decke einer Fa„bel versteckten. — Dies war nach meiner Meinung „der Kunstgriff, durch welchen die Sterblichen zuerst „dahin gebracht wurden, daß sie unsterbliche Wesen „und Naturen glaubten.„ — Colotes lobet es, daß bey bürgerlichen Verordnungen der erste und höchstwichtigste Artikel der Glaube an die Götter sey. Und dieser Glaube war es, wodurch mit Gelübden, Eidschwüren, Weissagungen und Verkündigungen Lykurgus die Lacedämonier, Numa die Römer, der ältere Jon die Athener, und Deukalion alle Griechen insgemein zu lenken suchten, und durch Hoffnung und Furcht unter ihnen die Religion in Ansehn erhielten. Cicero

macht folgende Einleitung zu den Gesetzen *): Sit igitur hoc a principio persuasum civibus, dominos esse omnium rerum ac moderatores deos, eaque, quae gerantur, eorum geri vi, ditione ac numine, eosdemque optime de genere hominum mereri, et, qualis quisque sit, quid agat, quid in se admittat, qua mente, qua pietate colat religiones, intueri: piorumque et impiorum habere rationem. Das erste Gesetz der Landesconstitution, sagt Archytas **), muß zur Unterstützung desjenigen gegeben werden, was sich auf die Götter, die Dämones, unsre Eltern, und überhaupt alles das bezieht, was gut und ehrwürdig ist. — So erfanden die Gesetzgeber die Religion, d. h. den Glauben an die Götter, und wusten die einmal bekannten Lehren auch heilig zu halten.

Selbst die Vorhersagungen der Zukunft, und die Weissagungen begeisterter Personen gaben Veranlassung, höhere Wesen zu erkennen ***), man hörte z. B. den Ausgang einer Sache vorher, erfuhr sein Glück oder Unglück, und daher glaubte man, daß es weisere Wesen geben müste, die den Menschen diese Aufschlüsse und Winke mittheilten. Lucrez will auch die Entstehung der Götter von den Bildern herleiten, die dem Menschen des Nachts im Traume vorschimmern; sie sahen, daß sich diese bewegten, legten ih-

*) Cicero de legibus II. c. 7.

**) Stobaeus de Rep. sermon. 41.

***) Saepe visae formae deorum, quemvis, non aut hebetem, aut impium, deos praesentes esse, confiteri coegerunt.

Cicero de natura deorum. L. II. c. 2.

ihnen Empfindung und Leben bey, und hielten sie für Götter.

Eben so war auch der Nutzen Quell zur Idee von Gottheit. Die Betrachtung der Sonne und des Mondes, und ihre großen Einwirkungen auf die Erde, musten bald machen, daß die Menschen sie für höhere Wesen ansahen, die weit größere Kräfte hätten, als sie. Es geht dem Wilden, wie dem Kinde, das über die Ordnung, Zweckmäßigkeit und Grösse einer Sache nicht nachdenkt, und daher sie nicht bewundert, sondern sie nur anstaunt. Jene großen Weltkörper also erregten nicht die Bewunderung des Wilden, denn Bewunderung setzt immer Kenntnisse voraus, sondern er betet sie höchstens an, weil er ihren Nutzen einsieht. Mußte nicht aus dieser Ursache vorzüglich die Sonne in Aegypten als höhere Gottheit angesehn werden, weil eben sie den Schlamm wieder austrocknet, der durch die Uebertretung des Nils das ganze Land bedeckte? Mußte nicht vorzüglich der Mond in eben diesem Lande als wohlthätige Gottheit angebetet werden, weil er dem Lande, das sehr nach Wasser dürstete, den erquickenden Thau brachte? Der Stoiker Perseus sagte *): daß man alle nützliche Dinge mit dem Namen der Götter belegt, ja sie selbst für Götter gehalten hätte.

War

*) At Perseus, Zenonis auditor, eos, dicit, esse habitos deos, a quibus magna utilitas ad vitae cultum esset inventa: ipsasque res utiles et salutares deorum esse vocabulis nuncupatas: ut ne hoc quidem diceret, illa inventa esse deorum, sed ipsa divina.

Cicero de natura deorum. Lib. I. c. 15.

War nicht die Unwissenheit der Völker mit der Natur Ursache, daß man natürliche Wirkungen auf der Erde höhern Wesen zuschrieb, und nun diese höhern Wesen sich als Bewohner von verschiedenen Gegenständen auf Erden dachte? Aus dieser Quelle entstand der ganze Fetischismus, der sich so allgemein verbreitet hat.

Andre leiten die Entstehung der Götter aus der Betrachtung des Himmels und der Erde her *). Von Ohngefähr, sagt Cicero, kann die Welt nicht entstanden seyn, sie muß das Werk eines weisen Meisters seyn. So wenig die Jahrbücher des Ennius entstehen werden, wenn man einen Kasten mit Buchstaben ausgießt, so wenig ist auch die Welt ein Werk des Ohngefährs. Könnte die Zusammenkunft der Atomen eine Welt bilden, warum sollten denn diese Atomen nicht auch Städte hervorbringen können? Wenn Menschen beständig unter der Erde wohnten in den schönsten und prächtigsten Häusern, geschmückt mit den schönsten Gemählden, und mit allen den Dingen

*) Quid enim potest esse tam apertum, tamque perspicuum, cum coelum suspeximus, coelestiaque contemplati sumus, quam esse aliquod numen praestantissimae mentis, quo haec regantur?

Cicero loc. cit. l. 2. c. 2.

Praeterea, coeli rationes ordine certo,
Et varia annorum cernebant tempora verti;
Nec poterant quibus id fieret cognoscere caussis:
Ergo perfugium sibi habebant, omnia Divis
Tradere, et illorum nutu facere omnia flecti.

Lucretius. L. V. v. 1182.

versehen, welche die Glücklichen der Erde besitzen, aber nie unsre jetzige bewohnte Erde gesehn hätten, durchs Gerücht und Tradition aber wüsten, daß es ein gewisses göttliches Wesen gäbe, und nun nach einiger Zeit der Abgrund der Erde sich öffnete, und sie aus ihren verborgnen Wohnungen auf die bewohnte Erde kämen; würde da nicht der Anblick von Erde, Meer und Himmel, die Größe der Wolken, die Kraft der Winde, die große schöne und prächtige Sonne, deren Licht sich am ganzen Himmel verbreitet, und den Tag bestimmt; würde nicht dieses mit dem Anblick einer sternenvollen Nacht und des wechselnden Mondes sie auf den Gedanken bringen, es giebt Götter, und diese so grossen Werke sind von ihnen hervorgebracht? (Cicero de natura deorum. L. II. c. 37.

Aufgeklärte Völker und Philosophen konnten freilich auf diese Art zur Idee von einer Gottheit kommen, allein bey mehreren unaufgeklärten Völkern war dies der Fall nicht, denn viele davon bekümmerten sich gar nicht um die Entstehung der Erde. Viele amerikanische und sibirische Völker fanden es im höchsten Grade lächerlich, wenn man sie fragte, wie der Himmel und die Erde entstanden wären, und wer sie hervorgebracht hätte? Hier findet sich wieder ein Beweis, wie sehr man irre, wenn man einen allgemeinen Begriff von Göttern über die ganze Erde annimmt, aus der Ursache, weil doch alle Völker, bey einer geringen Betrachtung des Himmels und der Erde, auf diese Idee kommen mußten.

Soviel bleibt ausgemacht, daß der bey weitem gröste Theil der Völker mehrere höhere Wesen oder übermensch-

menschliche Naturen angenommen hat. Kam es aber auf die Frage an: wie soll man sie verehren, so modificirten sich die Begriffe verschieden, und man fiel auf verschiedne Gegenstände, worin man sie anbetete. Hiezu trug nun Aufklärung, Lebensart, Clima und Regierungsform sehr vieles bey. Solche Völker, die auf der untersten Stuffe der Cultur standen, oder doch eine Religion hatten, die davon herstammte, dachten sich ihre Gottheiten ganz sinnlich, als Menschen, aber von einer vortrefflichen Gestalt, und schrieben ihnen menschliche Eigenschaften, Bedürfnisse, Freuden und Leiden *) zu. Ja man sprach sogar von Geburten und Verwandlungen der Götter, von Krankheiten, Verstellung, von Erbfolgen, Niederlagen und Entsetzungen. Bekannt ist die neunmalige Menschwerdung des Wischnu, die Geburten der Götter im Homer, die Dynastien der Götter in den asiatischen Volks-Religionen, der Streit des Typhon mit dem Osiris, die Verwandlung der indischen Götter, die Rachsucht der Juno gegen Troja, der Betrug, den man dem Jupiter spielte. Daher kam es auch, daß mehrere Völker ihre Geburt von Göttern oder übermenschlichen Wesen herleiteten. Dies thaten die alten Chaldäer, Phönizier, und die Peruaner, die ihre Inkas für Söhne der Götter halten. Die alten Celten leiteten ihr Geschlecht vom Teut oder This ab. Alle diese Völker musten also sich ihre Götter als Menschen oder Könige denken, die vormals auf der Erde geherrscht hatten. Die Hindus glau-

*) Diese wurden vorzüglich in den eleusinischen und thracischen Mysterien vorgestellt.

ben nicht bloß, daß sich die Götter aus Furcht vor Riesen in Steine verwandelt hätten, sondern daß sie auf mannigfaltige Art wären hingerichtet worden, und gleich andern Menschen nach ihrem Tode in den Oertern der Qual wären gezüchtiget worden. Die Phrygier stehen in der Meinung, daß ihr Gott nur im Sommer lebe und erwache, im Winter aber schlummere. Die Otaheiter glaubten, daß, so wie die Götter Menschenseelen verzehrten, eben so die Seelen der Menschen wieder die Götter verschlingen könnten. In dieser ersten Periode der Cultur war die Verehrung sehr sinnlich; so wie man seinen Freunden Geschenke machte, so brachte der Mensch der Gottheit Geschenke und Wohlgerüche auf Altären. Man dachte sich die Gottheit menschlich, und entlehnte sich den Begriff dazu von seinen Königen, und nun bedurfte sie Bediente, Geschenke; man erbauete ihr Häuser, worin sie wohnen sollte, und hielt diese Häuser besonders für heilig. Hier ist die Quelle, warum man in den alten Religionen so viele Gottheiten in Menschengestalt findet.

Unter allen Völkern aber gab es wol keins, das niedrigere Begriffe von seinen Göttern hatte, und grössere Schandthaten davon erzählte, als die Kamtschadalen und Neger. Die Kamtschadalen wissen nicht einmal, ob ihr Kutka der Schöpfer von Kamtschatka ursprünglich ein Gott oder Mensch gewesen ist, aber das wissen sie, daß er vormals als einer ihrer Vorfahren gelebt, sich genährt, gekleidet und beschäftigt habe; daß er von seinem Weibe, seinen Kindern und Verwandten oft gemishandelt, und sogar von den ver-

ächtlichsten Thieren als ein Blödsinniger oder Verrückter verspottet und hintergangen worden. Fast eben so wunderlich ist die Erzählung der Neger von ihrem Gott Nanni, der von einer grossen schwarzen Spinne hervorgebracht wurde. Seine Mutter gab ihm Unterricht, wie er ohne Arbeit in der Welt leben könnte, wenn er Menschen und Götter auf eine geschickte Art betröge. Sie lehrte ihn, wie er Hühner verzehren und Eyer aussaufen, und doch beide so dem Schein nach ergänzen könnte, daß der Fetis sich damit befriedigte. Nanni verlor bey Gelegenheit eines seiner Diebes-Streiche beide Arme, allein dies hinderte ihn nicht, daß er nicht Holz gehauen und andre Geschäfte verrichtet hätte, zu welchen nothwendig Hände und Arme erfordert werden *).

Einjeder bildet sich seinen Gott verschieden, und verehrt ihn auf eine andre Art. Anders denkt sich seinen Gott das Kind, anders der Mann. Man kann von einem Kinde noch nicht die Begriffe eines Mannes erwarten; es kann auch die Majestät der Gottheit im Blitz und Donnerwetter bewundern, Landplagen als eine Strafe der Gottheit ansehn, Dankbarkeit gegen dieses Wesen äussern, aber bey diesen Begriffen ist immerhin noch Schwäche und Unvollkommenheit, es ist bey dem Lichte noch Schatten. So kann auch ein Volk nicht auf einmal eine reine Gottesverehrung haben, sondern diese wird allmählig steigen, so wie das Volk sich aus der Barbarey erhebt; und daher wird die Gottheit unter demselben Volk nach den verschie-

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. S. 253. Römers Nachrichten von Guinea S. 43.

schiedenen Perioden ihres politischen und wissenschaftlichen Zustandes verschieden verehrt werden, und von diesen Abänderungen in den Religionen werde ich weiter unten handeln.

Eben so bestimmt auch das Clima und die Lebensart die Idee von der Gottheit und ihren Eigenschaften. Der Mensch denkt sich die Gottheit nach seinen verschiednen Begriffen von Glückseligkeit. Ganz anders waren die Vorstellungen der celtischen Völker, als der asiatischen. Der Asiate, der seine gröste Glückseligkeit in Ruhe setzt, und von dem es eintrift, was die Italiäner sagen: das köstliche Nichtsthun ist die erste Glückseligkeit in einem heissen Lande, legt auch gleiche Eigenschaften seinen Göttern bey, und spricht daher von ruhenden Göttern. In Indien setzt man die Vollkommenheit des höchsten Wesens in Unthätigkeit, denn die Bewohner dieses Landes halten diese für das höchste Gut. Unthätigkeit ist bey ihnen der vollkommenste Zustand und der vornehmste Gegenstand aller ihrer Wünsche. Das höchste Wesen wird von ihnen unter dem Namen des Unbeweglichen (Panamanack) verehrt. — Völker, die die Ruhe liebten, glaubten, die Gottheit bekümmere sich gar nicht um die Angelegenheiten der Menschen, oder sie theile nach Willkühr, und oft ohne Verdienst, Glück und Unglück aus, misgönne dem Menschen seine Wohlthaten, habe Blitze in Bereitschaft gegen die, welche sich des Genusses derselben in unbefangner Sicherheit freuten, sey leicht zu beleidigen, und müsse mit dem, was dem Menschen das Kostbarste sey, ausgesöhnt werden. Kurz sie verbanden hiemit die Begriffe eines

De-

Despoten, ihr Gottesdienst gründete sich also mehr auf Furcht, als auf Liebe.

Ein Volk, das unter einem gütigen Himmelsstriche lebt, und hinreichenden Unterhalt findet, denkt sich seine Götter als wohlthätige Wesen. Droht ihm eine Gefahr, seine Gesundheit, seine Freiheit, sein Leben zu verlieren; misrathen seine Felder, treten die Flüsse aus ihren Ufern, so nennt er seine Gottheit ein zorniges, feindseliges böses Wesen. Im kalten Norden, da man Bewegung und Krieg liebt, singen die Dichter von Göttern, die Krieg geführt haben, und Helden gewesen sind; daher findet man in ihren Religions-Geschichten Kämpfe der Helden mit den Göttern, Erzählungen von dem Beystand, welchen die Götter den Helden im Kriege leisteten, man erwarb sich die Gunst der Götter durch löbliche Thaten und kriegerische Unternehmungen. Man legte der Gottheit eine immerdauernde Wirksamkeit geistiger und körperlicher Kräfte bey. Die Scythen verehrten Götter, die fast ganz mit dem Herkules, Mars und Apollo der Griechen übereinkamen *). Die alten Deutschen rechneten Tapferkeit und Stärke vorzüglich unter die Vollkommenheiten ihrer Götter, und eine ähnliche Gottheit verehrten die Hunnen und Alanen **). — In andern Gegenden, wo die Hitze nicht stark, und der Körper weniger durch sie geschwächt wird, und größerer Hang zu sinnlichen Vergnügungen ist, da dichtete man der Gottheit ein besonderes Wohlgefallen an der Geschlechtslust an. Daher entstanden alle die Fabeln,

*) Herodotus. L. IV.

**) Ammianus Marcell. L. XXXI. c. 3.

beln, welche man auf der Insel Cypern von dem Liebesgott und der Venus, in Syrien vom Adonis, und an vielen andern Orten von Liebesbegebenheiten der heidnischen Götter erdachte.

Lebte ein Volk unter Despotismus, wie vorzüglich im Orient; so wird Macht, so wie sie die erste Eigenschaft eines Despoten ist, auch die erste in der Gottheit seyn, es denkt sich seinen Gott als König, der großen Hofstaat und viele Bediente nöthig hat, und die Gebräuche sind mit Pracht verbunden. In diesem Fall war du Val vor seiner Aufklärung, er dachte sich Gott als einen französischen König, der eben soviel Hofstaat hatte, als der König von Frankreich, und daher war es ihm äusserst unerwartet, als er hörte, daß Gott nicht fehlen könnte.

Von dieser Seite betrachteten viele Völker ihre Götter, und unterhielten deswegen auch Priester, die als Bediente in dem Hofstaat der Götter, und als ihre Vertrauten, wodurch die Menschen einen Zugang zu ihnen erhielten, anzusehen waren; ich darf hier nur an den Osiris in Aegypten, den Jupiter der Griechen und Römer, den Odin der alten Deutschen, und den Dalailama in Tibet erinnern.

Selbst das Temperament hatte auch hier Einfluß: der Mann vom sanften Charakter verehrt seinen Gott als wohlthätiges Wesen, das durch Sanftmuth und gütige Mittel seine Geschöpfe regiert, er hat selbst kindliches Zutrauen zu ihm, und betrachtet ihn als den Vergelter einer jeden guten That. Der man hingegen vom cholerischen Temperament, der Nachgeben und Güte für Schwäche hält, und in Stärke und

Macht

Macht Größe setzt, ehrt seinen Gott als einen Rächer und Donnerer mit Zittern, sein Gott ist eben so aufgebracht über eine jede Beleidigung, als er selbst, oder sein rachsüchtiger Regent; und ein solcher wird vorzüglich auf blutige Opfer denken. Die Loanger stellen sich ihren Gott als ein fürchterliches Wesen, als den Donnerer, als ein verzehrendes Feuer vor.

So sehr man nun überall die Gottheiten verehrte, so gab es doch auch Fälle, wo die Götter gewißen Mißhandlungen ausgesetzt waren. Auf den ersten Blick muß man sich hierüber wundern, allein wenn man bedenkt, daß unaufgeklärte Völker sich ihre Götter als Wesen dachten, die Menschen schaden und nutzen können, die zwar mächtiger als Menschen, aber doch eingeschränkt sind, die oft nach Launen und Eigensinn handeln, so laßen sich diese Mishandlungen leicht erklären. Sobald also die Götter nach ihrer Meinung zu ohnmächtig sind, um ihnen in ihren gegenwärtigen Nöthen zu helfen, oder sie durch sanfte Mittel nicht können gewonnen, oder vom Schaden abgehalten werden, so behandeln sie ihre Götter eben so, wie sie Menschen in ähnlichen Fällen behandeln würden. Die Neger und fast alle übrige Fetischen anbetende Völker machen sich gar kein Bedenken daraus, ihre Fetischen an Europäer gegen Kleinigkeiten zu verkaufen, und meistens sind es nur einer, oder einige, von welchen sie sich ungerne trennen, weil sie von diesen mehr, als von den übrigen, erwarten. Die Tungusen, Ostiaken und andere sibirische Heiden werfen nach einer unglücklichen Jagd oder Fischfange ihre Fetischen entweder voll Unwillens und Verachtung weg, oder

schla=

schlagen sie gar in Stücken, oder werfen sie ins Feuer, oder verkaufen sie auch, wenn sie von einigem Werthe sind.

Diese Sitte herrschte unter mehrern heidnischen Völkern. Während des Aufenthalts des Jesuiten le Comte in der sinesischen Stadt Nimpo fiel eine so anhaltende Dürre ein, daß alle Bäche und Canäle fast vertrockneten, alle Gärten und Felder in Gefahr waren, zu verdursten, und eine allgemeine Hungersnoth gefürchtet wurde. In diesen Nöthen opferte, und betete man unaufhörlich zu den Göttern, um ihren Zorn zu besänftigen, und das gegenwärtige sowohl, als das drohende Unglück abzuwenden. Als alle diese Gebete und Opfer unwirksam blieben; entschloß sich der Befehlshaber der Provinz, bey dem Gotte der Christen Hülfe zu suchen. In dieser Absicht ließ er die Jesuiten in Nimpo, unter welchen auch le Comte *) war, fragen, ob sie ihm erlauben wollten, in dem Tempel ihres Gottes seine Gebete mit den ihrigen zu vereinigen. Die klugen Väter antworteten dem sinesischen Mandarin voll Freude und Zuversicht, daß sie nicht bloß ihn, sondern sein ganzes Volk in dem Tempel des wahren Gottes zu sehen wünschten, und daß sein Gebet, wenn er es mit Inbrunst und lebendigem Glauben verrichten würde, gewiß würde erhört werden. Um den Gouverneur desto stärker anzuziehn und zu fesseln, entschlossen sich die Jesuiten, ihre Capelle auf das Prächtigste zu verzieren, und andre Anstalten zum Empfange einer so wichtigen Person zu treffen.

Mit-

*) Le Comte, Memoires sur les Chinois II. Vol. 12. Vol. I. p. 43. 44.

Mitten unter diesen Entwürfen erhielten sie die Nachricht, daß der Gouverneur am folgenden Morgen sehr frühe erscheinen werde, weil er schon um acht Uhr auf einem benachbarten Berge in Gesellschaft aller übrigen Mandarinen der Stadt einem Drachen ein grosses Opfer bringen würde. Nach dieser Botschaft liessen die Missionarien dem sinesischen Gouverneur so höflich als möglich vorstellen, daß ihr Gott ein eifersüchtiger Gott sey, der die Ehre, die ihm allein gehöre, nicht mit andern Göttern theile, und der keine Gebete und Opfer von den Verehrern anderer Götter annehme.

Nicht aber, daß man die Götter sogleich zerschmettert, wenn sie nicht helfen, sondern man fängt erst an zu drohen, weil man glaubt, daß man Götter und Heilige, wie Menschen, in Schrecken setzen könne.

Wenn in Aegypten ungewöhnliche verzehrende Krankheiten, oder andere Landplagen einbrachen, so drohten die abergläubigen Einwohner dieses Landes dem bösen Gott Typhon in Eseln, die sie für seine Geschöpfe oder wenigstens für seine Lieblinge hielten (Jablonsky pantheon Aegyptiacum. L. V. 2. §. 12.). Noch in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts trug man in Navarra, so oft eine anhaltende Dürre einfiel, das Bildniß des heiligen Petrus unter Begleitung der Obrigkeit, aller Geistlichen, und des ganzen Volks an dem Ufer eines Flusses her, und zugleich sang man: heiliger Petrus, hilf uns: heiliger Petrus, einmal, zweymal, dreymal, hilf uns; und wenn dann der heilige Petrus nicht antwortete, so ergrimmte das Volk, und schrie: hinab mit

dem heiligen Petrus in den Fluß *). Bey diesen heftigen Aeusserungen des allgemeinen Unwillens, that die Geistlichkeit Vorstellungen, daß man die Sache nicht aufs Aeusserste treiben müsse. Der heilige Petrus sey doch ein guter Patron, und werde gewiß bald helfen. Alle diese Versicherungen stellten aber das Volk nicht eher zufrieden, als bis die Geistlichen die Bürgschaft für den heiligen Petrus übernahmen; und wenn diese Bürgschaft geleistet war, so geschah es, wie man vorgab, selten, daß es nicht in den ersten vier und zwanzig Stunden geregnet hätte **).

Wenn aber alle Drohungen vergeblich waren, so wandte man strengere Mittel an, und beschimpfte oder mishandelte die Götter. Die Aegyptier geisselten den Typhon, und stürzten Esel zu seiner Beschimpfung oder ihm zum Trotze von Felsen herunter. Unter mehrern Wilden in Guiana prügeln die Zauberer, wenn der böse Gott gefährliche Kranke nicht verlassen will, sein Bildniß weidlich durch, um ihn dadurch zu zwingen, seine Beute zu verlassen ***). Eben so unehrerbietig behandeln alle sibirische Heiden ihre Götzen in grossen oder langdaurenden Unfällen. Sie schelten sie, werfen ihnen die dargebrachten Opfer vor, schmeissen sie an die Erde, oder in Ströme, oder prügeln sie auch ****). Auf eine ähnliche Art verfahren die Sinesen, und die übrigen südlichen Asiaten. Du Hund von

*) Meiners historisches Magazin III. B. IV. St. p. 754.

**) Saint Foix V. 103. 104.

***) Barrere Beschreibung von Guiana. S. 161.

****) Georgi's Russische Völkerschaften. S. 386.

von Gott, oder von Geist, sagen sie manchmal, wir haben dir einen schönen Tempel zur Wohnung gegeben, wir haben dich prächtig vergoldet, reichlich genährt, und hinlänglich beräuchert, und nach allen diesen erwiesenen Diensten, und Wohlthaten bist du undankbar genug, uns das Nöthige abzuschlagen. Nach diesen wörtlichen Mishandlungen geht man zu wirklichen Thätlichkeiten fort. Man bindet den Götzen mit Stricken, zieht ihn durch die Straßen, und bewirft ihn mit Koth. Wenn aber die Sinesen unter diesen Gewaltthätigkeiten von ohngefähr das erlangen, was sie wünschen; so stellen sie das Bild des Götzen mit grossem Gepränge wieder an seinen ehemaligen Platz, nachdem sie es rein gewaschen, und abgetrocknet haben. Sie werfen sich demüthig vor dem Bilde nieder, und entschuldigen sich, so gut sie können. Wir sind zwar, sagen sie, ein wenig zu voreilig gewesen; allein warum zögertest du auch so lange mit deiner Hülfe? Warum musten wir dich erst schlagen; und aus welchen Ursachen thatst du nicht gleich, und aus eigener Bewegung, was du nachher gezwungen thatest? Allein was geschehen ist; das ist geschehen. Wir wollen dich wieder vergolden, und verehren, wie vormals, wenn du des Vergangenen nicht weiter gedenken willst. O welche dürftige Begriffe hatten nicht diese Völker von ihren Göttern!

Wenn aber Beschimpfungen, Geisselungen und Verstümmelungen der Götter nicht hinreichend waren, ihre Trägheit zu erwecken; so setzte man alle Mäßigung aus den Augen, und überließ sich ganz seinem gerechten Unwillen. Wenn die Neger bey allgemeinen

verheerenden Seuchen von den Göttern nicht die Hülfe erhalten, die sie sich von ihnen versprochen hatten; so verbrennen sie ihre Bildnisse, und thun damit feierlich auf alle ihre fernern Wohlthaten Verzicht *). Eben so vernichten die Lappen ihre Götzen, wenn sie viele Rennthiere durch Seuchen verloren haben. Die Sinesen zerschlagen bey allgemeinen Landplagen sehr häufig ihre Götzen; doch behalten sie es sich vor, wenn in der Folge die zu lange verzögerte Hülfe erscheint, die zerschlagenen Statüen wieder aufzurichten, und nach der bisherigen Sitte anzubeten.

Merkwürdig ist eine Geschichte, die le Comte uns erzählt. Ein vornehmer Sinese zog in einer gefährlichen Krankheit seiner einzigen Tochter nicht nur alle Aerzte zu Rathe, sondern wandte auch alles an, was die Bonzen verlangten und vorschrieben, um die Götter, und besonders eine Gottheit des Orts, zur Rettung seines Kindes zu bewegen, welche ihm die Priester mit der größten Zuversicht verkündigten. Allein das kranke Kind starb, aller Gebete, Opfer, Gaben und Allmosen ungeachtet. Dieser Unfall kränkte den Vater so sehr, daß er sich entschloß, an dem ohnmächtigen, oder boshaften Gott öffentliche Rache zu nehmen. Er klagte daher die Gottheit vor dem Richter seines Orts entweder einer schimpflichen Ohnmacht, oder einer unverzeihlichen Bosheit an, und verlangte, daß sie, da sie alle seine Geschenke angenommen, und ihm doch nicht geholfen hätte, oder hätte helfen wollen, vernichtet, ihre Tempel niedergerissen, und ihre Priester verjagt werden sollten. Die Sache schien dem Rich-

*) Projart Geschichte von Loango rc. S. 310.

Richter zu bedenklich, als daß er sie selbst entscheiden könnte. Er verwies sie also an den Gouverneur der Stadt, und dieser aus derselbigen Ursache an den Vice-König. Dieser suchte den Kläger zu besänftigen, allein der gekränkte Vater bestand auf seine Klage, und betheuerte, daß er eher sterben, als die gerechte Züchtigung eines betrügerischen Gottes aufgeben wolle. Die Beharrlichkeit des Klägers nöthigte den Vice-König, den Proceß instruiren zu lassen, worauf er ihn an das höchste Gericht in Pecking schickte. Dies Tribunal ließ beide Partheien, den Kläger sowohl, als die Priester des Beklagten vor sich erscheinen, hörte Gründe und Gegengründe an, und that endlich nach mehrern Sitzungen den Ausspruch: daß der angeklagte Götze als ein dem Reiche unnützes Wesen auf ewig verwiesen seyn, daß sein Tempel geschleift, und daß seine Stell-Vertreter, die Bonzen, an seiner Statt strenge gezüchtigt werden sollten: welches Urtheil auch pünctlich vollzogen wurde *).

Weil einjeder sich auf seine Art seine Gottheit dachte, so konnte es nicht fehlen, daß man auf verschiedene Gegenstände der Anbetung fiel, und da gab es, wenn man alle Religionen der Welt betrachtet, wol keinen einzigen Gegenstand, der nicht an irgend einem Ort der Erde als göttlich sollte verehrt seyn. Man verehrte nicht allein Sonne, Mond und Sterne und alle Theile der Natur, sondern man fiel immer tiefer, man betete sogar sterbliche Menschen, Thiere und selbst Werke von Menschenhänden gemacht an;

*) Le Comte Memoires sur les Chinois. Tom II. 128. 129.

hieraus entstand denn der grosse Fetissendienst *) fast auf der ganzen Welt.

Man muß sich wundern, wie der Mensch vor so vielen Gegenständen hat niederfallen können, und sie als Gottheiten verehren. Allgemein herrscht der Glaube, daß ein gewisser Geist oder Manitu alles regiere. Dieser halte sich nun allenthalben auf, und sie entdecken ihn in so verschiednen Gegenständen. Man dachte sich die Wohnung dieses grossen Geistes in Flüssen, weil sie so schnell flossen, und die größten Dämme umwerfen konnten, und in Winden, weil sie unsichtbar wären, und doch große Kraft hätten. — Leicht fällt den wilden Völkern, besonders den Negern, die Wahl eines solchen Gottes, denn der erste, beste Gegenstand der ihnen aufstößt, ist ihr Fetisch, sey es nun ein Hund oder Katze oder ein anderes Thier. Kömmt ihnen nun dergleichen nicht vor, so fällt ihre Wahl auf einen Stein oder Stück Holz oder sonst etwas. Der neue Fetisch wird sogleich mit Geschenken überhäuft und angebetet. Ist dieser Fetisch ein Thier, so ißt man nicht von seinem Fleische, es würde ein großes Verbrechen seyn, es zu tödten. Viele haben eine solche Ehrfurcht für den Fetisch, daß sie ihn aus Ehrerbietung in ihrem Leben niemals sehen. So hatten die Franzosen hievon ein Beispiel, daß ein Negerfürst nicht zu ihrem Schiffe kommen wollte, weil das Meer sein Fetisch wäre, und weil man dort allgemein glaubte, daß, wer seinen Gott sähe, sogleich auf der Stelle sterbe. Sonderbar ist die Art, wie die Neger diesen Fe-

*) Ueber den Dienst der Fetischengötter, aus dem Französischen von Pistorius. Berlin, 1785.

Fetisch wählen. Auf der Halbinsel Yucatan hat man die sonderbare Gewohnheit, daß, wenn ein Kind geboren ist, man es nach einem von den Plätzen der göttlichen Verehrung bringt, und es da eine Nacht über ganz nackend an einer Stelle liegen läßt, die mit Asche, durch ein Sieb von Baumrinde gesiebt, bestreut ist, am Morgen gehen sie wider hin, und bemerken die Fußstapfen desjenigen Thiers, das sich dem Kinde genähert hat. Sie hielten Gold ganz gewis für den Fetisch der Spanier, weil sie sahen, daß diese das Metall so hoch schätzten. Als die Wilden auf Cuba wußten, daß eine spanische Flotte auf ihre Insel landen würde, meinten sie, man müsse sich dadurch zu helfen suchen, daß man den Gott der Spanier erstlich sich geneigt machte, und nachher ihn von sich entfernte. Sie rafften also alles ihr Gold in einen Korb zusammen. Seht da! sagten sie, den Gott jener Fremden; laßt uns ihm zu Ehren ein Fest feiern, um seinen Schutz zu erhalten; und ihn dann von unserer Insel entfernen. Sie tanzten und sangen, ihrem Religionsgebrauche nach, um das Gold, und warfen es dann ins Meer (Herrera. IX. 3.). Der Fetisch der Wilden Brasilianer ist gewöhnlich eine große trockne Kürbisflasche *), worein man Maizkörner oder kleine Steine wirft: jede Haushaltung hat ihre eigene, der man Geschenke opfert. Dies ist der Hausgott, der insonderheit der Wahrsagerkunst geheiligt ist: denn sie glauben, daß hierin der Geist seinen Sitz hat, und seine Antworten ertheilt, wenn man

*) Lerys Gesch. v. Brasilien. Cap. 9. und 15.

das Geräusch, das diese Art trockner Kürbisse macht, befrägt. Bey den Natches in Louisiana ist es ein kugelförmiger Stein, der in einem Umschlag von mehr als hundert Rehfellen aufs kostbarste verwahrt ist. Le Clerk *) erzählt von einer sehr angesehenen Gaspesierin von der Nation der Creuzträger, daß sie einen Herzenkönig von Carten, und einen Fuß von einem Trinkglase als Gottheiten aufgestellt, und ihr Gebet vor denselben verrichtet habe. Die Mongolen beteten zwey Stäbe mit einem Queerholz an, worauf allerley Glitterwerk und mit Lumpen behangene Bilder unbekannter Vögel, als die vornehmsten Götter an. Die heidnischen Ostiaken in Sibirien betrachteten als einen Gegenstand der Anbetung eine Uhr, deren Bewegung sie nicht ergründen konnten. Die Malaien in Africa beteten ihre Dolche an, die ihnen desto heiliger waren, je mehr unschuldige Menschen sie damit ermordert hatten. Je unwissender nun ein Volk, desto niedriger und schlechter waren auch seine Fetissen; ich erinnere hier an die Fetissen, die aus Häuten, Federn, Gerippen und Klauen von Thieren bestanden; wie man sie bey Ostiaken, Wongulen, Floridanern und Caraiben antrift.

Keine gottesdienstliche Verehrung ist wol älter, als der Feuerdienst **): so daß es scheint, die ältesten Völker hatten ihn ursprünglich aus ihren Wohnsitzen mitgebracht, und nachher ihm nur eine neue Form ge-

*) Le Clerc. Cap. 13. S. 374.

**) Huetii demonst. evang. Propr. IV. c. 5. Selden de Diis Syris intr. de Nergal.

gegeben. Das Feuer ist das reinste Element, das vorzüglich die Aufmerksamkeit des Natur-Menschen an sich zieht; es schien den alten Nationen ein Ausfluß der Sonne zu seyn, und wir treffen die Feuertempel fast in der ganzen alten Welt an. Der Asiate hielt das Feuer für die Seele der Natur, und die Orientaler setzten die ersten bekannten Altäre, die diesem Element errichtet wurden, auf den Berg von Aderbignan. Der blendende Glanz des Feuers, und seine unbekannte Natur, da es kein Körper ist, und daher eine Ausnahme von allen andern sichtbaren Dingen machte, konnte den rohen Menschen leicht verführen, es für eine Gottheit zu halten. Vorzüglich musten die Bewohner des Feuerfeldes bey Baku am caspischen Meer durch die brennenden Naphta-Quellen leicht zu einer Verehrung desselben gebracht werden. Die Scythen beteten das Feuer unter dem Namen Tabiti oder Esta an, wovon ἑστια und Vesta entsprungen sind. Der Feuerdienst war bey den Persern, Medern, Aethiopiern, Lybiern, Celten, Slawen, Sarmaten; bey den Griechen in den Prytaneen; bey den Römern in dem Tempel der Vesta, und in der neuen Welt bey den Mexicanern. In den ältesten Zeiten verehrte man das Feuer nicht an bestimmten Orten und Festen, oder in Tempeln, nicht im Namen der ganzen Nation, nicht durch eigne Priester, sondern wo man hinkam, zündete man Feuer an, und betete es an, und gab ihm von allen Speisen und Getränken. Daher hatten die Perser zwar in den ältesten Zeiten, keine Tempel, keine Feueraltäre; aber doch schon ein heiliges Feuer. In spätern Zeiten nahm man das Feuer, so wie andre

Fetissen, mit in den Krieg: daher ließen die persischen Könige, in ihren Kriegen mit den Griechen, auf einem tragbaren Altar Feuer, als ein Symbol der Macht, vor sich hertragen *). Von den persischen Königen scheinen die römischen Kaiser im zweiten Jahrhundert die Sitte entlehnt, und an ihrem Hofe seit den Zeiten der Antonine eingeführt zu haben. Wenigstens war zu den Zeiten des Commodus **) es etwas ganz gewöhnliches, daß die Kaiser Feuer als Insignien vor sich hertragen liessen.

Sollte sich vielleicht auf diese Sitte ein Stück in der mosaischen Geschichte beziehn? Sollte vielleicht die bekannte Feuer- und Wolken-Säule ein natürliches Feuer seyn, welches des Nachts einen Theil des Heers, und besonders den Voranziehenden den Weg helle machte, und des Tages, da es vor den starken Sonnenstrahlen nicht gesehn werden konnte, durch den aufsteigenden Rauchdampf gleichsam eine dicke Wolke bildete? Die ältesten Völker waren ausserordentlich religiös, und suchten sich besonders bey

*) Curtius I. III. 3. In dieser Stelle wird der prächtige Aufzug des Darii beschrieben. Ignis, quem ipsi sacrum et aeternum vocabant, argenteis altaribus praeferebatur. Xenophon. Cyrop. l. VIII. Ammianus l. XXIII.

**) Commodus erlaubte, daß seiner Schwester der Lucilla kaiserliche Ehre widerfuhr, nemlich das Feuer vorangetragen ward Herodian. l. I. c. 8. Pertinax verbat diese Ehre: οὔτε τὸ πῦρ ἐάσας ἑαυτοῦ προπομπεῦσαι, οὔτε τε ἄλλο τῶν βασιλικῶν συμβόλων εἰς ὕψος ἀρθῆναι. Herodian. l. 2. c. 3 8. vom Quartinus. Herodian. l. VII. I. und vom Gordian l. c. c. 6.

bey grossen Unternehmungen auf alle Weise von dem Schutz und der Gegenwart ihrer Gottheiten zu überzeugen. Es wird wahrscheinlich, daß sie bald auf sinnbildliche Vorstellungen gefallen sind, die sie auch dann brauchen konnten, wenn sie gegen ihre Feinde zu Felde zogen; und was war hier bequemer, als ein vor dem Heer vorgetragenes Feuer? Moses sah als kluger Mann, daß der Gedanke an die beständige Gegenwart ihres Schutzgottes müste erhalten werden, wenn er den künftigen Empörungen vorbeugen wollte. Man erwartete nach dem Geist des Zeitalters den Schutzgott in einem Sinnbild, dies ließ Moses mit dem israelitischen Heer ziehen, um den Gedanken zu erhalten: daß die *) ganze Unternehmung auf besondere Autorität Gottes geschehe. Moses muste nach den Sitten ziehender Horden ein Caravanen-Feuer vorantragen **) lassen, und gab diesem das Sinnbild von seinem voranziehenden Gott (Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Th. X. S. 133. Fabers Archäologie der Hebräer. Th. I. S. 244.)

In

*) Dies war also Symbol der göttlichen Gegenwart. Gott selbst erschien, so oft er den Israeliten seine Gegenwart anzeigen wollte, im Feuer, welches gemeiniglich mit einer Wolke umgeben war; so wiederfuhr es dem Moses, als Gott ihm das Heerführeramt übergeben wollte, und so stieg er bey der Bekanntmachung der Gesetze auf Sinai in Feuer herab.

**) So laßen die Caravanen, die von Aegypten aus durch die arabische Wüste reisen, Feuer vor sich hertragen, damit sie den rechten Weg finden.

In der Folge der Zeit, als nomadische Völker feste Wohnsitze nahmen, verehrte man das Feuer an gewissen bestimmten Orten, nun erhielt es seine Tempel, seine Altäre und seine Priester. Man findet Feuertempel in der alten und neuen Welt. In Louisiana haben die Natches einen Tempel, worin immerwährendes Feuer als das reinste Sinnbild auf Altären lodert. In diesem Tempel werden die Leichname ihrer Fürsten und ihrer Familien-Oberhäupter aufbewahret. Unter den Völkern in America, wie z. B. den Peruanern, die sich von dem Jäger- und Fischerstande schon entfernt, und feste Wohnungen sich erwählt haben, findet man dergleichen Feuertempel. Bekannt sind die Feuertempel der spätern Perser, die Prytaneen bey den Griechen und der Tempel der Vesta bey den Römern. Bald verfiel man auch darauf, dies Feuer in Bildern anzubeten, oder doch vor den Göttern unauslöschliches Feuer *) zu unterhalten. Pausanias sagt: daß in dem berühmten Prytaneo zu Athen eine Bildsäule des Friedens und der Vesta gewesen. Sobald das Feuer unauslöschlich wurde, das heist, beständig auf Altären sollte unterhalten werden, so wurden auch Diener desselben oder Priester erfordert. In Louisiana haben die Natches eine beständige Wache in dem Tempel, welche die Aufsicht über die Erhaltung des Feuers hat. Der Gedanke herrschte von alten Zeiten her, daß die Gottheit des Feuers nicht dürfte befleckt werden, aus dieser Ursache verbrannte man keine Leichen, und daher durften Weiber zu gewissen Zeiten sich

*) Auf dem Brandopfer-Altar der Israeliten war ein ewiges Feuer, worüber die Priester die Aufsicht hatten.

sich dem Feuer gar nicht nähern. Die Priester in Persien beteten es mit verschlossenem Munde an, um es nicht zu entheiligen und durch ihren Athem zu verunreinigen *). Man pflegte es mit trocknen Reisern zu unterhalten. Alle morgenländische Völker glauben, daß jungfräuliche Hände das Feuer entheiligen, daher gab es in Persien keine Vestalinnen. In Peru und bey den Irokesen hingegen gab es Jungfrauen oder Priesterinnen des Feuers, die eben so strenge gehalten wurden, als bey den Römern, und eine ewige Jungfrauschaft schwören musten. Keine Mannsperson durfte sich ihrem Kloster nähern, sogar der König enthielt sich des Besuchs. In diesen Orden wurden keine andre aufgenommen, als die von dem Geschlecht der Sonne abstammten, dies geschah in ihrem achten Jahr, damit sie noch völlig unschuldig waren. Bey den Mexicanern wurde gleichfalls in Tempeln ewiges Feuer unterhalten, es wurden Jungfrauen aus allen Ständen darin aufgenommen, die aber nur ein Jahr darin zubrachten; sie assen gemeinschaftlich und schliefen in grossen Sälen. — Die Vestalinnen bey den Römern **), welche das heilige Feuer unterhielten, stammten aus Alba her, die Strenge ihrer Sitten ist bekannt. Sie, die das reinste Element unterhielten, musten auch selbst rein seyn. Hatte eine Vestalin die Regeln der Keuschheit übertreten, so wurde sie lebendig eingegraben. Man hielt dieses Feuer für so heilig,

*) Man sehe den ersten Theil dieses Buchs S. 189. Es durfte zu keiner andern Zeit erlöschen, als bey dem Tode des Königs.

**) Lipsius de Vesta et Vestalibus,

lig, daß man glaubte, es müße, wenn es verlösche, nicht anders, als durch den Blitz des Jupiters, angezündet werden. Numa setzte nur vier Vestalinnen ein, nachher unter dem Tarquinius Priscus und Servius Tullius kamen noch zwo hinzu, so daß es sechse waren. Die älteste hieß virgo maxima oder ἡ πρεσβευοῦσα. Anfänglich wurden sie von den Königen, nach deren Vertreibung aber vom Pontifex Maximus gewählt *). Nach dem papischen Gesetz wurde in der Versammlung des Volks vom Pontifex Maximus aus zwanzigen Eine gewählt, die nicht unter sechs, aber auch nicht über zehn Jahre alt seyn durfte. Sie alle waren aus den vornehmsten Familien.

So allgemein war der Feuerdienst, daß man ihn bey wilden und gesitteten Völkern antrift. An ihn grenzt am nächsten die Verehrung der Sonne, des Mondes und der Gestirne, diese war schon früh unter den alten Völkern eingeführt. Und welcher Gegenstand verdient wol mehr Anbetung, als die Sonne, wenn je ein Körper angebetet werden soll? Giebt es wol einen majestätischeren Auftritt in der Natur, als den Aufgang der Sonne, wenn dieses Gestirn sich als ein Feuer-Meer am Himmel erhebt, und seine Strahlen über die Erde verbreitet? Wie wohlthätig ist ihr Feuer, das nicht, wie das irdische, verzehrt und zerstört, sondern belebt und ernährt! Schon so viele Jahrtausende hat sie geleuchtet und leuchtet noch immer fort, ohne sie würde ewige Nacht uns bedecken, sie ist die Urquelle des Lichts, das allen andern Körpern Licht mittheilt. Und wie wichtig ist sie für den Bewohner der Erde, der

*) Gellii noctes l. I. c. 12.

der von Ackerbau lebt! Wie erwärmt sie seine Felder, wenn der Regen sie befeuchtet hat! Wie leicht konnte daher ihr prächtiger Anblick und ihr wohlthätiger Einfluß den Menschen bewegen, sie zur Gottheit zu erheben! Daher treffen wir ihre Verehrung nicht allein bey den uncultivirten Völkern des Alterthums, sondern auch noch bey den jezigen Wilden, bey den Malabaren, einigen Negern und americanischen Völkern an. Anfänglich wurde die Sonne ohne Bild verehrt. Die Perser hatten schon lange Asien, die griechischen Inseln und Aegypten erobert, als sie Sonne und Mond immer noch ohne alle Tempel und Statüen verehrten. Erst Artaxerxes Mnemon soll der Sonne und dem Mond Tempel erbauet, und Statüen errichtet haben. Der Mensch wünschte etwas sinnliches zu haben, das er stets anbeten könnte, denn oft war die Sonne mit Dünsten umhüllet und nicht zu sehn, oder sie beschien auch die andre Hälfte des Erdkreises; deswegen machte er sich Bilder, die anfänglich von ihr selbst entlehnt waren, nachher aber in menschenähnliche Gestalten übergingen. Die älteste Verehrung der Sonne in Aegypten war die Gestalt eines mit Strahlen umgebenen Antlitzes, und solche Abbildung fand man auch in einer der ältesten Felsengrotten Aegyptens. Vorzüglich wurde sie in dem alten Heliopolis verehrt, welche Stadt wegen des Sonnendienstes berühmt ist *). Die Perser verehrten sie unter der Gestalt einer Cristallscheibe; eben dies thaten die Päonier, ein celtisches Volk,

*) Ἡ τȣ̃ Ἡλίȣ πόλις ἐπὶ χώματος ἀξιολόγȣ κειμένη, τὸ ἱερὸν ἔχȣσα τȣ̃ ἡλίȣ.

Strabo XVII. p. 805.

Volk, nur, daß diese glaubten, diese Scheibe wäre an einer langen Stange befestiget. Die alten Peruaner beteten sie unter dem Symbol eines unbearbeiteten Steines, oder unter dem Bilde einer goldnen Scheibe an. Bey den Rhodiern ist der ungeheure Coloß der Sonne bekannt.

Aus diesen Bildern wurden in der Folge menschenähnliche Gestalten. In Aegypten bildete man einen alten Regenten, den Osiris, mit einem Sonnen-Gesicht, und betete ihn an, man vergaß aber bald, daß Osiris die Sonne vorstellte, und hielt ihn für eine von der Sonne ganz verschiedene Gottheit, obgleich Osiris das Bild der Sonne war. In Chaldäa verehrte man die Sonne als eine Gottheit unter dem Namen Bel oder Baal, welches soviel heißt als Herr *), in Phönizien unter dem Namen des Molochs oder eines Königes. Anfangs hatten die Statüen, die man ihm widmete, nichts ähnliches mit der menschlichen Gestalt, wie nachher, sie verehrten ihn mit vier Augen und sechs Flügeln. Bey den Persern verehrte man in spätern Zeiten die Sonne unter dem Bilde des Mithras **), der auf einem prächtigen Wagen mit schönen Pferden fuhr. Die Britten beteten die Sonne unter dem Bilde eines schönen herreichen Jünglings an.

*) Assyrios, constat, Saturnum (quem eundem et solem dicunt) Iunonemque coluisse, quae numina etiam apud Afros postea culta sunt. Unde et lingua Punica Bal Deus dicitur. Servius in I Aen.

**) Μίϑρας ὁ ἥλιος ἐν Πέρσαις· Hesychius. Und die Ueberschrift beim Gruter; Deo soli invicto Mithrae.

an, der unter den Sterblichen wandle, und sich mit den Töchtern der Erde vermische.

Sobald man der Sonne Statüen errichtet hatte, erbaute man ihr auch Tempel. Bekannt ist der berühmte Sonnentempel zu Hierapolis oder Baalbeck, wo man noch jetzt einen Adler findet, der ein Sinnbild der Sonne scheint gewesen zu seyn. Sonsten fand man darin, wie es Macrobius erzählt, ein goldnes Bild ohne Bart; es schwingt mit der rechten Hand eine Peitsche, in der linken Hand hält es einen Strahl und Aehren. Einen prächtigen Sonnentempel gab es bey den Natches in Louisiana, und in Peru fanden die Spanier die prächtigsten Sonnentempel, worunter sich vorzüglich der Tempel zu Cuzco auszeichnete, worin die Wände von oben bis unten ganz mit Gold überlegt waren. Ueber dem Altar war das Bild der Sonne auf einer Goldplatte, von ungemeiner Dicke. Eben deswegen weil man in Peru die Sonne für die älteste Gottheit hielt, und die alten Regenten ihr Geschlecht von den Göttern ableiten wollten; so gaben sich die Ynkas für Söhne der Sonne aus, die sie ausgesandt hätte, um dem Volk Aufklärung zu verschaffen, und es in nützlichen Kenntnissen zu unterrichten. Orpheus, der die Einwohner des Landes aus den Wäldern herauszubringen suchte, wurde auch für einen Sohn der Sonne gehalten. Die syrischen Könige nahmen ihre Namen, nach dem damaligen Gebrauch morgenländischer Könige, von der Sonne her. Auf dem berühmten Obelisk, welchen Sixtus der fünfte vor der Kirche S. Johann von Lateran aufrichten ließ, wird Ramesses, König in Aegypten, ein Sohn der Sonne, ein Sohn Gottes, ein himmli-

lischer und unsterblicher König genannt *), und Semiramis hatte, den alten Denkmählern zufolge, ebenfalls diesen Namen. Die äthiopischen Fürsten rühmten sich, von der Sonne abzustammen. Heliodorus läßt die Chariklea so reden: Sonne, Urheberin des Ursprungs meiner Ahnen.

Außer der Sonne verehrte man aber auch, als Gemahlin und Schwester der Sonne, besonders den Mond. Mehrere Ursachen konnten die Menschen antreiben, dies Gestirn göttlich zu verehren. Sein Einfluß auf die Erde, auf Gewächse, auf Thiere und Menschen ist groß, und die Alten **) machen ihn noch wichtiger, als er in der That ist. Er war es, der die Finsterniß der Nacht vertrieb, und die Geschäftigkeit des Menschen vermehrte, indem er ihn selbst bey Nacht thätig machte; mit seinem milden Schein begleitet er den

*) Ammianus Marcellinus. l. 17. c. 4. nimmt diese Stelle aus dem Buche des Hermapion. Ἥλιος βασιλεῖ Ραμέςῃ· δεδώρημαί σοι ἀνὰ πᾶσαν οἰκȣμένην μετὰ χαρᾶς βασιλεύειν· ὃν Ἥλιος φιλεῖ καὶ Ἀπόλλων. κρατερὸς φιλαλήθης ὑιὸς Ηρῶνος, θεογέννητος κτιςὴς τῆς ὀικουμένης, ὃν Ἥλιος προέκρινεν, ἄλκιμος Ἄρεως βασιλεὺς Ραμέςης Ηλό παῖς ἀἰωνοβιος.

Edit. Gron. p. 126.

**) Hoc esse sidus, quod terras saturet, accedensque corpora impleat, abscedens inaniat. Ideo cum incremento eius augeri conchylia, et maxime spiritum sentire, quibus sanguis non sit. Sed et sanguinem hominum etiam cum lumine eius augeri ac minui: frondes quoque ac pabula sentire eadem penetrante vi.

Plinius Hist. Natur. lib. II. cap. 99.

den Wanderer durch einsame Gehölze und öde Wüsten, und entzieht ihn tausend Gefahren, denen er sonst ausgesetzt wäre. Die Aegyptier verehrten den Mond weit eifriger, als die Sonne, vermuthlich deswegen, weil er ihnen in ihrem Lande, das so sehr nach Wasser dürstete, den erquickenden Thau brachte; sie beteten ihn unter dem Bilde der Isis *) an, die sie als Mutter dieser Wohlthat ansahn, und bildeten diese als Göttin des Mondes mit zwey Hörnern ab **), weil der Mond, wenn er ab- und zunimmt, Hörner zu haben scheint. Die Phönizier stellten den Mond bald in weiblicher Gestalt bald als Pyramide vor, sie belegten ihn mit dem Namen Astarte ***), diese hieß bey den Hebräern Astaroth. Im zweiten Jahrhundert nach Christi

*) Vetustissimos Aegyptios existimasse, duos esse Deos, aeternos et primos, solem nempe et lunam, quorum istum Osirin, hanc vero Isin appellarint.

Diodorus Sicul. l. I.

**) Τὸ γὰρ τῆς Ἴσιος ἄγαλμα ἐὸν γυναικήϊον, βούκερων ἐςι, κατάπερ Ἕλληνες τὴν Ἰοῦν γράφουσι·

Herodotus in Euterpe.

Isidem vero eandem cum Luna esse pronuntiantes, etiam eadem utramque imagine repraesentant, in qua cornua addita Lunae indicant illuminationes fulcatas, nigrae autem vestes, occultationes eius et obumbrationes designant, quibus solem desiderans sectatur.

Plutarch. de Iside et Osir.

***) Ἐνὶ δὲ καὶ ἄλλο ἱρὸν ἐν Φοινίκῃ μέγα· τὸ Σιδώνιοι ἔχουσι· ὡς μὲν αὐτοὶ λέγουσι, Ἀςάρτης ἐςί· Ἀςάρτης δ' ἐγὼ δοκέω σεληναίην ἔμμεναι·

Lucian. de Dea Syra.

Geburt finden sich in dem berühmten Tempel der Astarte zu Hierapolis Sitze, auf denen sie ruhen sollte, ohne Bildniß, weil man, wie die Priester sagten, Sonne und Mond am Himmel ohne Bilder verehren könnte. In Persien verehrte man den Mond, unter dem Namen Militta, in Gestalt eines Weibes, das durch einen zweyrädrigen Wagen gezogen wird, dessen dreyfaches Antlitz mit lauter Schlangen umwunden ist. Die Astarte ist bey den Griechen unter dem Namen Diana Persica, oder Dea mater, Venus coelestis und Urania bekannt; bey den Römern aber unter dem Bilde der Diana. Ausser den eben angeführten Völkern verehrten den Mond die Phrygier, Angiker, Syrer, Araber und die Bewohner von Congo. Die meisten nordischen Völker dachten sich den Mond als eine männliche Gottheit, und die Sonne als eine weibliche Gottheit und Schwester des Mondes. Die alten Deutschen beteten Sonne und Mond an, und benannten darnach die beiden ersten Tage der Woche. Dem Julius Cäsar zufolge *) verehrten sie die Sonne, den Vulkan und den Mond, die übrigen Götter kannten sie nicht, hierin aber irrt er sich, denn sie verehrten den Mars als ihren höchsten Kriegsgott. In Peru hatte der Mond einen vortrefflichen Tempel, dessen Mauren mit Silberblech überlegt waren, weil sein Licht weit matter und schwächer, als das Licht der Sonne. Ueber dem Altar war das Bild des Mondes von einer Silberplatte mit einem Weibergesicht.

Zu dem Dienst der Gestirne konnte wol keiner leichter geführt werden, als der Hirte, dessen Gefühle er=

*) Julius Caesar de bello Gallico lib. VI, 21.

erhabener sind, als die des Jägers, und der mehr Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken hat. Welchen Eindruck muß auf ihn der Anblick des gestirnten Himmels machen, den er alle Abend beobachtet! Wie leicht kann er darauf fallen, diese Sterne als Götter anzubeten! Nicht bloß die Speculation, sondern sein Bedürfniß und Interesse leiten ihn zur Verehrung dieser erhabnen Gottheiten, er braucht mächtige Beschützer und diese findet er in den Gestirnen, er sieht sie als seine Schutzgötter an. Auf diesen Wegen scheinen die Menschen auf den Dienst der Gestirne verfallen zu seyn. Daher finden wir ihre Verehrung vorzüglich bey den Arabern, welche ein nomadisches Leben führten, und die Gestirne für Geister hielten, die ihnen ihre Gunst schenken, aber auch entziehen könnten, und ihnen Regen und Dürre zuschicken. Aus dieser Ursache hatten sie auch sieben den Planeten geweihete Tempel. Die alten Sabier glaubten, es gäbe keinen Gott, als die Sterne, auch die fünf Planeten wären Götter. Die Aegyptier vergleichen Sonne und Mond mit einem König und einer Königin, die übrigen fünf Planeten aber mit den königlichen Trabanten oder Lictoren (ῥαβδοφόροις); daher die Pythagoräer die fünf Planeten die Hunde der Proserpine oder des Mondes nannten. Die Verehrung der Gestirne finden wir ferner unter den Persern, Phöniziern *), Chaldäern, Sine-

*) Ἔχεις δὲ καὶ ἐν τῇ Φοινικικῇ θεολογίᾳ, ὡς ἄρα Φοινίκων οἱ πρῶτοι φυσικοὶ, ἥλιον καὶ σελήνην, καὶ τοὺς λοιποὺς πλανήτας ἀστέρας, καὶ τὰ στοιχεῖα, καὶ τὰ τούτοις συναφῆ, θεοὺς μόνον ἐγίνωσκον.

Eusebii praeparat. evangel l. I. c. 9.

nesen, Griechen und Peruanern. Noch bis auf den heutigen Tag verehren die Ceylanesen fünf Planeten in eben so viel Statüen, und die Bewohner von Formosa zehn Gestirne, vorzüglich die Planeten in eben so vielen Abbildungen. Dieser Sabäismus findet sich auch im kalten Norden bey den alten Teutonen und Cimbrern. Jeder Tag in der Woche war bey ihnen einem Gestirn heilig. Die Samojeden sahen die Sterne für Gottheiten an, deren Vermittelung ihnen nöthig war, um an den Wohlthaten des Schöpfers aller Dinge Theil zu nehmen. Der Mensch verehrte die Gestirne als Kinder des großen Weltgeistes, den er für den höchsten Gott hielt, ihre so regelmäßige Bewegung überredete ihn leicht, daß die Gestirne beseelt wären. Und in diesen Irrthum verfiel nicht bloß das Volk, sondern sogar aufgeklärte Philosophen, die Platoniker, und nach ihnen die Stoiker. Cicero führt nach ihrem System einen Beweis an, daß die Sterne Götter sind; er ist dieser *): „es giebt ein zwiefaches Feuer, das eine, das wir im gemeinen Leben gebrauchen, verzehrt und zerstört alles, das andre giebt Leben, erhält und ernährt alles. Die Sonne und die Sterne sind Feuer, und zwar dem ähnlich, was in dem leben-

*) Cicero de natura deorum l. II. c. 15. seq. Atque hac mundi divinitate perfecta, tribuenda est sideribus eadem divinitas. — Atque hic noster ignis, quem usus vitae requirit, confector est et consumtor omnium, idemque, quocunque invasit, cuncta disturbat ac dissipat. Contra ille corporeus vitalis et salutaris omnia conservat, alit, auget, sustinet, sensuque afficit. — Restat igitur, ut motus astrorum sit voluntarius, quae qui videat, non indocte solum verum etiam impie faciat, si deos esse neget.

benden Cörper ist, sie werden durch ihr Feuer nicht aufgerieben. Da nun in unserm Körper eine vernünftige Seele ist, so kann man nicht anders denken, als daß in jedem Sterne auch ein vernünftiges Wesen wohne. Die Pracht der Sterne, und die gar große Ordnung in ihrem Laufe aber zeiget an, daß dieses vernünftige Wesen ein Gott sey.„ Aus ihrem so sehr regelmäßigen Lauf, Schönheit und Harmonie untereinander wollten die Stoiker schließen: daß sie unmöglich sich so regieren könnten, wenn sie keine Vernunft, und zwar nicht die vollkommenste Vernunft, *hätten*. Wie leicht wäre aber dieser Zweifel zu lösen gewesen, wenn man bedacht hätte, daß der höchste Gott, der Regent der ganzen Welt war, auch zugleich den Lauf der Sterne regiere!

Sehr alt ist inzwischen diese Anbetung der Sonne, des Mondes und der Sterne, schon die ältesten Griechen nannten diese Körper, weil sie immer in einem *beständigen* Lauf liefen und sich bewegten, von Θεεῖν, Θεὲς. Ob aber Sabäismus oder Thierdienst älter gewesen, läßt sich nicht so leicht bestimmen. Kaum sollte man es glauben, daß der Mensch sogar Thiere angebetet hätte, und doch findet man den Thierdienst nicht allein in der Religion Nigritiens, sondern auch bey den alten Aegyptiern (man sehe hiervon im ersten Theil S. 154. folg.). Mehrere Ursachen führt man an, woraus der Thierdienst der Aegyptier soll entstanden seyn. Einige leiten ihn von der Flucht der Götter in die Thiere, andere von der Astronomie, worin die Sternbilder mit Thieren bezeichnet sind, andere

von den Feldzeichen, die Osiris seiner Armee gegeben hat, her: noch andere beziehen die Verehrung der Thiergottheiten auf den Nutzen der Thiere, und hierauf macht vorzüglich Cicero aufmerksam *). Man pflegt, um diese Meinung zu unterstützen, folgendes anzuführen. In Aegypten hätte die Anzahl der wilden Thiere die zahmen sehr weit überstiegen, daher wäre der Ochse der zum Ackerbau nothwendig verehrt worden. Das Schaaf reicht Wolle und Milch dar: der Hund dient zum Hüter und zur Jagd; der Wolf hat eine Aehnlichkeit mit dem Hunde, und hat eine Armee von Ethiopiern, die einen Einfall thun wollten, in die Flucht gejagt: die Katze ist zur Vertilgung des aus dem vom Nil zurückgelassenen Schlamm entstehenden Ungeziefers unentbehrlich; das Ichneumon vertilgt die Crocodill-Eyer: der Ibis verzehret die giftigen Schlangen und die Insecten: der Falke brachte den Priestern zu Theben ein mit Purpur bedecktes Buch, welches die Gesetze und Religionsceremonien enthielt: der Crocodill jagte den arabischen Räubern Furcht ein, daß sie es nicht wagen, sich dem Nil zu nähern, trug auch überdem den König Menes, der sich

*) Ipsi, qui irridentur, Aegyptii, nullam belluam, nisi ob aliquam utilitatem, quam ex ea caperent, consecraverunt. Velut ibes, maximam vim serpentium conficiunt, cum sint aves excelsae, cruribus rigidis, corneo proceroque rostro: avertunt pestem ab Aegypto, cum volucres angues ex vastitate Libyae vento Africo invectas interficiunt atque consumunt — ita concludam, tamen belluas a barbaris propter beneficium consecratas.

Cicero de natur. Deor. l. 1. c. 36.

sich am Ufer des Sees Möris, in Gefahr befand, auf dem Rücken von einem Gestade desselben ans andere hinüber. Noch andere, wie zum B. Selden, wollen, daß die Thiere nichts anders als Sinnbilder der Götter des Landes waren, und daß der sinnbildliche Gottesdienst die göttliche Verehrung der Thiere und anderer einzelner Gegenstände hervorgebracht, als man die sichtbare Verehrung des Symbols an die Stelle des verehrten Wesens selbst gesetzt. Weil man aber den sichtbaren Gegenstand stets vor Augen hatte, so verlor sich bey dem rohen Pöbel die Idee des vorgestellten Wesens, und nun betete man das Bild, das eigentlich nur Abgott war, selbst an, und richtete dahin sich unmittelbar. Plutarch sagt: „ich gebe denen meinen Beifall, die nicht die Thiere verehren, sondern in ihnen die Gottheit, die sich, wie in einem natürlichen Spiegel, in ihnen sehen läßt, und sich ihrer als wohlgeschaffener Werkzeuge bedient, das Ganze damit zu regieren. Eine leblose Sache, wäre sie auch noch so reichhaltig, bestände sie auch ganz aus Edelsteinen, ist doch einem mit Empfindung begabtem Wesen nicht zu vergleichen. Dieser Theil der Natur, der ein Leben hat, empfindet, und in sich einen Ursprung der Bewegung und der Erkenntniß hat, hat gewisse Theilchen jener Vorsicht, die die Welt regiert an sich gezogen. Die göttliche Natur wird also wenigstens eben so gut durch lebendige Thiere vorgestellt, als durch Bildsäulen von Erz, oder Marmor, die eben so vergänglich, und ausserdem unempfindlich sind. Dies ist, wie ich finde, die annehmlichste Meinung von allen, die man von der Thieranbetung angege-

ben hat *).„„ — Andere wollen die Vergötterung der Thiere daraus herleiten, weil die Aegyptier eine Aehnlichkeit in Absicht der Eigenschaften des Thiers und der National Gottheit gefunden hätten, oder weil die Seelen der Götter in Thiere sich begeben, wie z. B. die Seele des Osiris in den Apis soll gewandert seyn.

Allein alle diese Meinungen lösen noch das Problem nicht auf, woher es in Aegypten gekommen sey, daß man in einer Provinz ein Thier als Gottheit verehrte, da man doch dasselbe in einer andern haßte und tödtete a). Dies alles hebt sich, wenn man auf die älteste Geschichte zurückgeht. Da waren sie eben so unwissend, lebten in eben solcher Barbarey, als die Neger in Africa. Ich darf mich hier nur auf diejenigen Schriftsteller berufen, die uns diesen ersten Zustand der Aegyptier schildern, besonders auf den Diodor b): sie

*) Mehreres hierüber in dem Buch über den Dienst der Fetischengötter pag. 191.

a) Τινὰ τῶν ζώων ἅπαντες κοινῇ τιμῶσιν Ἀιγύπτιοι, καθάπερ τῶν πεζῶν μὲν τρία, βȣ̃ν, κύνα, αἴλουρων· τῶν δὲ πετηνῶν δύο, ἱέρακα καὶ ἶβιν· τῶν δὲ ἐνυδρῶν δύο, λεπιδωτὸν ἰχθὺν καὶ ὀξύρυγχον· ἄλλα δ᾽ ἐςὶν, ἃ τιμῶσι καθ᾽ ἑαυτȣ̀ς ἕκαςοι, καθάπερ Σαΐται πρόβατον καὶ Θηβαΐται λάτον δὲ τὸν ἐν τῷ Νείλῳ τινὰ ἰχθὺν, Λατοπολῖται· κυνοκέφαλον δὲ Ἑρμοπολῖται· κεῖπον δὲ Βαβυλώνιοι οἱ κατὰ Μέμφιν· ἐςὶ δ᾽ ὁ κεῖπος τὸ μὲν πρόσωπον ἐοικὼς Σατύρῳ, τ᾽ ἄλλα δὴ κυνὸς καὶ ἄρκτου μεταξύ.

Strabo libr. XVII.

b) Diodor. lib. I. sectio. I.

sie lebten anfänglich blos von Kräutern. Sie machten sich Hütten von Schilf, welches die Hirten dieser Gegend noch thun. Nach ziemlich langer Zeit fingen sie erst an, Brodt zu backen, und die Frucht des Lotos zu essen. Sie hatten eine verwirrte Sprache, wusten nichts von den Bequemlichkeiten des Lebens, sogar noch nichts von einer dienlichen Nahrung, lebten ohne Wohnung, ohne Feuer, ohne Vorrath von Lebensmitteln, und kamen im Winter größtentheils durch Frost und Hunger um.

Sollte nun unter diesen Umständen ein solches barbarisches Volk nicht eben so gut, wie noch jezt die Neger in Africa, haben darauf fallen können, gewisse Geister, oder Manitus, in Thieren anzunehmen, und nun diese Thiere als höhere Wesen zu verehren? Erinnert man sich hiebey nur an die Entstehung der Fetische, so wird man leicht einsehn, woher eine jede Provinz in Aegypten einen besondern Fetisch oder Thier hatte, das da, wohin seine Gottheit sich nicht erstreckte, getödtet, und gegessen wurde, so wie auch bey den Africanern der Fetisch einer Gegend bey der benachbarten Völkerschaft ein gemeines Thier ist. Solch ein Thierdienst findet bey allen Negern statt. Besonders verdient hier die Verehrung einer großen Schlange zu Whidah bemerkt zu werden *). Ihr zu Ehren errichtete man einen Tempel, und setzte ein Capital zu ihrem Unterhalt aus, man brachte ihr ansehnliche Opfer, die in ganzen Stücken von seidenen und baumwollenen Zeugen, oder anderen europäischen Waaren, in Fässern mit Brantwein und ganzen Heerden Vieh bestehen.

*) Man sehe den vierten Theil p. 104.

Bey aufgeklärten Völkern mochte auch die Metempsychose vieles zur Verehrung der Thiere beitragen. So glauben die südlichen Asiaten, daß einige von den Elephanten von den Göttern bewohnt würden, vorzülich erwarten sie in ihnen die Seelen der Könige.

Manche Thiere standen auch in einer entfernten Aehnlichkeit mit der Sonne und dem Mond, oder dem Osiris und der Isis, andre waren von ihnen gezeugt. Apis soll auf eine übernatürliche Art von den Strahlen des Mondes entstanden seyn *), und man soll, bey diesem Ochsen eine Abwechslung des Lichts und des Schattens, wie beym Mond, beobachtet haben; an der rechten Seite hatte er einen glänzenden Fleck in der Gestalt des halben Mondes, und einen ähnlichgestalteten Knoten unter der Zunge **): seine Bewegungen waren Weissagungen und Orakel, und sein Geburtsfest

*) Γίνεται ὁ Ἄπις ἐκ βοὸς, ἥτις οὐκέτι οἵη τε γίνεται ἐς γαστέρα ἄλλον βάλλεσθαι γόνον. Αἰγύπτιοι δὲ λέγουσι, σέλας ἐπὶ τὴν βοῦν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ κατίσχειν, καὶ μιν ἐκ τούτου τίκτειν τὸν Ἄπιν·

Herodotus lib. III.

Γενέσθαι δὲ τὸν Ἄπιν λέγουσιν, ὅταν φῶς ἐρείσῃ γόνιμον ἀπὸ τῆς σελήνης, καὶ καθάψηται βοὸς ὀργώσης, διὸ καὶ τοῖς τῆς Σελήνης σχήμασιν ἔοικε πολλὰ τοῦ Ἄπιδος·

Plutarch de Iside.

**) Insigne ei in dextro latere candicans macula, cornibus lunae crescere incipientis. Nodus sub lingua, quem cantharum appellant.

Plinius l. 8. c. 46.

fest wurde unter dem Namen Θεοφανία sieben Tage in ganz Aegypten gefeiert.

Sonderbar ist der Glaube der Americaner, daß das Leben eines jeden Menschen an das Leben eines gewissen Thiers, wie durch das Verhängniß, gefesselt sey, aus dieser Ursache schont man der Thiere. Seltsam ist es, daß mehrere grosse Völker erdichtete heilige Thiere anbeteten, so gaben die Japaner ihren Göttern die Gestalt von erdichteten Thieren, und beteten diese an; und was waren die Cherubinen bey den Israeliten anders, als eine Gattung von Sphingen, die etwas von der Gestalt eines menschlichen Leibes, menschliche Hände und Füße, dabey Flügel, und dann den Kopf bald dieses bald jenes Thieres, eines Menschen, Löwen, Ochsen, und Adlers hatten? Und welch eine unnatürliche Zusammensetzung von Thier-Gestalten, worin die meisten Heiden ihre Götzen anbeteten! Die Israeliten verehrten zwey goldne Kälber und die eherne Schlange.

Gewöhnlich erhielt sich eine gewisse Achtung gegen die einst angebeteten Thiere, wie z. B. in dem heutigen Aegypten, oder bey den Copten noch jezt Hospitäler sind, wo die einst angebeteten Katzen gepflegt werden. Noch bis auf den heutigen Tag bestimmen reiche Copten Vermächtnisse, aus deren Einkünften Geier und andre Raubthiere oder Störche und Katzen ernährt werden. Im ganzen Orient, in Aegypten und Thessalien verehrt man Störche als unverletzlich, weil man sie vormals wegen ihrer Vertilgung der Schlangen

und andrer Ungeziefer *), anbetete. Noch jezt verehrt man in Aegypten eine wunderthätige Schlange, die vielleicht ein Ueberbleibsel von der Schlangen-Verehrung zu Herodots Zeiten **) ist, mit Namen Heredy. In einen Felsen geht eine große Spalte, und daraus, sagt man, käme die Schlange. In der Mosche, die an den Felsen gebauet, befindet sich ein Grab nach türkischer Weise, dieses nennen sie das Grab des Heredy. Daraus sollte man schließen, daß ein Heiliger hier begraben wäre, und daß sie etwa glaubten, dessen Seele wäre in der Schlange. Das Volk küssete das Grab mit der grösten Andacht, und betete bey demselben. Dieser Schlange wird auch geopfert. Sie soll die Kraft haben, alle Krankheiten derjenigen zu heilen, welche entweder zu ihr gehen, oder sie zu sich bringen lassen ***).

Ein noch weit erniedrigender Fetischismus ****) war es, wenn man nicht bloß die Gegenstände der Na-

*) Θέσσαλοι γὰρ πελαργοὺς ἐτίμησαν, ὅτι πολλοὺς ὄφεις τῆς γῆς ἀναδιδούσης ἐπιφανέντες ἐξώλεσαν ἅπαντας.
Plutarchus in Iside.

**) Εισὶ δὲ περὶ Θήβας ἱροὶ ὄφιες, ἀνθρώπων οὐδαμᾶ δηλήμονες οἱ μεγάθεϊ ἐόντες μικροὶ, δυὸ κέρεα φορέουσι πεφυκότα ἐξ ἄκρης τῆς κεφαλῆς. τοὺς ἀποθανόντες θάπτουσι ἐν τῷ ἱρῷ τοῦ Διὸς τούτου γὰρ σφέας τοῦ θεοῦ φασὶ εἶναι ἱρούς. *Herodotus II, c. 74.*

***) Pocockes Beschreibung des Morgenlandes 1 Th. 125.

****) Fetischen nennt man theils die grossen angebeteten und vergötterten Theile der Erde und der Natur, theils die

Natur verehrte, sondern sich sogar selbst Fetischen machte, und diese in Steinen, Reisern, Pfeilen, Thierhäuten, Gerippen, Federn, Scherben, Zähnen und andern Dingen fand. Diese leztern sind nur bloß bey denjenigen Völkern zu suchen, die in Barbarey leben, oder auf der niedrigsten Stuffe der Cultur stehen, da hingegen jene ersteren sich auch bey cultivirten Völkern finden. So verehrten sie das Feuer, bewiesen besondre Ehrfurcht gegen die Berge, glaubten, daß Flüsse und Quellen von Göttern bewohnt würden; heilig waren ihnen die Wälder und Bäume, besonders den alten Teutschen, und den Barbaren auf dem Kaukasus. Die Römer verehrten Winde und Flüsse und brachten ihnen Opfer *). Aber entehrend für den Menschen war es, wenn er, wie die Circassier, Häute von Thieren anbetete, die bey den Gräbern der Vorfahren geopfert sind. Man machte sich allerhand künstliche Fetische theils von Metall, weil man diese wegen der dauerhaften Materie für mächtiger hielt, die Calmyken und Tibetaner pflegten diese noch mit allerley papiernen Amuleten und Reliquien zu verzieren.

Man schnizte an dem Ende eines Pfahls die Gestalt eines Menschenkopfs und Menschengesichts und be:

die von Menschenhänden verfertigten Bilder, die man anbetete. Der Grad von Aufklärung bestimmt feinere oder gröbere Fetischen.

*) Quod si nubes retuleris in deos, referendae certe erunt tempestates, quae populi Romani ritibus consecratae sunt. Ergo imbres, nimbi, procellae, turbines dii putandi. Nostri quidem duces, mare ingredientes immolare hostiam fluctibus consueverunt.

Cicero de natura D. l. 3. c, 20.

betete es denn als Götzen an, und dergleichen Götzen finden sich noch jezt häufig unter wilden Völkern, unter den Negern, Ostiaken und Kamtschadalen, oder man machte Götzen aus künstlich zusammengesetzten Federn, wovon das göttingische Museum einen aufzuweisen hat, der von den herrlichsten rothen Federn ist. Für Zauberer ist die Vertilgung der Fetischen ein Erwerb, und daher verkaufen sie sie in großer Menge, aus dieser Ursache nimmt ihre Anzahl jährlich zu. Sie nehmen nur dadurch ab, wenn man sie zerbricht, wie die Ostiaken bisweilen thun, wenn sie ihnen die versprochene Hülfe nicht leisten. Man schilt sie aus, schleppt sie in Koth herum, und zerschlägt sie. Gieng es doch dem heiligen Antonius nicht viel besser, der in Spanien sehr gemishandelt wurde, weil er die Stadt wieder sein Versprechen hatte plündern lassen, einige Bilder von ihm schmissen sie entzwey, auf andre sezten sie den Kopf des heiligen Franciscus.

Weit feiner nun als dieser grobe Fetischismus, und daher auch weit später war die Verehrung lebender oder verstorbener Menschen. Der Mensch selbst scheint am spätesten dazu gelangt zu seyn, daß er göttlich verehrt wurde, denn menschliche Kräfte sind zu bekannt, als daß man darin etwas geheimes und göttliches finden konnte. Allein man würde sich irren, wenn man behauptete, daß es in der Religion origionaler Völker keine Apotheusen, keine Gottmenschen, keine in Dämonen verwandelte Menschen jemals habe geben können. Zwar wird man nicht leicht von einem ebenden Menschen glauben, daß er eine Gottheit sey,

oder

oder ihn nach seinem Tode unter die Götter versetzen, aber doch scheinen mir folgende Wege nicht allein möglich zu seyn, sondern wir finden sie auch in der Geschichte als wirklich. Die Einwohner der Halbinsel Kamtschatka standen auf einem sehr niedrigen Grade der Cultur, und hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Fremden noch keine verfeinertere Religionsbegriffe erhalten, als die Russen zuerst zu ihnen kamen. Doch war ihr Gott Kutka ein blos menschliches Wesen, nicht gesitteter, als sie, denn er prügelte dann und wann sein Weib, auch nicht viel klüger, denn er ließ sich nach ihrer Fabellehre von den Mäusen betrügen; — aber stärker und mächtiger, als ein Kamtschadale. Da dieser Gott ein Weib, Söhne und Töchter hatte, so muste auch seine Geschichte zu Mythologien Anlaß geben.

Eben so wäre es möglich, daß ein originelles Volk zur Vergötternng der Menschen auf folgende Art gelangen könnte. Man betet z. B. Sonne und Mond an; aber was verehrt man anders darunter, als einen verständigen Geist, der die Himmelskörper so bewohnt und regiert, wie die Seele ihren Körper regiert? Der Wilde findet keine andre Geister, als menschliche Geister, nothwendig muß er sich also den Sonnen- und Mondgeist als mächtigere Wesen denken: sollte er sie nun abbilden, so wird er ihnen ein menschliches Gesicht, mit einigen symbolischen Abzeichen, geben. Nun bekommen diese Geister auch menschliche Namen. Was hinderts, daß Sonne und Mond als Mann und Weib vorgestellt werden? mir fällt hiebey Osiris und Isis

bey den Aegyptiern ein. Gesetzt, es hätte sich irgend ein großes Genie auf besondre Weise um sein Volk verdient gemacht, oder als ein herzhafter und kluger Krieger, wie Hermann unter den Deutschen, durch seine Siege seinem Volk wichtige Vortheile verschaft; nun denke man sich, daß er Zauberkenntnisse zu Hülfe nehme, etwan ein geheimes Verständniß mit den Volksgottheiten vorgebe; konnte er es dann nicht dahin bringen, daß er noch bey seinem Leben für einen Günstling und Vertrauten der Götter gehalten würde *)? Wenn ihm nun auch bey seinem Leben noch keine Altäre errichtet wurden, so wird doch sein Grab ein Heiligthum werden, wobey man nach Sitte der alten Welt Opfermahlzeiten hält, und Spiele anstellt. Und wie wenig fehlt dann noch an der wirklichen Vergötterung! Erwacht nun unter diesen Umständen das Gefühl der Dankbarkeit bey seinen Freunden, Schülern oder Clienten; wie leicht wird man ihn dann als Gegenstand der Anbetung dem Volk empfehlen! Aus dieser Ursache kann man in den Göttergeschichten vieler Völker ihre ältesten Regenten wieder auffinden **). Oder man vergötterte die Stifter von Stämmen, Völkern und Städten. Die Deutschen erwiesen den vornehmsten Stiftern ihrer Stämme, dem Tuisco und Mannus, göttliche Ehre. Zu Car=

*) Cui viro (Scipioni Africano) divinum quiddam inesse existimabatur, adeo ut putaretur etiam cum numinibus habere sermonem.

Eutrop. l. III. cap. 11.

**) Man unterscheide hiebey immer die Heroen von den ewigen Göttern, jene ersten machten eine niedrige Classe von Göttern aus, und wurden nie ihnen gleich geachtet.

Carthago verehrte man die Dido als die Stifterinn der Stadt, in Peru den Manco Capac als den Sammler des ganzen Volks aus Wäldern. In Japan verehrt man bis auf diesen Tag den Tensiedai als Urheber und Anführer des ganzen Volks. In Athen betete man den Erechtheus an*), weil er sich für sein Vaterland aufgeopfert hatte, und die Alabander verehrten den Alabandus als Stifter ihrer Stadt. Oder man hielt sich gegen die Gesetzgeber und Stifter neuer Religionen und Orakel verpflichtet. So vergötterte man in Sino den Foe und Confuz **) als Stifter der neuen Religionen, und errichtete dem letztern kurz vor Christi Geburt Tempel und Statüen, und brachte ihm Opfer. In Sparta vergötterte man den Lycurg, in Griechenland den Amphiaraus und Trophonius, bey den Hindus den Braman Woda als den Urheber der heiligen Bücher, in einer muhamedanischen Sekte den Ali als einen grossen Propheten und Ausleger des Corans.

Eben so erwies man göttliche Ehre dem, der sich um ein Volk oder eine Familie verdient gemacht hatte; hieraus entstanden National- und Familien-Gottheiten, z. B. Herkules Tyrius. Die Syrakusaner verehrten den Timoleon, weil er ihre Freiheit wiederhergestellt hatte, so wie die Römer den Julius Cäsar, nach dem

 man

*) Sed si sunt hi dii; est certe Erechtheus, cujus Athenis et delubrum vidimus et sacerdotem. — Alabandenses quidem sanctius Alabandum colunt, a quo est urbs illa condita, quam quemquam nobilium deorum.

Cicero de natura deor. l. 3. c. 19.

**) Man sehe den ersten Theil S. 244 folg.

man ein Gestirn benannte. Zu Megapont verehrte man den Pythagoras als Gott, und aus seinem Hause machte man einen Tempel. Mehreren römischen Kaisern, z. B. dem Antoninus und Pertinax widerfuhr nach ihrem Tode die Apotheose, sogar die Livia, die Gemahlinn des Augusts, ward vom Claudius vergöttert. *) Die Aegyptier und Phönizier hielten diejenigen für Götter, welche für das gemeine Leben nüzliche Erfindungen gemacht oder irgend eine Wohlthat dem menschlichen Geschlecht erwiesen hatten, für diese wurden Tempel gebauet, Statüen errichtet und Festtage angesetzt. In dem vermeinten Sanchuniathon werden aus der phönizischen Theogonie mehrere Menschen angeführt, die man um ihres Nutzens willen vergöttert hatte. **)

Diese Hochachtung gegen berühmte verstorbene Männer, die oft in Vergötterung ausartete, fand sich auch bey den Christen im Mittelalter, sie begiengen die Gedächtnißfeste der Heiligen, und feierten ihren Todestag. Im Jahr 271 begieng man schon das Gedächtnißfest des heiligen Polykarpus, man besuchte die Gräber, brachte die Gebeine der Märtyrer, vorzüglich zu den Zeiten Constantins, die an unbekannten Orten lagen, in die Tempel an berühmten Orten, und grub sie vorzüglich unter den Altären ein. Je mehr Kün-

*) Ferner die Faustina, die Gemahlin des Antonini Caligula, befahl, seine Schwester die Drusilla in allen Städten göttlich zu verehren, und Livius Geminius schwor, er habe sie zum Himmel steigen und mit den Göttern umgehn gesehn, für diesen Eid erhielt er tausend Sestertien.

**) Eusebii Praepar. Evangel. I. c. 9. 10.

Künste und Wissenschaften fielen, desto mehr stieg die Ehrerbietung gegen die Gebeine der Heiligen, man stellte Wallfahrten zu ihnen an, versprach sich von ihnen besondere Kräfte, flehete sie um ihren Beistand an, und erkaufte sie um vieles Geld. Ja man feierte ganz nach heidnischer Art Todtenmähler mit Saufen und Fressen, und ahmte darinn den Römern nach *). Mehrere Patres eiferten gegen die zu große Hochschätzung der Reliquien; besonders gegen das Verkaufen derselben.

So hoch achtete man selbst die kleinsten Ueberreste der Heiligen.

Eigentlich sollten die Menschen der Verdienste wegen nach ihrem Tode vergöttert werden, allein niederträchtige Schmeichler erhoben Menschen zum Himmel, die eigentlich keinen Platz darinn hätten haben sollen. Dem Hephästion, dem Liebling Alexanders, wiederfuhr nach seinem Tode göttliche Ehre in Babylonien **). Alexander schickte zu dem Orakel des Jupiter Ammon ***), und ließ fragen, ob es erlaubt wäre: ihn unter die

*) Theodoretus l. 8. de Martyribus.

**) Dum haec aguntur, unus ex amicis ejus Hephaestion decedit, dotibus primo formae pueritiaeque, mox obsequiis regi percharus: quem contra decus regium Alexander diu luxit: tumulumque ei XII millium talentorum fecit, eumque post mortem coli, ut deum, jussit.

Justinus lib. XII.

***) Plutarchus in Alexandro: Εὐθὺς νεώς τε ἀνέστησαν αἱ πόλεις, καὶ τεμένη καθιδρύετο, καὶ βωμοὶ, καὶ θυσίαι, καὶ ἑορταὶ τῷ καινῷ τούτῳ θεῷ ἐπετελοῦντο. καὶ ὁ μέγιστος ὅρκος ἦν ἅπασιν, Ηφαιστίων.

Götter zu setzen. Das Orakel befahl, dem Hephästion diese Ehre zu erweisen, und ihm als einem Helden zu opfern. Diejenigen wurden bestraft, die es unterließen; mehrere Städte erbaueten ihm Tempel und Altäre. Auch Alexander ward nach seinem Tode vergöttert, und man setzte ihm zur Ehre bey seinen Tempeln eine ganze Schaar von Priestern. — Selbst römische Kaiser, die diese Ehre gar nicht verdienten, maßten sie sich an. Was hatte Heliogabalus durch die Einführung des Gottes Eleagabalus anders zur Absicht, als sich selbst zu vergöttern? Diesem Gott errichtete er einen prächtigen Tempel, und verehrte ihn mit allen möglichen Ceremonien. Ja er zog ihn dem Jupiter selbst vor; allein er verfehlte diese Absicht gänzlich.

Bisweilen ertheilten die Kaiser diese göttliche Ehre Leuten, welche ihrer ganz unwerth waren. So vergötterte der Kaiser Hadrian den Antinous, den er zu allen möglichen Arten von Wollüsten brauchte, wie Jupiter den Ganymed. Antinous war bey einer Fahrt auf dem Nil ertrunken, der Kaiser beklagte ihn mit aller Zärtlichkeit und Schwäche eines über den Tod ihres Ehemannes klagenden Weibes. Er gab sogar einer neuerbauten Stadt in Aegypten den Namen Antinopolis. Um seinen Kummer etwas zu lindern, verlangte er von den Griechen,*) ihn unter die Götter zu versetzen, worein sie auch willigten: so daß in kurzer Zeit alle morgenländische Provinzen mit Bildsäulen, Tempeln und Capellen für diese Gottheit angefül-

*) Vide Spartianum in ejus vita cap. 14. ibique commentatores.

füllet waren. Zu Mantinea in Arkadien wurde ihm vom Adrian ein prächtiger Tempel aufgeführt, feierliche Lustspiele angestellt und Priester verordnet, um Opfer zu bringen. Man sagte sogar, daß er Orakel gebe, und als die Sternseher einen neuen Stern entdeckten, so gaben sie vor, es sey der Antinous.

Die Etruscer hatten eigne Bücher libros Acheronticos, worin die Formeln standen, um Menschen zu Göttern zu machen, und sie über alle Gesetze der Sterblichen zu erheben. Wenn man Menschen nach ihrem Tode vergötterte, so änderte man häufig ihre Namen, um dadurch das Andenken an ihre Sterblichkeit und ihre Fehler auszulöschen; Romulus bekam den Namen Quirinus, und die Ino ist unter dem Namen Leucothea bekannt.

Einige Entschuldigung ließe sich noch immer anbringen, daß man das Andenken solcher Männer, die sich besonders um die Menschheit und den Staat verdient gemacht haben, nach ihrem Tode zu erhalten suchte; und leicht kann man es dem rohen Menschen verzeihen, daß er einen Mann, der ihn an Weisheit so weit übertrift, und ihn nützliche Erfindungen lehrt, gleichsam für einen Gott hält. Denn wie viel hatte nicht ein Volk demjenigen zu danken, der seine Sümpfe austrocknete, den Ackerbau lehrte, muthig als Oberhaupt dem Feind entgegen gieng und in Gefahr ihm kluge Rathschläge ertheilte! wie wichtig war ihm dieser Mann, und wie leicht war der Weg von Verehrung zur Vergötterung!

Allein sehr wenig Aufklärung und große Vorurtheile verräth es, lebende Menschen als Götter zu verehren, weil man sie entweder für Abkömmlinge der Götter ansah, oder sie von einer höhern Natur und höhern Kräften hielt, als andre Menschen. So hielten die alten Peruaner ihre Yncas für Söhne der Sonne, und die alten Perser ihre Könige für Brüder der Sonne und des Mondes. So verehrte man den Dalailama in Tibet, und glaubte von ihm, daß zwey verschiedne Geister, eine göttliche und eine menschliche Seele, in ihm wohne, welche jeder Nachfolger von seinem Vorgänger erbt. Der Dalailama ist nicht blos der oberste Priester und Viceregent der Gottheit auf Erden; sondern er wird von den entferntesten tatarischen Nationen sogar als die Gottheit selbst angebetet. Sie halten ihn für unsterblich; glauben, er sey mit allen möglichen Kenntnissen und Tugenden ausgerüstet; und strömen aus allen Theilen des Reichs nach seiner Residenz hin, um ihn anzubeten, und ihm zu opfern. Von den Lamas hegt man die Meinung in der Mongoley, in Sina und Tibet, daß aus ihren Tritten Blumen, Quellen und andre Segnungen entstehn, und daß sie unumschränkt herrschen können. Am Hofe des Dairi sollen sich jährlich alle Götter versammlen, um ihm ihre Ergebenheit zu bezeugen; alles, was er gebraucht hat, ist heilig, sogar die Scherben seines Nachttopfs werden als Reliquien aufbewahrt. — Der Fechter Euthymus, der immer in den olympischen Spielen gesiegt hatte, und niemals überwunden war, wurde noch bey Lebzeiten auf Befehl des delphischen Orakels vergöttert, und ihm wurden Opfer gebracht. Auch

glaub-

glaubte man, daß Götter in den Menschen wohnten; die Drusen *) auf dem Libanon sind überzeugt, daß Gott in der Person des Chalifen Hackem tausend Jahr nach Christi Geburt auf Erden erschienen sey. Dieser sey zwar von einem Widder zerrissen und ins Meer geführt, aber nicht wirklich gestorben, sondern nur entschlafen, und werde daher einst wiederkommen und die Gläubigen beglücken.

Hackem legte sich wirklich göttliche Verehrung bey, und befahl dem Volk, wenn der Redner vom Rednerstuhl seiner erwähnte, aufzustehen, und sich in gleiche *Reihen* zu stellen, und seinem Namen Ehrfurcht und Hochachtung zu bezeigen: sogar Kinder auf der Straße von Kahira, und andre fielen vor ihm nieder. Hackem ließ alle, die ihn für Gott hielten, in ein besonderes Verzeichniß eintragen, und zählte noch bey seinem Lebzeiten 16000 solcher Gläubigen. Viele gemeine Leute, wenn sie ihn sahen, riefen aus: O du einziger! o du einziger! der du lebendig machst, und *tödtest!* Die heiligen Einsiedler bekamen am häufigsten das Bild des Gottes Hackem zu sehn, das in der Capelle in einer Kiste verwahrt wird.

*) Französische Schriftsteller leiten diesen Namen von den Europäern her, unter dem merkwürdigen Rückzug des tapfern de Dreux und seiner Handvoll Helden, auf dem Gebirge von Palästina, nach dem Verlust von Jerusalem 1187. Andre, und zwar weit richtiger, leiten ihn von einem falschen Lehrer Mohammed Ebn Ismael mit dem Zunamen Aldrusi her, der 408 nach Aegypten kam, bey Hackem Dienste nahm, und die Leute überredete: Hackem sey Gott. cf. Museum Cuficum von Adler.

Wilde und Barbaren beteten Fremdlinge an, die sich an ihre Küste niederliessen. So verehrten die Amerikaner den Cortes, und die Süd-Insulaner den Cook; und hielten die Europäer für Götter des Meers. Selbst den Apostel Paulus wollte man zu Lystra als einen Halbgott verehren. Manche erwiesen dem August schon bey seinen Lebzeiten göttliche Verehrung. Caligula ließ sich noch bey seinem Leben vergöttern, und als den Jupiter Latialis verehren; er ließ nemlich von der Statüe des olympischen Jupiters den Kopf abschlagen, und seinen Kopf darauf setzen. Er erbaute sich selbst als einer Gottheit einen Tempel, und setzte Priester und Opfer ein, in dem Tempel stand sein Bild von Gold in Lebensgröße. Gewöhnlich aber währten dergleichen Vergötterungen nicht lange, denn kaum war der Monarch gestorben, so entfernte sich der Haufe der Schmeichler, und nun lästerte man oft denjenigen, den man einige Tage vorher als Gott verehrte. Nur allein edle und große Handlungen erwerben den Namen der Unsterblichkeit, nicht aber künftige Apotheosen, die man durch Geld oder Schmeicheley erkaufen muß.

Da nun der Mensch vor so verschiedenen Gegenständen niederfiel, und sie als Götter anbetete, so mußte nothwendig die Anzahl der Götter sehr groß seyn. Sehr viele Umstände konnten aber auch dazu beytragen, diese Anzahl der Götter noch zu vermehren. Man verehrte oft die Gottheit unter verschiednen Symbolen, die verschiedne Namen hatten; mit der Zeit vergaß man die Gottheit, die unter diesem Symbol verehrt wurde, und nun ward das Symbol selbst zum

Gott.

Gott. Oder es ließ sich eine neue Colonie in einem Lande nieder, wie dies der Fall mit den Pelasgern und Phönikiern in Griechenland war; diese brachten ihre Gottheiten mit, man verwechselte die Eigenschaften dieser Gottheiten mit den National-Göttern, gab einheimischen Göttern fremde Namen, und so entstanden neue Gottheiten. Oder man brachte durch den Weg der Handlung und der Eroberung neue Götter in sein Vaterland, wie z. B. die Römer, deren Religion in spätern Zeiten ein Sammelplatz aller Religionen des Erdbodens war; fremde Götter wurden nationalisirt, und die Begriffe unter sich vermengt, und die Göttergeschichten oft so verwirrt, daß es schwer fiel, Wahrheit von Erdichtung zu unterscheiden, und die Geschichte des alten und neuen Gottes von einander zu trennen. Aus dieser Zusammensetzung entstand entweder viel Widerspruch, oder völlige Unverständlichkeit. Selbst die Unwissenheit machte aus den Prädicaten, die man einer und derselben Gottheit entweder von dem Ort ihrer Geburt, oder ihrer Verehrung, oder einer merkwürdigen Handlung beylegte, verschiedne Gottheiten. Auch die Schutzgötter, die oft eine Stadt, ein Stamm oder eine Familie hatten, vermehrten die Anzahl der Götter, denn die Familiengottheiten, der Städte Erbauer oder der ersten Regenten, wurden oft durch diese zu Volksgottheiten erhoben. Man denke hier an das alte Griechenland, worin die Familiengottheiten bald Volksgötter wurden und großes Ansehn erhielten, je nachdem die Familie selbst sich Ansehn erworben hatte oder sie stark empfohlen worden war. Das Volk will einen sinnlichen Gegen-

stand

stand seiner Verehrung haben, es bildet sich einen Klotz oder eine Statüe, worin es den Gott anbeten kann, vermischt auf diese Art den Begriff von dem abgebildeten Gott mit dem Bilde selbst, und verehrt oft dieses Bild oder Statüe als Gottheit selbst, und vermehrt so seine Götter. — — Nicht minder trugen hiezu die Dichter bey, die oft neue Götter erdichteten, alles in der Natur personificirten, und dadurch ganz neue Wesen und Gegenstände der Anbetung schufen.

So ausgemacht es nun auch seyn mag, daß die Menschen vielerley Gegenstände als Götter verehrten; so gab es doch gewiß einige Völker, die nur ein höchstes Wesen anbeteten. Und da fragt es sich: konnte der Mensch ohne nähere Offenbarung auf den Begriff von einem einzigen höchsten Gott kommen? hat bey vielen Völkern der Begriff von einem einzigen Gott geherrscht? und, wenn er war, woher entstand er, und wie erhielt er sich?

Die Partheien sind hier sehr getheilt, einige wollten es nicht zugeben, daß man ausser der geoffenbarten Religion den wahren Begriff von einem Gott haben könne, andre hingegen hielten es der göttlichen Güte und Weisheit für unanständig, so viele Völker von der Erkenntniß des wahren Gottes auszuschließen, und fanden diese Kenntniß unter mehrern Völkern des Erdbodens. Diejenigen, welche die christliche Religion angriffen, bedienten sich dieses Grundes auch vorzüglich deswegen, um daraus zu beweisen, daß das Christenthum in Absicht der Erkenntniß des einzigen

Gottes unnütz sey, weil viele Völker des Erdbodens schon diese Kenntniß hätten. Hume und Helvetius lassen die Menschen von Polytheismus ausgehen, und bey fortschreitender Cultur und Verfeinerung des Verstandes allmählig zu dem abstracten Begriff von einem höchsten Wesen kommen. Andre glauben, daß gleich durch Offenbarung der Begriff von einer Gottheit dem Menschen bekannt geworden sey, und fangen also mit Monotheismus an. Allein sowohl die Geschichte der menschlichen Vernunft, als die Geschichte der Völker beweisen es, daß der Mensch zuerst nicht von selbst auf den Begriff von einem einzigen höchsten Wesen gekommen sey. Dies räumt selbst Rousseau ein, der so gerne der Vernunft-Religion den Vorzug geben will. Die Vernunft verräth ihre Schwäche dadurch, daß sie den erhabnen Begriff von einem einzigen höchsten Gott, wenn sie ihn bekommen hat, nicht einmal erhalten hat; wie weit weniger kann sie stark genug seyn, ihn zu erfinden! Ihre erhabensten Begriffe sind nur verwirrte Muthmassungen vom Daseyn erhabner Wesen. In der That gehört viel Ueberlegung, tiefes Nachdenken und Beobachtungsgeist dazu, daß ein einziger Gott, dem alle Völker des Erdbodens ihr Daseyn zu danken haben, Kraft genug besitze, sie zu ernähren, zu erhalten, und die ganze Welt zu regieren. Aristoteles schließt zwar aus der Bewegnng der Sterne auf eine erste Ursache dieser Bewegung; und diese ist sein höchster und mächtigster Gott, allein er nahm doch auch noch mehrere Untergottheiten an. Er irrt darin, daß er dieses höchste Wesen oben an Himmel setzt, und die Sphäre der Fixsterne bewegen läßt. Ohne Beweis

nahm

nahm er an, daß alle Fixsterne an einer einzigen durchsichtigen Kugel befestigt wären, und diese Kugel sich täglich um unsre Erde bewegte. In seiner Abhandlung von der Welt heißt es *): Man sagt auch sonsten, daß die Welt, und die Ordnung und Einrichtung des Ganzen von Gott erhalten werde, er sorgt stets für die Welt und ermüdet nicht in diesem Geschäfte, der höchste Himmel ist seine Wohnung, deswegen empfinden diejenigen Körper seine Kraft am meisten, die ihm am nächsten sind. Weil nun die Erde so weit von ihm entfernt ist, so ist sie auch am entferntesten von seiner Hülfe, doch ist sie nicht ganz von seiner Fürsorge ausgeschlossen. Seneka verwechselt Gott mit der Natur. Quid enim aliud est natura, quam Deus et divina ratio, toti mundo et partibus ejus inserta **)? Das Ganze, sagt er, was du siehst, ist Gott, die Gottheit ist durch dies Ganze verbreitet, und unsre Seele ist ein Theil der Gottheit ***). Leicht war es den Stoikern, bey der Einheit Gottes mehrere Untergötter anzunehmen, die zwar aus der Gottheit geflossen, aber doch für sich bestehende Wesen wären, wovon einjedes anders empfand, dachte und wirkte. Wie

ir-

*) Λέγεται δὲ καὶ ἑτέρως κόσμος, ἡ τῶν ὅλων τάξις τε καὶ διακόσμησις ὑπὸ θεοῦ τε καὶ διὰ θεὸν φυλαττομένη. Eben dies drückt er im sechsten Capitel so aus: ἀρχαῖος μὲν οὖν τις λόγος καὶ πάτριός ἐστι πᾶσιν ἀνθρώποις, ὡς ἐκ θεοῦ τὰ πάντα καὶ διὰ θεοῦ ἡμῖν συνέστηκεν·

**) Seneca de beneficiis l. 4. c. 8.

***) Seneca in epistola CXX.

irrig vermischten sie die Ursache mit der Wirkung, und hielten das für die Gottheit selbst, was doch nur ein Werk der Gottheit war, und unter ihrer Aufsicht stand!

Wird es nicht sogar selbst dem Volke bey ziemlich hoher Cultur schwer, die Idee von einem Gott zu fassen? Noch die jezigen wilden Völker beweisen diese Schwäche des menschlichen Verstandes; sie alle verehren Gottheiten, worunter sie sich eine als die gröste denken, und sie National-Gottheit nennen, aber keine Nation unter den Wilden verehrt den einzigen wahren Gott. Gesetzt auch der Begriff von einem höchsten wahren Gott hätte sich unter ihnen durch Tradition erhalten, so besitzen sie nicht Aufklärung und Kenntnisse genug, um diesen Begriff sich rein und richtig genug zu denken. So wenig das Kind in seinen ersten Jahren im Stande ist, große Kenntnisse zu fassen, und sich den grossen Gedanken von einem einzigen höchsten Gott richtig, und in seinem ganzen Umfange zu denken; so wenig ist es auch dem Wilden möglich, der in der Geschichte der Menschheit als Kind betrachtet wird. Man suche dem Kinde den Begriff von einem höchsten Gott auch noch so deutlich zu machen, so wird es sich dieses Wesen doch nicht anders als unter Bildern, die es von Menschen entlehnt hat, denken können; und eben dies ist auch der Fall bey dem Wilden, den reinen höhern Begriff von einem höchsten Wesen kann er nicht fassen, er macht sich allerhand Bilder, und so entstehen Fetischen. Gesetzt, sie hätten auch anfänglich durch Tradition den Begriff

von einem einzigen Gott gehabt, so würden sie ihn bald verloren haben.

Die große Neigung des Menschen, seine Götter sich sinnlich zu denken, und der Hang zur Vielgötterey unter allen Völkern beweist dies sehr deutlich. Die Griechen waren nicht geneigt, den Begriff von einem Gott anzunehmen; die wilden Völker wollten lieber ihre alten Götter beybehalten, als den Gott der Missionarien annehmen. Sogar christliche Völker fielen zur Zeit der Barbarey in Polytheism oder Anbetung der Heiligen; denn was war diese anders, als Verehrung der Schutzgötter unter den Heiden? Selbst die alten Israeliten waren zu schwach, den Jehovah als den allgemeinen Weltschöpfer und Regierer zu erkennen, sonst würden sie ihn gewiß nicht so oft verlassen haben, und zu fremden Göttern geflohen seyn.

Den zweyten Beweis nehme ich aus der Geschichte der Völker. Bey einer nähern Untersuchung der Geschichte alter und wilder Völker findet man, daß kein Volk ohne Offenbarung, einige griechische Weltweise ausgenommen, den Begriff von einem einzigen höchsten Gott gehabt hat. Die Religions-Geschichte der wilden Völker lehrt nicht allein, daß sie alle viele Götter angebetet haben, sondern auch die wenige Aufklärung ihres Verstandes macht die Anbetung eines einzigen höchsten Gottes unmöglich. Man darf nur die Berichte der Missionarien nachschlagen, welche die Wilden um ihre Erkenntniß von Gott befragten, so wird man sich deutlich hievon überzeugen. Sie gestanden alle ein, daß sie sich um den Urheber des

Erdballs gar nicht bekümmert hätten, und daß sie es für lächerlich hielten, einen so unnützen Gedanken zu haben. Wie läßt sich von diesen Völkern nun erwarten, daß sie den Begriff erfunden hätten?

Die Unmöglichkeit auf einmahl zu dem Begriff eines einzigen höchsten Gottes zu kommen, am wenigsten wenn man noch nicht aufgeklärt ist, erhellet aber auch aus der Geschichte des griechischen Volks, deren Weise allmählig zu dem Begriff eines einzigen höchsten Wesens kamen, und selbst bey der grösten Aufklärung noch nicht völlig überzeugt davon waren. Selbst die ältesten griechischen Weltweisen bekümmerten sich noch nicht um den Schöpfer der Welt. Sie hielten entweder die Welt für ewig, oder dachten über ihre Schöpfung gar nicht nach. Anaximander ließ die Götter geboren werden, und wieder sterben. Hesiodus besang unter den griechischen Dichtern nicht bloß den Ursprung der Erde und Berge, sondern auch den Ursprung der Götter, und führt ganze Stammtafeln auf. Er dachte gar nicht daran, den Urheber aller Dinge und die wirkende Ursache von Allem aufzusuchen. Die Lehrer der ionischen Schule giengen schon weiter, sie erkundigten sich nach der Urquelle der Dinge. Thales von Milet, als Stifter dieser Secte, hielt das Wasser für den Urstoff aller Dinge, so wie Anaximenes hingegen die Luft. Selbst die Götter wären aus der Luft entstanden. Eben so dachten die nachfolgenden Weltweisen, Empedocles, Leucipp und Democrit. Empedocles nahm die vier Elemente als Urstoff der Dinge an, aus denen zwey wirkende Ursachen, nemlich die Freundschaft und Feindschaft der Welt, hervor-

gebracht wären. Leucipp und Democrit, diese beyden eleatischen Weisen, lassen die Welt aus Atomen bestehen, und nun haben sie keine Gottheit nöthig. Democrit nahm gewisse simulacra oder Bilder an, die den ersten wilden Menschen erschienen wären, wie sie den Begriff vom Daseyn göttlicher Wesen erhalten hätten. Ueber Ordnung und Regelmäßigkeit in der Welt, besonders über den künstlichen und harmonischen Bau des menschlichen Körpers, dachten die ältesten Weltweisen gar nicht nach, um daraus auf ein höchstes Wesen zu schliessen. Der Mensch sollte aus Schlamm oder aus dem Schooß der Erde, oder aus Wasser hervorgebracht seyn, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen und Misgeburten sey es der Natur endlich gelungen, ein so vollkommenes Meisterstück, als der Mensch ist, hervorzubringen. Anaxagoras und Sokrates waren die ersten, die richtig über den Bau der Welt und die Natur des Menschen nachdachten, und hiedurch auf ein höchstes Wesen schlossen. Erst damals, als die griechische Philosophie die höchste Stuffe ihrer Aufklärung erreicht hatte, gelang es einigen Philosophen, zu dem Begriff eines einzigen höchsten Gottes zu gelangen, ob man gleich auch selbst von diesen Philosophen nicht sagen kann, daß sie nicht auch einige Untergottheiten zu Verwaltern der Geschäfte angenommen hätten. Sokrates hielt den Schöpfer des Himmels und der Erde für die höchste Gottheit, hievon sucht er den Euthydemus, einen Freygeist beym Xenophon, dadurch zu überzeugen, daß er ihn auf die Schönheit und den Endzweck der Welt aufmerksam macht, die unmöglich ein Werk eines blinden Zufalles seyn könne,

da man nicht einmal die Kunstwerke der Griechen dafür hielt. Wenn Sokrates die Götter seiner Väter nicht leugnet, ihre Tempel besucht, auf ihren Altären opfert, und ihren Festen beywohnt; so hält er sie für Diener der Gottheit, die dem Menschen nützlich würden, und denen der Mensch Erfurcht schuldig sey, er verehrte sie wie catholische Christen die Engel und Heiligen. Plato nannte die Gottheit ein Wesen, in welchem der Anfang, Fortgang und das Ende aller Dinge liege, ob er gleich selbst gesteht, daß es schwer sey, diesen Gott zu erforschen, und unmöglich, ihn allen Menschen bekannt zu machen *). Die Schönheit der Welt setzt einen vollkommenen Schöpfer voraus, und daher ist die Gottheit die beste unter allen Ursachen, so wie die Welt die beste unter allen Wirkungen. Cicero scheint an den meisten Stellen einen höchsten Gott anzunehmen, soviel sieht man wenigstens deutlich, daß er jene vergötterte Menschen **), die das Volk anbetete, nicht für wirkliche Götter hielt. Denn, sagt er, diejenigen, die da sagen, daß tapfre oder berühmte oder mächtige Männer nach dem Tode zu den Göttern gegangen, und zwar Götter geworden,

 die

*) Plato in Timaeo. Τὸν ποιητὴν καὶ πατέρα τοῦδε τοῦ παντὸς εἰς πάντας ἀδύνατον λέγειν.

**) Man wende mir aber nicht ein, Cicero selbst habe die Vergötterung seiner Tochter gewünscht, und ihr einen Tempel bauen wollen. Seine Absicht hierbey war nur diese, daß ihr Andenken unter seinen Landesleuten möchte erhalten werden, und sie in eben dem Ansehn stünde, welches so viele andre berühmte Helden und Patrioten genossen.

die wir anbeten und verehren, heben die nicht alle Religion auf *)? Bey diesem Grundsatz konnte er wol unmöglich vergötterte Menschen für wahre Götter halten. Epictet **) sagt: das erste, was wir zu lernen haben, ist, daß ein Gott sey, dessen Vorsehung alles regieret, vor dessen Augen wir nicht unsre Gedanken, nicht das Innerste unsers Herzens verbergen können. — In Worten und Thaten muß man Gott nachahmen, oder Gott ähnlich zu werden suchen, und, eben so redlich, so frey, so wohlthätig, so großmüthig zu seyn, sich bemühen, wie er ist. Marc Antonin spricht an vielen Stellen von einem Gott, wenn er aber von mehrern Göttern handelt, so bequemt er sich nach den Volks-Ideen. An diesem einen, sagt er, finde dein Vergnügen, und gehe mit dem Gedanken an Gott von einer menschenfreundlichen Handlung zur andern über ***). Und selbst diese scharfsinnigen Männer Anaxagoras, Socrates, Plato, Cicero, Epictet und Antonin, die ohne Licht der Offenbarung auf den Begriff eines höchsten Gottes kamen, wurden doch oft sehr ungewiß, und fingen an zu zweifeln, wie z. B. Cicero in seinen philosophischen Schriften, worinn er die verschiedenen Meinungen der Philosophen von den Göttern anführt, wahrscheinlich deswegen, weil sie nicht

*) Cicero de natura Deorum l. I. c. 42.

**) Epicteti dissertat. II. 14.

***) Ενὶ τέρπȣ καὶ προσαναπαύȣ, τῷ ἀπὸ πράξεως κοινωνικῆς μεταβαίνειν ἐπὶ πρᾶξιν κοινωνικῆς σὺν μνήμῃ θεȣ̃. Marc. Antonin. εἰς ἑαυτὸν l. VI. sect 7. Andre Beweisstellen hiezu sind l. VII. 31. ἀκολȣ́θησον θεῷ und l. X, 11. ἕπεσθαι τῷ θεῷ.

nicht Gewisheit hatten, und diese Lehre auf schwankende Muthmaßungen gründeten.

Muste nun das Menschengeschlecht viele Jahrhunderte durchleben, musten die helldenkendsten Köpfe ihren Verstand aufs stärkste anstrengen, um zu dem Begriff von einem Gott zu kommen; wie will man es denn von dem dummen Wilden behaupten können, daß er zu diesem erhabnen Begriff ohne göttliche Offenbarung gelangt sey? die Geschichte des menschlichen Verstandes und der ganzen Menschheit wiederlegt es. Selbst ein Beyspiel aus den neuern Zeiten beweist die Schwäche des menschlichen Verstandes ohne Aufklärung. Du Val, eins der grösten Original-Genies, gesteht von sich selbst ein, daß er vor seiner Ausbildung *) die Welt für nicht grösser vom Umfang gehalten, als er an einem heitern Tage sehen konnte, bey dem Wechsel des Tages und der Jahreszeiten habe er wei-

*) Oeuvres de Msr. du Val. Tom. I. 56.

Du Val war bis ins zwey und zwanzigste Jahr Kuhhirte, ehe er in das Jesuiter-Collegium zu Pont a Mousson kam. In seiner Kindheit sammlete er Schnecken und Raupen, um sie genau zu beobachten. Als er einst einen Calender mit den Figuren des Thierkreises sah, suchte er den ganzen Himmel durch, diese Sternbilder zu finden. Um noch mehr zu lernen, begab er sich zu einigen Einsiedlern bey Luneville, und diente ihnen als Kuhhirte, dabey studirte er für sich die Geographie und Heraldic aus dem Grunde, bis ihn der damalige Prinz von Lothringen im Jahr 1717 als einen Kuhhirten mit seinem Atlas unter einem Baum fand, und ihn nach Pont a Mousson schickte. Er starb zu Wien 1775 den dritten November im 81sten Jahr als Aufseher eines Münzkabinets, welches Kaiser Franz der Erste angelegt hatte.

weiter an nichts gedacht, als daß sie anfiengen und aufhörten, daß der Winter kalt, und der Sommer warm wäre. Die Erde hielt er für eine Fläche, die den Himmel stütze, und den Himmel für ein festes durchscheinendes Gewölbe, das dem Crystall am meisten gleiche. Die Sterne stellte er sich anfangs als Fackeln oder Lichter vor, die an jedem Tage angezündet würden, und wieder erlöschten. Nur etwas Studium der Menschheit wird uns überzeugen, daß der Verstand des Wilden und Uncultivirten schwach sey, und er über keine andre Dinge nachdenkt, als die ihm viel Nutzen oder Schaden bringen. Abstracte Begriffe hat er noch gar nicht, und daher kann sein Verstand auf den Begriff eines höchsten Gottes nicht kommen, und ihn auch nicht fassen.

Aber, wird man mir einwenden, hat nicht die persische Nation eine einzige weltschaffende Gottheit, vor und nach dem Alexander, verehrt? Man führt als Beweis das Edict des Cyrus an, worinn er den Juden befiehlt, den wahren Gott zu verehren. Allein es ist aus den damaligen Zeiten bekannt, daß die Verehrung einer National-Gottheit die Verehrung anderer Götter nicht ausschloß, und so konnte Cyrus und die Perser neben dem Mytras auch den Jehovah der Juden verehren. Man beruft sich ferner darauf, daß die ältesten Perser keine Tempel, Altäre und Statüen gehabt hätten, und will daraus auf die Verehrung eines einzigen höchsten Gottes schliessen; allein wie lassen sich Tempel an beständigen Orten von Nomaden erwarten, die eine herumziehende Lebensart haben? So könnte man auch ebendies von den ältesten Galliern behaup-

haupten, die auch keine Tempel und Altäre hatten, und doch mehrere Götter verehrten. Es folgt hieraus weiter nichts, als Mangel an Cultur und eine herumstreifende Lebensart, die dergleichen nicht zuließ.

Aber es giebt doch noch jezt ein ganzes Volk an der Grenze von Persien und Hindostan, das ohne geoffenbarte Religion einzig und allein den wahren Gott verehrt. Allein sie erhielten diese Idee von einem einzigen Gott, entweder durch den Umgang mit Muhamedanern, oder der ganze Bericht ist falsch.

Die großen Kenntnisse eines Grönländers von einem höchsten Gott, die er in einer Unterredung mit dem Missionair Egede an den Tag legte, beweisen ebenfalls nicht *), daß Wilde den Begriff von einem einzigen höchsten Gott gehabt haben, denn dieser Grönländer war schon im Christenthum unterrichtet, und konnte nun vieles von seinem Nachdenken rühmen, nachdem er schon darauf geführt worden war, oder der Missionair hat diesen Begriff sehr ausgeschmückt und verschönert. Und Gesetzt, man treffe ein Volk, das den Begriff von einem einzigen Gott hätte; so läßt sich doch nicht bestimmen, ob nicht dieser Begriff dort schon geherrscht hat, oder durch christliche Schiffer und Reisende dorthin verbreitet ist.

Sehr oft begieng man den Fehler, daß, wenn man bey einem Volk von einer National-Gottheit hörte, man alsdann glaubte, dieses Volk verehre einen einzigen Gott, ohne zu fragen, ob es nicht auch mehrere andre Götter anbetete. Natürlich muß bey einem

*) Cranz Beschreibung von Grönland.

Volk die Idee erwachen, daß es eine Gottheit gebe, die für sein bestes besonders sorge, und die Gefahren abwende. Eine solche National-Gottheit nun betete der Hurone unter dem Namen Okki an *), wie die Phönizier den Herkules Tyrius. Alle americanische Nationen, sie mögen Nomaden seyn, oder vom Ackerbau leben, haben Ausdrücke, die eine National-Gottheit bedeuten. Rührend ist die Rede des amerikanischen Königs von Tescuco an den Montezume, den letzten Kaiser von Mexico **), die er am Tage seiner Krönung hielt. Sie ist voll von Ueberzeugung von dem Daseyn des allmächtigen Schöpfers. Er spricht unter andern: da der Schöpfer aller Dinge deinen Schultern eine so schwere Bürde aufgelegt hat; so kannst du gewiß versichert seyn, daß er dir auch die nöthigen Kräfte, selbige zu tragen, verleihen werde. Denn da er sich bis jetzo gegen dich so freigebig und herrlich erwiesen hat; so sey versichert, er werde dir auch seine kostbaren Gaben und Segen in diesem Stande, worein er dich gesetzt hat, mittheilen. Die Outowuaken, eine der dummsten Nationen, rufen dieses Wesen unter dem Namen des Schöpfers der Dinge an. Dergleichen höchste National-Gottheit war der Oromasdes bey den Persern, der Zevs bey den Griechen, und

*) Als eine gewisse huronische Frau von einem französischen Missionarius von den Vollkommenheiten Gottes unterrichtet wurde, schrie sie mit einer Art der Verwunderung: ich verstehe es, und habe es mir allezeit eingebildet, daß unser Okki eben der Gott seyn müsse, den du mir anjetzo abmahlest.

**) Baumgartens allgemeine Geschichte von America 1 Th. S. 152.

und der Jupiter bey den Römern. Der Grieche schreibt seinem Zevs den Donner zu, und der südliche Americaner hat einerley Namen für den Donner und den höchsten Gott. Toupan, so heißt bey ihnen dies Wesen, bedeutet auch zugleich den Donner oder den Klang der höchsten Vortrefflichkeit; so wie die Caraiben ihm den Namen Chemini, und die Algonquinen den Namen Manikou beylegen. Ueberhaupt entstanden National-Gottheiten alsdann, wenn eine Nation einer besondern Gottheit glaubte gewisse Wohlthaten zu verdanken zu haben, dann verdiente diese vorzüglich Verehrung, und man eignete sich gleichsam diese Gottheit besonders zu. Aus eben dieser Ursache geschah es auch bisweilen, daß die Götter einheimischer Hausväter Götter von ganzen Nationen und Familien wurden. Eine Anbetung einer solchen National-Gottheit aber ist nicht die Verehrung eines einzigen Gottes, denn jene schließt nicht, wie diese, die Verehrung anderer Götter aus.

Hat man aber nicht in den griechischen Mysterien die Lehre von einem einzigen Gott gelehrt? möchte man bey dieser Untersuchung fragen. Einige Neuere haben dieses beweisen wollen *), allein ihre Beweise scheinen mir nicht stark genug. Ehe ich zur Untersuchung dieses Beweises komme, sey es mir erlaubt, überhaupt etwas von den Mysterien voranzuschicken. Sie hatten nach den verschiedenen Zeitperioden auch verschiedne Zwecke, und Cultur und Barbarey unter den Völkern bestimmten sie verschieden. Die ältesten My-

*) Meiners vermischte Schriften.

Mysterien waren wol die, welche noch jetzt die Schamanen in Sybirien und die Jongleurs in America haben. Diese wollten die Geheimnisse besitzen, künftige Dinge vorherzusagen, und Geister hervorzurufen. Sie halten diese Kunststücke geheim, und erst durch harte und lange Prüfungen kann man hiezu eingeweihet werden *). Von ihnen unterscheiden sich die Mysterien aufgeklärter Völker, die man füglich in zwey Classen theilen kann; die erste Classe machen diejenigen aus, worin man die Schicksale der Götter dramatisch vorstellte, und gewisser Symbole sich bediente. Zur zweiten Classe gehören bey großer Aufklärung diejenigen, worin gewisse Wahrheiten vorgetragen wurden, die in der Volksreligion nicht waren. Gewisse Einweihungen, Büssungen, Prüfungen wurden bey allen Mysterien erfordert **). In den samothracischen

*) Man sehe hievon Th. V. S. 44. 45.

**) So wie überhaupt in der alten Welt die Initiationen mit einer gewissen Strenge begleitet waren. In Virginien wurden sonst alle Knaben, die in die Zahl großer Männer wollten aufgenommen werden, von der menschlichen Gesellschaft auf einige Monate getrennt. Sie musten im Walde, ohne den geringsten Umgang zu haben, sechs Monate leben, und bekamen keine andre Nahrung, als abgekochte Wurzeln, die ihr Gehirn verrückten, und wovon sie auch wirklich närrisch wurden, so daß sie musten angebunden werden. Wenn die Aerzte fanden, daß sie genug hievon getrunken hatten, so milderten sie die Portion so, daß sie allmählig wieder zu ihren Sinnen kamen. Sie gaben alsdann vor, daß sie alles vorige vergessen hätten, und ließen sich aufs neue in allen Dingen unterrichten. Sodann fiengen sie ein ganz neues Leben an,

schen Geheimnissen müssen die Einzuweihenden ein Bekenntniß ihrer Sünden ablegen, welches Lysander zu thun sich weigerte. Als der Priester ihm sagte: die Götter begehrten es, so antwortete er, so begieb dich also zurück, ich will es den Göttern bekennen, wenn sie mich darum befragen werden.

Was nun die ersten betrift, so ist deren Anzahl die gröste; die berühmtesten sind, die orphischen, bacchischen, kleinen eleusinischen, thracischen, cabirischen und mithrischen Geheimnisse. Der Hauptzweck dieser Mysterien war wol, die Schicksale der Götter dramatisch vorzustellen, damit sie desto tiefern Eindruck machten. Viele waren als Gedächtnißtage von fröhlichen und traurigen Begebenheiten der Götter anzusehn. Beides beweise ich aus der Geschichte, indem ich einzelne Mysterien anführe.

In den sebadischen Geheimnissen wurde folgende Geschichte vorgestellt: Ceres gebiert dem Jupiter die

Pro=

an, und wurden mannbar, ohne daß sie es sich erinnerten, Kinder gewesen zu seyn. Die Initiationen, wodurch einer bey wilden Völkern in den Orden der Zauberer aufgenommen wurde, waren so strenge und barbarisch, daß das blosse Lesen dieser Gebräuche dem Mann von feinerem Gefühl schon Schrecken einflößt. Es besteht in Geiseln bis aufs Blut, das oft sechs Wochen anhält, in dem strengsten Fasten, und in solchen Schmerzen, denen der Europäer gewiß unterliegen würde. Die Yncas in Peru wurden auf verschiedne Art zu ihrem wichtigen Amte vorbereitet, das Fasten war oft mit Lebensgefahr verbunden, man schwenkte einen Wurfspieß vor ihren Augen, und sie durften sich es gar nicht merken lassen, zurück ziehn zu wollen.

Proserpina, Jupiter vermischt sich hierauf mit seiner eigenen Tochter, indem er in der Gestalt einer Schlange sich in ihren Busen schleicht. Ein Symbol in den sebadischen Geheimnissen ist daher eine goldne Schlange, die den Eingeweiheten in den Busen gelassen, und unten wiederherausgenommen wird *).

In den Mysterien des cretensischen Jupiters stellte man vor, wie Jupiter seinem Vater entwandt und ernährt sey. Eine Ziege der Nymphe Amalthea **) ernährt an ihren Brüsten den kleinen Jupiter. Er bedient sich nachhero des Felles dieser Ziege statt eines Schildes gegen die Titanen, daher bekam er von den Dichtern den Namen Αἰγίοχος.

Arnobius sagt von den bacchischen Mysterien: die Bacchanalia wollen wir vorbeygehn, die in Griechenland Omophagien heissen, worin ihr ganz wütend euch mit Schlangen umwindet, und in der Begeisterung mit blutigen Mäulern die Eingeweide der Böcke zerreißt, die sich widersetzen. Ich will nichts sagen von jenen andern Mysterien, worin vorgestellt wird, wie Bacchus, da er gespielt, von den Titanen in Stücken zerrissen und in einen Topf geworfen ist, um gekocht zu werden. Jupiter, durch den angenehmen Geruch gereitzt, kam, weil er eingeladen war, zur Mahlzeit. Da er aber diese schreckliche That fand, zer-

*) Arnobius l. V. c. 21.

**) Illa putatur
Nutrix esse Jovis; si vere Juppiter infans
Ubera Creteae mulsit fidissima caprae,
Sidere quae claro gratum testatur alumnum.

Lactantius de falsa religione lib. I. c. 21.

zerschmetterte er die Räuber mit Bliz und stürzte sie in die untersten Orte des Tartarus. Schändlich ist die péderastie, die Bacchus mit sich treiben wollte, die man in den alimuntischen Mysterien zeigte, und weswegen in Griechenland so viele Phalli errichtet sind *). — Die Phönizier hatten die Orgia des Adonis, die zu Byblos gefeiert wurden. Ihm zum Andenken geisselten sich die Einwohner alle Jahr, am ersten Tage weihen sie sich ihm als einem Verstorbenen, am zweiten hingegen sehen sie ihn als einen von den Todten Wiederaufgeweckten an.

Einige von den Alten, die das Schändliche und Entehrende in den Mysterien einsahen, suchten ihnen eine bessere Wendung zu geben, und wollten einen allegorischen Sinn hineinbringen, der aber gewiß bey ihrem ersten Ursprung nicht darin lag. Die Phalli in den Geheimnissen des Bacchus zu Allimunt sollten die Befruchtung der Natur anzeigen. Den Beyschlaf des Jupiters mit seiner Mutter in den Sebadiis will man erklären, daß Jupiter oder der Regen die Erde oder die Ceres fruchtbar mache. Der Raub der Proserpine soll heissen, daß wir mit Erdschollen die Erde bedecken. Der gemeine Mann dachte sich dies gewiß nicht dabey, sondern es ist erst eine Erfindung der Naturkundiger.

Ausser diesen dramatischen Vorstellungen von den Schicksalen der Götter, wollte man in den Mysterien die Geschichte des ältesten Zustandes der Menschen vortra=

*) Arnobius adversus gentes V, 27.

tragen *), und dies that man vorzüglich in den kleinen eleusinischen Geheimnissen. In den Zeiten, als in den Wiesen von Sicilien Proserpina purpurne Blumen auflas, und ihre Lernbegierde sie hier- und dorthin durch die blühenden Felder trieb; so sprang der König der Schatten aus einer tiefen Höhle hervor, raubte sie, nahm sie mit sich auf einem Wagen. Ceres, die hievon nichts wuste und ihre Tochter verloren hatte, beschloß, sie auf der ganzen Erde zu suchen; sie nahm zwey Fackeln, die sie am Aetna anzündete, und machte sich auf den Weg. Bey diesem Geschäfte kam sie auch nach Eleusis, einem Flecken in Athen. Baubo, ein damaliger Einwohner, nahm diese Göttin gütig auf, und sie gab ihm Unterricht im Ackerbau. Nachher verbinden sich beyde mit einander. Dies stellte man dramatisch vor, indem man an den eleusinischen Festen Fackeln trug und herumgieng, so wie Ceres, als sie ihre Tochter die Proserpina suchte **).

Als Nebenendzweck könnte man vorzüglich bey den kleinen eleusinischen Geheimnissen ansehn, daß die Nation hiedurch unter sich mehr sollte vereinigt werden, denn es war ein National-Fest, das sechs Tage dauerte. An diesem Feste wurden alle alten Freundschaften aufgerufen, und neue Freundschaften errichtet.

*) An den Thesmophorien, welche neun Tage gefeiert wurden, trugen Jungfrauen auf ihren Köpfen große Bücher, welches die Gesetze der Ceres seyn sollten, die aber ein Heiligthum waren, und niemand lesen durfte. An diesem Fest wurden die Säue vertrieben, als welche den Feldern schädlich waren.

**) Arnobius V. 23. 25.

tet. Man konnte es auch als Dankfest für die Erndte ansehn, da es im Herbst gefeiert wurde, und die Priester zu Athen, die zuerst die Kunst des Ackerbaues trieben, die Erstlinge nach Athen schickten, daher wurden an diesem Feste die ersten Gaben der Göttin, nemlich Getraide, umhergetragen. Dieses Fest muste tiefen Eindruck auf das Volk machen, denn es war mit feierlichen Aufzügen und mit vieler äusserer Pracht begleitet. In der Folge der Zeit verband man auch hiemit noch die Vorstellung von der Unterwelt, und stellte sinnlich die Freuden des Elysiums und die Qualen des Tartarus vor.

Selbst in der christlichen Religion fieng man in den finstern Jahrhunderten an, die historischen Sätze der Religion dramatisch vorzustellen. Die Lehrer waren zu unwissend, als daß sie die theoretischen Lehrsätze hätten vortragen können, daher man an jedem großen Festtage oder Heiligentage ein Stück aus der Geschichte des Lebens Jesu oder aus einer Legende eines Heiligen auf eine theatralische Art vorstellte. Dies gewann vielen Beyfall, so daß man auf diese Art den Einzug Christi, seine Creuzigung oder Himmelfahrt zeigte. Dies war freylich ein Beweis von der einreissenden Barbarey und dem Verfall der Religion. Die Sinesen führen noch heutiges Tages Lustspiele von ihren Göttern auf, um dem Volk die Geschichte der Götter in desto lebhafteres Andenken zu bringen.

Soviel erhellet immittelst aus Allem, daß es nur Mysterien geben kann, wo menschenähnliche Götter verehrt werden, oder die Priester die Geschichten der

Götter verheimlichen. So lange also die Perser das Feuer ohne Bilder verehrten, und die Aegyptier Sonne und Mond ohne Bilder anbeteten, so konnte es bey ihnen keine Mysterien geben. So bald aber diese Gegenstände unter menschenähnlichen Gestalten verehrt wurden; so gab es Mysterien, wie z. B. in Persien die Mysterien des Mytras, und in Aegypten des Osiris und der Isis. In Griechenland, wo es die meisten menschenähnlichen Götter gab, waren daher auch die meisten Mysterien. Sophocles nennt Athen das heilige Gebäude der Götter. Erzählte der Priester die Schicksale der Götter, wie z. B. in Siam die Geschichte des Gottes Sommona Codan, oder die Bonzen in Sina die Vergötterung, Verwandlung und die Thaten des Foe und seiner Schüler, die Sintoisten in Japan den Ursprung und die Geschichte ihres Tensiodai und der übrigen Götter: so konnte es keine Mysterien geben, eben so wenig wie in Creta, welche Insel das Vaterland der alten Mythologie ist. Da war fast kein Ort, wo nicht einmal irgend ein Gott oder Halbgott soll gelebt haben; da ist kein Einwohner der Insel, der nicht in der Lebensgeschichte mancher Gottheiten erfahren wäre. Sie zeigten unter andern Jupiters Grab und hatten keine Ursache, die Menschheit der Götter geheim zuhalten, jeder hatte es von seiner Jugend an gehört.

Von allen diesen Mysterien sind nun die großen eleusinischen Geheimnisse verschieden, die zur Zeit der grösten Aufklärung von Griechenland, und als die Philosophie sich ausbreitete, entstanden. Die Hauptabsicht war Entwickelung des Aberglaubens. Man zeig-

zeigte den Eingeweiheten, daß die vermeinten Götter nicht Götter wären, sondern Menschen gewesen, die man um der Verdienste willen zum Himmel erhoben hätte. Ja man verwies wol sogar auf die Gräber, wo diese Menschen ruheten. Dieses nun dem Volk zu sagen, wäre aus mehr als einer Statsursache gefährlich und schädlich gewesen. Entdeckte man, daß die Götter Menschen gewesen, so konnte man seine Laster nicht unter dem Namen der Götter beschönigen. Der Neidische, der Wollüstige, der Ehebrecher, der Trunkenbold konnte gewiß einen Gott finden, der ähnliche Laster an sich gehabt hatte. Staatssystem und Religion waren aufs genaueste mit einander verflochten. Hätte man nun so manche Götter entfernt; so wäre das ganze Religions-System umgeworfen worden, selbst die Gesetze hätten ihr Ansehn verloren, weil die Gesetzgeber sich rühmten, diese von den Göttern erhalten zu haben. Man trug gewisse geheime Lehren vor, so wie dies überhaupt im Alterthum Sitte war (man denke an den Pythagoras), machte metaphysische Speculationen von Gott und der Seele, lehrte Unsterblichkeit der Seele, trug vielleicht auch etwas vom Staatssystem vor; alle diese Dinge musten vor den Augen des Volks verborgen gehalten werden, und daher wurden nur wenige Aufgeklärte angenommen. Der Endzweck und die Absicht der Einweihung, sagt Plato, ist, daß die Seele zu demjenigen Stande, aus welchem sie als aus ihrem natürlichen Siz der Vollkommenheit gefallen ist, wieder gelangen möge. Die Seele wird dadurch gereinigt, und fähig, den Eindruck der Untergeister zu empfinden. Trug doch schon Plato in sei-

ner Akademie Grundsätze vor, neben welchen die öffentliche vaterländische Religion nicht bestehen konnte; wie vielmehr lassen sie sich in den Mysterien erwarten! Es gab gewisse wissenschaftliche Begriffe, welche die Vorsteher der Mysterien nicht kund werden ließen, um ihrem Amte mehr Ansehn zu geben. Man sprach von Dämoeen und ihrer Natur, zeigte, daß Menschen Dämoeen gewesen, lehrte mit ziemlich gewissen Gründen, daß es ein Leben nach dem Tode gebe *), und daß die Seelen der Gottlosen, nachdem sie vom Körper befreiet wären, in zahme und wilde Thiere sich begäben, daß wir nahe an die Thiere grenzten, aus einem Stoff mit ihnen beständen, aber Vernunft besässen, und durch Verstand alle Arten von stummen Geschöpfen überträfen.

Gewöhnlich behauptete man, daß in den großen Geheimnissen die Einheit Gottes gelehrt sey; und dies folgert man daraus, weil man darinn die vergötterten Menschen in ihrer Blöße dargestellt hätte. Allein so könnte man auch von allen Völkern, welche keine vergötterte Menschen angebetet, behaupten, daß sie eine Gottheit verehrten. Da dies aber wider die Geschichte ist, so beweist der Beweis zuviel, und also gar nichts. Es giebt noch weit mehrere Arten der Anbetung, als die von vergötterten Menschen, nemlich Aristotelicismus, Pantheismus, Spinozismus. Doch man führt Beweise an, und hier sind sie: Man beruft sich auf eine Stelle beym Augustin **). „Scävola, der vom Cicero so sehr geehrte Pontifex Maximus,

*) Arnobius lib. II. c. 16.

**) Augustinus de civitate Dei l. IV. c. 27. cf. l. VI. c. 5.

mus, nahm drey Arten von Göttern und Theologie an. Die eine ist die Religion der Dichter oder die mythische Theologie, die zweite die Theologie der Philosophen, die dritte der Regenten oder die bürgerliche Theologie. Die erste wäre abgeschmackt, weil sie vieles Unwürdiges von den Göttern erdichtete, die zweyte passe sich nicht für ganze Staaten, weil sie etwas Ueberflüssiges, etwas aber auch, was dem Volk zu wissen schädlich wäre, hätte. Was ist aber dies Schädliche? daß Herkules, Aesculap, Castor und Pollux keine Götter sind, sondern vormals Menschen gewesen, daß der wahre Gott kein Geschlecht, kein Alter und keine Glieder des Körpers habe. Dieses müste das Volk nicht wissen. Scävola erkannte also, daß die Volksreligion falsch sey.„ Die Dichter entehren die Götter, den einen machen sie zum Dieb, den andern zum Ehebrecher, und so begehen diese viele thörichte und schändliche Handlungen. Jupiter verwandelt sich in einen Ochsen oder Schwan, um der Liebe nachzuhängen. Saturn verzehrt seine Kinder, drey Göttinnen streiten unter sich wegen der Schönheit, und dies veranlaßt die Zerstörung von Troja. Allein folgt hieraus mehr, als daß Scävola behauptete, die vergötterten Menschen sind keine Götter? Aber wo spricht er von der Verehrung eines einzigen Gottes? Und eben so auch Varro *), da er an mehrern Orten ermahnt, die Götter zu verehren, gesteht ein, daß er dem nicht beystimme, was der römische Staat angeordnet, er würde nach den verschiedenen Theilen der Natur, Götter und Namen bestimmt haben (Ist hier

 nicht

*) Augustin. de civitate Dei, l. IV, c. 31.

nicht vielmehr Pantheismus als Monotheismus?).
Aber da er unter einem alten Volke lebte, so würde er die Geschichte der Namen und Beynamen, so wie sie von den Alten überliefert wären, beybehalten, und zu dem Ende jenes schreiben und durchgehn, damit das Volk mehr sie zu verehren als zu verachten veranlaßt würde. Vieles wäre wahr, wovon es nicht allein nicht nützlich, daß das Volk es wisse, sondern wovon es auch vortheilhaft sey, daß das Volk anders davon denke, ob es gleich falsch wäre, und deswegen hätten die Griechen die Mysterien in Verschwiegenheit und in Mauren eingeschlossen. Diejenigen schienen ihm allein zu wissen, was Gott sey, welche glaubten, daß er eine Seele sey, die durch Bewegung und Vernunft die Welt regiere. Aus diesen beyden Stellen erhellet, daß Scävola und Varro eine Weltseele angenommen haben, in der letzten Stelle steht aber nicht, daß Varro einen einzigen höchsten Gott gelehrt. Auch Augustin fand in der Stelle beym Varro nicht die Einheit Gottes, denn er sagt von ihm: „er wäre der Wahrheit sehr nahe gewesen. Quapropter cum solos dicit animadvertisse, quid esset Deus, qui eum crederent animam mundum gubernantem, castiusque existimat, sine simulacris observari religionem, quis non videat, quantum propinquaverit veritati?

Man bringt ferner Stellen aus dem Cicero bey, besonders aus seinen tusculanischen Untersuchungen *). Hier zeigt Cicero, daß selbst die grossen Götter sterbliche Menschen gewesen, und von der Erde in den Himmel gegangen sind. Dies kann man in den Mysterien sehen, worin man dramatisch die Schicksale der Götter vor-

vorstellte.„ Wo findet sich hier aber ein Beweis für die Lehre von der Einheit Gottes?

Die zweyte steht in seinem Buch von der Natur der Götter. Cicero hatte mehrere Arten angeführt, wie man sich die Götter dachte, und sagt: die eleusinischen und samothracischen Geheimnisse will ich nicht anführen; denn wenn man die recht erklärt und genau betrachtet, so bekömmt man mehr Kenntniß von der Natur, als von den Göttern. „Kenntniß der Natur also war es, die man sich in den Mysterien erwarb.

Eine andre Stelle führt man aus dem Clemens Alexandrinus an **): In den großen Mysterien bleibt nichts zu lernen übrig, sondern man ist Augenzeuge, und betrachtet die Natur und ihre Werke, anschauende Erkenntniß bekömmt man durch die Analyse, indem man eben hiedurch zum ersten Verstand fortschreitet, und den Anfang mit dem macht, was ihm unterworfen ist, die physischen Eigenschaften vom Körper trennt, Ausdehnung in Absicht der Größe, Breite, Länge entfernt, was übrig bleibt, das ist die Monas, die gleichsam den Grund ausmacht; nehmen wir diesen Grund weg, so denkt man sich die Monas.

*) Cicero Tuscul. quaest. l. I. c. 13. Si vero scrutari vetera, et ex his ea, quae scriptores Graeciae prodiderunt, eruere coner: ipsi illi majorum gentium dii qui habentur hinc a nobis profecti in coelum reperiuntur.

De natura Deorum. l. I. c. 42. Omitto Eleusina sanctam et augustam, ubi initiantur gentes orarum ultimae — quibus explicatis, ad rationemque revocatis, rerum magis natura cognoscitur, quam deorum.

**) Clementis Alexandrini Stromatum lib. V. p. 248. edit. Sylburgi.

Wie ist es aber möglich? hieraus die Einheit Gottes zu beweisen? So müste sie auch Pythagoras, der eine Monas *) annahm, gelehrt haben, da es sich doch nicht beweisen läßt, das Pythagoras eine einzige Gottheit, in dem Sinn wir es nehmen, gelehrt hat. Vielmehr nimmt sowohl er als seine Nachfolger **) mehrere Untergötter an; Onatus ein Pythagoräer sagt: die andern Götter verhalten sich zu dem ersten Gott, wie der Chor zum Vorsänger, und die Soldaten zum Anführer.

Man beweist ferner die Einheit Gottes in den Mysterien aus einer Stelle beym Dio Chrysostomus ***). Er sagt: der Begriff von der allgemeinen Natur der Götter und dem Beherrscher der ganzen Welt ist durchs ganze menschliche Geschlecht verbreitet, und Barbaren und Griechen ohne einen sterblichen Lehrmeister oder Mystagogen anerschaffen. Auch aus dieser Stelle leuchtet Aristotelicismus hervor, denn es wird von der Natur der Götter und dem Beherrscher der ganzen Welt gesprochen: dieses mochte also auch der Mystagoge lehren. Wollte man den ersten Satz von einer einzigen Gottheit verstehen, so wäre er falsch, denn dieser Begriff ist nicht bey dem ganzen menschlichen Geschlecht, nicht bey Griechen und Barbaren allgemein.

*) Macrobius in somnium Scipionis l. I. c. VI. Monas initium finisque omnium, neque ipsa principii aut finis sciens, ad summum refertur Deum.

**) Τοὶ δ᾽ ἄλλοι θεοὶ ποτὶ τὸν πρᾶτον θεὸν, καὶ νοητὸν ἔτως ἔχοντι, ὥσπερ χορευταὶ ποτὶ κορυφαῖον, καὶ ϛρατιῶται ποτὶ ϛρατηγόν.

***) Dio Chrysostomus XII. p. 201. edit. Morelli.

mein. Gesetzt aber, Chrysostomus hätte angenommen, die Einheit Gottes wäre allgemein bekannt, so brauchte es keines Mystagogen, der sie als Geheimniß lehrte.

Galen in seinem Buch de usu partium VII. c. 14. sagt: der Arzt lernt, bey der Untersuchung der Theile des menschlichen Körpers, die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers nicht weniger als in den eleusinischen und samothracischen Geheimnissen. Man konnte freilich in den eleusinischen Geheimnissen aufmerksam auf die Weisheit des Schöpfers der Welt gemacht werden, allein Galen erklärt nirgends, welchen Begriff er sich von Gott gemacht hat, sondern gesteht, daß er hiebey ganz gleichgültig sey, es läßt sich also daraus noch keine Einheit Gottes folgern.

Weit unbedeutender sind die Beweise, die man aus den Worten τελεταὶ und initia hernimmt. Cicero sagt von ihnen: Initiaque ut appellantur ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi *). Und nach dem Etymologico magno will Chrysipp viel in dem Worte τελετῇ finden. Er sagt, die Lehren von Gott und göttlichen Dingen würden mit Recht τελεταὶ genannt, weil diese die letztern wären, in denen man unterrichtet würde. Die Seele müsse eine Festigkeit haben, um gegen die Uneingeweiheten sie zu verschweigen.„ Hieraus folget blos, daß man Dinge in den Mysterien gelehrt, die dem gewöhnlichen Glauben der Griechen entgegen waren, allein nicht Einheit Gottes, es konn-

*) Cicero de legibus l. II. c. 14.

konnte viele andre Geheimnisse geben, die musten verschwiegen werden.

Eine einzige Stelle beym Arnobius *) möchte einige Zweifel machen, allein sie beweist doch eigentlich nur, daß Arnobius geglaubt, man hätte in den Mysterien einen einzigen Gott gelehrt, er selbst war ja kein Initiirter; wie leicht konnte er irrig berichtet seyn, und sich irren! Gesetzt aber, man hätte auch zu seinen Zeiten, nemlich zu Anfange des vierten Jahrhunderts, in den Mysterien die Einheit Gottes gelehrt; so war die christliche Religion schon lange ausgebreitet, und konnte dieser Begriff von ihr dorthin übergetragen seyn, zumal da man damals schon suchte, beyde Religionen mit einander zu vereinigen. Diese Stelle schwächt also den Beweis nicht, daß man ohne Offenbarung den ächten Begriff von der Einheit Gottes entbehrt habe.

Nur aus den Kirchenvätern und spätern Schriftstellern liesse sich höchstens etwas zum Beweis für die Einheit Gottes in den Mysterien anführen, allein, keiner von ihnen handelt absichtlich von den Mysterien, sondern sie führen es nur beyläufig an; und suchen Aehnlichkeiten zwischen den Mysterien der Heiden, und den

*) Quisnam iste est unus, interrogabit? Forte possumus istum vobis veris auctoribus dicere: sed ne nobis fidem habere nolitis, Aegyptios, Persas, Indos, Chaldaeos, Armenios interroget, omnesque illos alios, qui in interioribus viderunt et cognoverunt haec artibus, jam profecto discetis, quisnam sit Deus unus, vel sub eo qui plurimi, qui Deos se fingant et humani generis imprudentiam ludant.

Arnobius adversus gentes l. IV. c. 13.

den Christen auf. Soviel erhellet im Ganzen aus allen Stellen, daß man in den großen Mysterien die Volks-Religion, vorzüglich die, welche sterbliche Menschen vergöttert, herabgesetzt habe, aber auch in keiner einzigen Stelle wird deutlich gesagt, daß man die Lehre von einem Gott vorgetragen habe. Vielmehr scheint man die aufgeklärten Menschen auf die Natur aufmerksam gemacht, und Pantheismus, Aristotelicismus, und Spinozismus gelehrt zu haben. Hätte man wirklich in den Mysterien die Lehre von einem Gott, und zwar aus Gründen, vorgetragen; so hätten unmöglich die grösten Philosophen des Alterthums hierin so zweifelhaft seyn können. Die Lehre von einem höchsten Wesen ist mehr die Lehre der Offenbarung als der Vernunft, die nicht einmal stark genug war, wenn sie diesen Begriff auch erhalten hatte, ihn beyzubehalten.

So war also Polytheismus das älteste und früheste System. Die Geschichte aller Völker giebt hiezu den Beweis, wenn man das israelitische Volk ausnimmt, das durch besondre göttliche Offenbarung geleitet wurde. Alle wilde Nationen von Asien, Africa und America sind alle Götzendiener, von dieser Regel hat man noch keine Ausnahme gefunden. Eine solche Fortschreitung von der Idee mehrerer Götter bis zu der Idee eines einzigen Gottes ist auch dem Gange des menschlichen Geistes sehr angemessen. Wer wollte denn wol glauben, daß die Menschen eher Palläste als Hütten gebauet hätten? Güte des Schöpfers war es, wenn er die ersten Menschen sogleich auf diese hohe Stuffe erhob. Die große Schönheit und Ordnung

der Natur konnte gewiß nicht den Wilden veranlaßt haben, auf ein einziges höchstes Wesen zu denken, ihn drücken zuviele Beschwerden; so lange die Dinge in der Natur ihren natürlichen Gang fortgehen, denkt der Wilde hierüber gar nicht nach, und stellte keine tief eindringende Untersuchungen über die erste Ursache an. Es gehört ein scharfes Auge dazu, um den Zusammenhang wahrzunehmen, der durch wechselseitige Verknüpfung der Ursache und Wirkungen aller Dinge zeiget, daß sie alle eines Ursprungs sind — vielmehr möchte man auf mehrere Principien fallen, da die Kräfte so sehr widersprechend scheinen; wie leicht läßt sich für jedes eine besondre Gottheit annehmen! Leicht findet der Mensch Kräfte, die über die Seinigen erhaben sind, und schreibt diese höhern Geistern zu, die er nun bald anfängt zu personificiren, und sich dadurch den Weg zum Polytheismus bahnt. — Man mache hier nicht den Einwurf, daß bey der einmaligen göttlichen Offenbarung sich Monotheismus über die ganze Erde hätte erhalten können, denn die noachische Fluth löschte auch diesen Begriff größtentheils aus, denn wir finden viele der Noachiden schon als Abgötter, vielleicht entstand dies theils aus ihrer großen Zerstreuung, theils aus den unterdrückenden Lagen, wobey sich die Kenntnisse ihrer Vorfahren verloren, theils aus dem Verlust der Traditionen. Alles gerieth bey ihnen in Vergessenheit, und ihr Zustand war der Stand der Kindheit und Wildheit, worin viele Völker lange Zeit blieben, andre aber sich bald wieder herausarbeiteten.

Aber, wird man fragen, was waren die verschiedenen Ursachen, die die Völker zu der Verehrung der Gottheiten führten?

Hier sehe ich die Dankbarkeit einen Thron der Gottheit errichten, der Mensch will sein dankbares Herz wegen erwiesener Wohlthaten zeigen, deswegen brachte man nach Cäsars Sieg den Göttern Menschen zum Opfer, und der Gottheit des Nils nach Uebertretung desselben eine Jungfrau. Man glaubte, die Götter wären eben so eigennützig als die Menschen, und thäten nichts ohne Wiedervergeltung, daher bewies man seine Dankbarkeit, nach einem jeden glücklichen Fischfang oder einer Jagd oder Erndte oder Errettung aus der Gefahr. Aus dieser Quelle flossen auch die Dankopfer bey den Israeliten, wobey gewisse Fettstücke auf dem Altar verbrannt wurden, die Dankfeste der Hottentoten und Neger in Africa.

Dort war die Triebfeder der Gottesverehrung der Wunsch, Wohlthaten von der Gottheit zu erhalten, und ihre Gunst sich zu erwerben. Aus dieser Rücksicht opferten die Scythen dem Zamolxis alle fünf Jahre ein Schlachtopfer, das sie aus ihrer Mitte durchs Loos gewählt hatten, und als Abgesandten der Nation an die Gottheit ansahn. Bald verehrte man die Gottheit, um die Zukunft zu erfahren. Die Neger fangen weder eine Jagd, noch einen Krieg, noch einen Fischfang an, ohne die Götter wegen des glücklichen oder unglücklichen Ausgangs um Rath zu fragen. Bald rief man die Gottheit um Hülfe und Rache gegen Unfälle und deren Urheber an. Um Beystand vom Bacchus gegen die Perser zu haben, schlachteten die Grie-

Griechen vor dem Treffen bey Salamis dem Bacchus Omester drey Jünglinge von vornehmem Stande, die sie gefangen hatten. Bald verehrte man die Götter, um sie zu versöhnen, deswegen ersticken selbst die blutscheuenden Hindus zuweilen Thiere, um durch deren Tod den Zorn der Götter zu stillen. Aus dieser Ursache stellte man Fasten an, und brachte der Gottheit Hekatomben. Deswegen schleppte der Fakir eiserne Ketten hinter sich her, stellte Johannes Stylites sich auf eine Säule, läßt der Bonze eiserne Ringe sich um den Hals schmieden, und legt sich einjeder selbst gewählte Marter auf. Auch von dieser Seite zeigte sich Verschiedenheit in den Religionen. In einigen findet man mehrere Spuren der Dankbarkeit, in andern mehr Furcht vor der Gottheit, die zur Verehrung antreibt, hier mehr Gleichgültigkeit gegen die Götter, und dort ängstliches Bemühn, sie zu versöhnen. Hierauf beziehen sich denn die Gebräuche, die die Empfindungen der Nation bey der Gottesverehrung ausdrücken. Diese waren sehr oft lebhafte Ausdrücke und Vorstellungen von den Geburten und Schicksalen *) der Götter auf Erden, wie sich dieses in den feierlichen Umgängen in den Mysterien und an den Festen der Götter sehr deutlich zeigt. Aber man drückt auch durch Gebräuche religiöse Meinungen, wie z. B. von verdienstlichen Werken, besonders von einer künftigen Auferstehung, aus. Den Gedanken von verdienstlichen Wer-

*) Man stellte die Schicksale der Ceres und der Proserpina in den eleusinischen Geheimnissen, und die Abentheuer der Isis und des Osiris bey Nacht mit Fackeln in den Mysterien in Aegypten vor.

Werken verräth man durch Schenkungen an Kirchen und Klöster, durch Geisselungen, Kasteiungen, Fasten und Wallfahrten. Die verschiednen Begriffe von einem künftigen Leben zeigen sich in den Leichengebräuchen. Der Kamtschadale läßt sich von Hunden auffressen, um diese in jenem Leben zu haben. Die nordischen Völker verbrennen Sclaven und Bediente bey den Leichen ihrer Könige, damit es ihnen dort nicht am Hofstaat fehlt. Einige Indier werfen die todten Körper in den Ganges, damit sowol Seele als Leib für die Zukunft mögen gereinigt seyn. Hat jedes Volk besondre Empfindungen von der Gottheit und der Zukunft; so wird es auch besondre Gebräuche haben, wodurch es diese auszudrücken sucht, und diese wird einjeder in den verschiednen einzelnen Arten der Verehrung, die ich bald anführen werde, leicht auffinden können.

Am meisten fiel der Mensch, der zu sinnlich dachte, vor Bildern und Statüen nieder, und betete darin die Gottheit an, dies war fast bey allen Völkern, nur sehr wenige, wie z. B. die ältesten Perser und Aegyptier, ausgenommen. Die Statüen waren weit eher da, als man sie verehrte; ein Vater, der seinen geliebten Sohn verloren hatte, wünschte sein Bild sich zu erhalten, und ließ zu dem Ende eine Statüe von ihm machen, die ihm so ähnlich als möglich sahe. Der Künstler wollte seinem Regenten schmeicheln, und durch eine Bildsäule sein Andenken bey dem Volk erhalten. Das Volk selbst wünschte seinen vortrefflichen König noch lange bey sich in einem Bilde leben zu sehen, eine Bildsäule ward errichtet, man gieng hin,

und bekränzte sie, vielleicht an seinem Geburtstag oder Todestag, man übertrieb dies lebhafte Andenken zu sehr, und nun entstand Verehrung. Fast auf eine ähnliche Art entstanden die Statüen der Götter; man wünschte den unsichtbaren Gott dadurch zu repräsentiren, das Andenken war lebhaft, die Brunst der Andacht feurig. Das Bild sollte ein Zeichen der unsichtbaren Gottheit seyn, wobey man sich ihrer erinnerte, aber bald fiel man vor diesem Bilde, als vor einer Gottheit, nieder. Dies verräth freilich einen verminderten Grad der Cultur des Geistes, allein es gieng hier, wie gewöhnlich, der Mensch verliert gar zu leicht den rechten Gesichtspunct. Dieses Niederfallen vor Statüen sahe man als Gottesdienst an, denn man glaubte, daß die Götter selbst in diesen Statüen wohnten. Daher reinigte man sie, bekleidete sie, und stellte ihnen zu Ehren Feste und Schmäuse an. So sind die Lectisternia in Rom bekannt, wo man auf Polstern die Statüen der Götter aussetzte, und ihnen eben solch einen Hofstaat hielt, wie den Kaisern. Man verehrte sie, theils um Gutes von ihnen zu erhalten, theils um von ihnen nicht beschädiget zu werden *). So sehr man aber auch den Statüen schmeichelte, so waren sie doch oft der Mishandlung ausgesetzt. Die Römer zerschlugen die Statüen ihrer Götter, nachdem Germanikus gestorben, oder, wie man eigentlich glaubte, vergiftet war. Die Ostiaken pflegen ihre Götter zu peitschen oder zu zerbrechen, wenn sie ihnen die erflehte Hülfe nicht leisten. Im siebenzehnten Jahrhundert droheten portugiesische Matrosen dem Schutzpatron ihres Schif-

*) Dies vermuthete man von den Göttern der Unterwelt.

Schiffes, Anton von Padua, daß sie ihn an den Mastbaum binden würden, wenn er ihnen nicht bald guten Wind schickte *).

Die Statüen waren sowohl in Absicht ihrer Figur und Materie, woraus sie bestanden, als ihres Werthes sehr verschieden. Gewöhnlich waren diese Statüen größer als Menschen, um dadurch die Größe der Götter anzuzeigen; ich erinnere an den Coloß der Sonne zu Rhodes, der siebenzig Ellen hoch war, ein Werk des Chares, eines Schülers des Lysipps, und die Statüe des Jupiters von Tarent von 40 Ellen Höhe; oder man bildete sie mit sehr vielen Köpfen ganz monströs, wie dies der Fall bey fast allen asiatischen Völkern ist, wie bey den Thibetanern, Japanesen, bey den Hindus u. s. w.; oder man druckte in diesen Statüen die Schicksale der Götter ab, wie bey den Aegyptiern und Indiern. Die Verwandlung eines indischen Gottes in einen Elephanten wurde in einer menschlichen Figur mit einem Elephanten-Kopf vorgestellt. Böse Götter stellte man unter häßlichen Bildern und Statüen vor, daher man sie unter americanischen Wilden mit Klauen und Schweifen abbildet, und Griechen und Römer sie sich in Gestalt der Furien und Harpyjen denken.

In den ältesten Zeiten waren die Statüen der Götter Steine, woran man den Namen der Götter band, oder ungebildete Klötze, die man an dem obersten Ende von hölzernen Pfählen grob ausschnitzte. Die Kunst verfeinerte sie, und suchte zwar den ganzen Körper aus-

*) De la Valle P. Voyages à Paris 1745. 8. Tom. VII. p. 409.

auszudrücken, aber die Gliedmassen waren nicht getrennt, man gieng einen Schritt weiter, und arbeitete zwar einzelne Gliedmassen aus, aber die Glieder blieben noch am Leibe liegen, bis man endlich alle Glieder ausdrückte, sie von dem Körper trennte, und ihnen gleichsam Bewegung gab. Sonderbar ist der Glaube auf der Insel Ceylon, daß alsdenn erst die Götter in die Statüe herabstiegen, wenn sie ganz vollendet, oder die Augen in die Statüen gesetzt wären.

Die ältesten Materien zu den Statüen waren Holz oder Erde oder Knochen; hieraus hatte man sich gewisse Bilder gemacht. Die ältesten Götter der Römer waren irdene oder hölzerne Götter, so wie man sie noch jezt unter den Einwohnern der Südsee antrift; als erst das Genie der Künstler erwachte, da gab es Statüen aus Marmor *), Elfenbein und Gold **). Die Statüe des Jupiter, vom Phidias gearbeitet, in Athen war über eine halbe Million werth. Je nachdem Aufklärung fiel oder stieg, nahm die schöne Bildung und Kostbarkeit der Statüen entweder ab, oder zu. Es war nichts ungewöhnliches, ganze Sammlungen von Gottheiten in Statüen in einem Tempel vereinigt zu haben; hieraus entstanden die verschiedenen Pantheons bey Griechen und Römern, und in Cusko in

*) Erst in der funfzigsten Olympiade machten die Griechen ganze Statüen von Marmor.

**) In der Republik des Plato war es verboten, daß man die Bilder der Götter nicht aus Gold oder Silber machen sollte, sondern nur aus Holz oder Stein, damit nicht die unerfahrnen Menschen diese Bilder der köstlichen Materie wegen verehrten.

in America. Im südlichen Asien giebt es Pantheons von vielen tausend Statüen; das zahlreichste Pantheon ist wol in Japan, wo es eine Sammlung von 33000 kleinen Göttern in Statüen giebt.

Bey steigender Aufklärung verehrte man die Gottheit ohne Bilder, wie dies schon Sokrates, Plato und Cicero thaten. Man richtete unmittelbar seine Gebete an sie. Die Verehrung ward mehr geistiger, man setzte den Gottesdienst in Lesung heiliger Bücher und im Absingen heiliger Lieder, man besaß Abstractions-Vermögen genug, um auch abwesend, und ohne Bild sich die Gottheit zu denken. In diesem glücklichen Zustand lebten einige Philosophen der alten Welt, und jetzt ein großer Theil der christlichen Völker, die nicht unter der Last des Aberglaubens und der Ceremonien seufzen, sondern bey denen Licht und Klarheit herrscht. Die Gottheit ist zu groß, sagte der alte Perser, als daß man sie in einem Bilde einschliessen könnte, und die ältesten Gallier hatten keine Bildsäulen. Man ist wenigstens jetzt in soweit von dem Irthum zurückgekommen, daß man die Statüen nicht selbst für Götter hält; der Glaube an weinende Marienbilder und sich bewegende Christusköpfe hat abgenommen, und man zweifelt an der Flüssigkeit des Blutes des heiligen Januarius. Eine reinere Gottesverehrung wird die Statüen bald ganz aus christlichen Tempeln entfernen.

Dies war die eine Art, wie man die Gottheit verehrte, und ihr zu dienen glaubte, nemlich daß man vor Statüen niederfiel, und sie anbetete. Aber es gab noch weit mehrere Arten; man suchte die Verehrung

der Gottheit in Opfern, Fasten, Wallfahrten, Casteiungen und andern lästigen Gebräuchen. Man brachte ihr allerhand kostbare Geschenke *), schlachtete ihr zu Ehren Thiere, ja wol gar Menschen, betrachtete das Fasten als religiöse Handlung, schleppte deswegen eiserne Ketten hinter sich, stellte sich vierzig Jahre mit einem Fuß auf eine Säule, legte ein härnes Gewand an, entzog sich die nahrhaftesten Speisen, und nannte dies Religion oder Gottesverehrung. Aus dieser Ursache badete sich der Indier im Ganges, zerfetzte der Mönch seinen Leib, und legte sich Büssungen auf, die ihm gar oft das Leben raubten. Man stellte der Gottheit zu Ehren Feste an, die nach der Anzahl der Götter oft sehr zunahmen. An diesen heiligen Tagen verehrte man die Gottheit, betete sie an, brachte ihr Opfer, und zwar auf sehr verschiedene Weisen. Hieher kann man die Geburtsfeier der Götter in Aegypten und Guinea, das Sonnenfest der Perser, viele andre Feste in Rom, und das bekannte Erndtefest bey den Jüden rechnen.

Man wird die Gottheit vorzüglich an solchen Orten verehren, wo man sie sich besonders gegenwärtig denkt, und diese Orte werden dann besonders heilig seyn. So schienen die Berge, die Wälder, die Bäume und Eichen eine besondre Heiligkeit zu verdienen. In welcher Achtung die Eichen gestanden, beweist das ganze Alterthum, eben das ehrfurchtvolle, dumpfige Getöse der Blätter flößte den ersten Völkern und daher auch noch den jetzigen Wilden einen heiligen Schauder ein.

*) Aus dieser Quelle flossen die grossen Reichthümer der Maria zu Loretto, und die unermeßlichen Schätze des Baals zu Babylon.

ein. Die alten Deutschen hielten unter dem Schatten der Eichen frohe Gastmähler, und riefen nach geendigter Mahlzeit die Götter an. Bekannt ist die heilige Eiche zu Mambre *), wohin auch noch in spätern Zeiten nach dem Bericht des Sozomenus gewallfahrtet wurde. Die Schwarzen auf der Goldküste schätzten den Palmbaum so hoch, daß sie glaubten, wer einen solchen Baum umhaue, verderbe die Früchte des ganzen Landes. Chardin sah einen Baum, unter dem die Einwohner von Schiras ihre Andacht hielten. Sie verrichteten gern ihr Gebet im Schatten desselben; banden an seine Zweige eine Art von Paternoster, Angehänge und Stücke von ihren Kleidern. In Persien gab es mehr solche religiöse Bäume; das Volk nennt sie Drätfasch, d. i. vortrefflicher Baum.

An solchen heiligen Oertern nun erschien der fromme Anbeter entweder allein, oder auch in Gesellschaft seiner Familie und seines Volks. Solche Oerter flößen ihm Ehrfurcht ein, weil er sich hier die Gottheit als gegenwärtig denkt, die nun seine Gebete oder seinen Dank annimt. Heiliges Schrecken und Schau-

 dern

*) Man pflegt den Ort den Terebinthen-Hain zu nennen, den die Einwohner von Palästina, Arabien und Phönizien besuchten. Es wurde bey derselben ein jährliches Fest und Jahrmarkt gehalten. Einem jeden ist dieser Ort nach seiner Religion merkwürdig, dem Juden wegen Abraham, dem Griechen wegen der Erscheinung der Engel, dem Christen wegen der Verkündigung des Stammvaters Christi. Es ist ein freier Platz, der keine andre Gebäude hat, als die einst Abraham um die Eiche errichtet hat Sozomenus l. 2. cap. 4. Eusebius berichtet, daß noch im vierten Jahrhundert daselbst die Terebinthe sey.

dern wird ihn überfallen, sobald er sich ihm nähert. Und welcher Ort war wol mehr geschickt, die alten Völker mit Ehrfurcht und Schauder zu erfüllen, als dicke Wälder, die durch ihr heiliges Dunkel und durch ihre bejahrten Eichen dem Menschen ein Gefühl vom Ehrwürdigen und Erhabnen einflößten *)? Im Rauschen der Bäume fühlt der Mensch die Gegenwart Gottes. Aus dieser Ursache finden wir denn die Wälder zu Wohnsitzen der Gottheit bey den alten Völkern bestimmt, besonders bey den Deutschen; hierin brachten sie ihre Opfer, hierin hielten sie ihre heiligen Berathschlagungen und erhielten Antworten von der Gottheit. In dunklen finstern Hainen ist der gewöhnliche Aufenthalt der Gottheit bey den nördlichen Völkern **). Eine alte ehrwürdige Eiche konnte die Verehrung eines Volks entweder dadurch gewinnen, wenn diese Nation vielen Dingen in der Welt Geister zuschrieb, d. h. Fetissen-Dienst trieb, und also glaubte, daß in der Eiche ein Geist wohne, oder auch dadurch, daß bey einer Eiche eine wichtige Schlacht geliefert, oder sonst eine große Handlung verrichtet war, und dies Veranlassung gab, sie vor allen andern zu bemerken. Dergleichen berühmte alte Eichen, wobey merkwürdige Schlachten vor=

*) Von dem Hain der Feronia, von dem zu Minturnä, von Dianens und der Eurydice heiligen Wäldern sehe man Strabo im 5ten und achten Buche.

**) Haec fuere numinum templa, priscoque ritu simplicia rura etiam nunc Deo praecellentem arborem dicant. Nec magis auro fulgentia atque ebore simulacra, quam lucos et in iis silentia ipsa adoramus.

Plin. l. XII. c. I.

vorgefallen sind, finden sich noch in Deutschland *). In solchen Hainen brachten die Semnonen ihre Opfer. Niemand durfte aber hineingehen, als gebunden **), um dadurch anzuzeigen, daß er unter der Gottheit stehe. Wenn einer von ungefähr fällt, so darf er nicht wieder aufstehn, sondern muß sich auf der Erde wieder hinauswälzen. Dadurch wollten sie andeuten, daß im Walde Gott der Herrscher aller Dinge wohne, und alles ihm unterworfen sey. Bey den Calmyken durften nur Fürsten und Priester sich dem heiligen Hain nähern.

Ausser den Wäldern pflegte man in den ältesten Zeiten vorzüglich die Berge zu Versammlungs-Plätzen zu bestimmen, woran man die Gottheit verehrte, denn hier glaubte man dem Himmel näher zu seyn, als auf der Erde ***), den Himmel aber dachte man sich als die Wohnung Gottes, weil die meisten dem Menschen auffallenden Erscheinungen der Natur in der Atmosphäre vorgehen. Ausserdem waren die dort dargebrachten Opfer am meisten bey den Einfällen vor Gewaltthä-

 tig-

*) Mit der berühmten alten Eiche in Preußen, die unsre Vorfahren verehrten, vergleiche ich die alte Eiche, die an den Küsten von Neu-Frankreich stand, welche die Abenaquen göttlich verehrten. Dieser Baum stand noch, als die Wellen schon vieles Erdreich abgespület hatten, endlich riß ihn zum größten Leidwesen der Nation ein Schiffs-Hauptmann um.

Baumgartens allgem. Gesch. v. America 1 Th. S. 72.

**) Tacitus de moribus Germanorum. c. 39.

***) Taciti annales: Eos maxime locos coelo appropinquare, precesque mortalium a Deo nusquam propius audiri.

tigkeit geschützt, und Berge waren die ältesten Wohnsitze der Menschen, daher ließ man auch die Götter auf Bergen wohnen und sie dort sich sichtbar den Menschen zeigen. Jehovah erscheint dem Moses auf dem Sinai, und Jupiter hält beym Homer seine Rathsversammlung auf dem Olymp. Wollen die Götter erscheinen, so sind Donner und Blitze ihre Herolde, sie verkündigen ihre Ankunft, und sind Zeichen der nahen Gottheit. Wenn Jupiter auf dem Olymp erscheint, so rollt der Donner, und es durchkreuzen sich die Blitze. Im Gewitter offenbart sich der Schutzgott Israels, und David stellt Jehovah vor, als fahrend auf einer Gewitter-Wolke. Blitze fuhren schnell, und Donner rollten, wenn man als Einzuweihender sich mit den Mysterien der ägyptischen Gottheiten wollte näher bekannt machen.

Apollo und Bacchus haben eben so geweihete Grotten auf dem Pindus, Parnaß und Olymp, wie auf dem Sonnenberg Oleimi waren. Gegen den Gipfel nach der Morgenseite, sagt Rochefort bey der Beschreibung dieses Berges, findet sich eine Höhle, die die Natur recht zu dem Ende gemacht zu haben scheint, daß sie zu einem Tempel dienen soll. Hieher versammlet sich die Nation der Apalachiten jährlich einmal. Aus diesen angeführten Gründen brachten die alten Völker ihrer Gottheit die Opfer auf Bergen. Die Scythen und Bithynier stiegen auf die Berge, um ihrem Jupiter zu opfern, und Abraham gieng auf einen Berg, als er den Isaak Jehovah darbringen wollte. Strabo sagt von den Persern l. XV. Πέρσαι τοίνυν ἀγάλματα καὶ βωμὲς ἐχ ἱδρύοντες, θύεσι δὲ ἐν ὑψηλῷ

ὑψηλῷ τόπῳ. Auch wilde Völker bringen ihre Opfer auf hohen Bergen, auch aus der Ursache, damit der Opferrauch, der in die Luft stieg, im ganzen Lande konnte gesehn werden, und andre bey diesem Anblick niederfielen und die Gottheit anriefen. Noch jetzt findet man in Mexico aufgehäufte Erdmassen, pyramidenförmig aufgebauet, worauf die Mexicaner ihre Opfer und Gebete verrichteten. Die Schwarzen auf der Goldküste bestimmten die höchsten Berge zu Wohnungen der Götter, und brachten da ihre Opfer von Reis, Maiz und Hirse. Die Berge, sagt Rousseau, als er die Alpen bestieg, machen uns einer höhern Empfindung fähig, die Seele wird heller, und denkt reiner, sie nähert sich der Gottheit. Jene majestätischen Wolken, die die höchsten Berge bedecken, scheinen dem unaufgeklärten Menschen Wohnungen der Götter zu seyn, die Wolke entzieht ihren Anblick seinen Augen. Berge und Haine waren also die ersten Opferplätze der alten Welt, worauf man zuerst die Gottheit anbetete. Völker ohne alle Cultur haben auch keine Tempel, wie die Scythen und Alanen. Die Deutschen hielten es für unanständig, die Gottheiten in den Bezirk einer Mauer einzuschliessen, und verehrten sie deswegen unter freiem Himmel, besonders in Wäldern, wie dies auch die alten Gallier und Britten thaten. Mit ihnen stimmen die Tatarn überein. Jenghis Khan billigte die ganze muhamedanische Religion, die Moscheen und die Wallfahrt nach Mecca ausgenommen. Er konnte nicht begreifen, warum es nicht erlaubt seyn sollte, Gott an allen Orten anzubeten.

Tempel als beständige Wohnungen der Gottheit gab es in den ältesten Zeiten gar nicht, jedes Volk ließ seine Gottheit so wohnen, wie es selbst wohnte. Lebten sie in Wäldern, auf hohen Bergen; so waren auch diese die Wohnsitze ihrer Götter. Führten sie eine unstäte Lebensart, und lebten unter beweglichen Zelten oder Hütten, d. h. waren sie Nomaden; so räumten sie auch der Gottheit ein Zelt oder eine Hütte ein, so wie noch jetzt die Calmyken und andre Hirtenvölker ihre Götzen in ihren Hütten bey sich haben, und man es bey den europäischen Scythen, Germanen und Britten findet; und die Israeliten einen solchen beweglichen Tempel an der Stiftshütte hatten, worin sie den Jehovah verehrten. Haine, Höhlen, Berge, Vorgebirge waren die heiligen Versammlungsplätze, wie sie die ältesten Perser und unsre alten Vorfahren hatten, bey welchem Tuisco, ihr erster König, die Haine einweihete, und Theodo, der erste König der Bojer, einen Hain und Berg nahe an der Donau, imgleichen zwey sehr alte Eichen von ausserordentlicher Größe, wobey das Volk oft sich versammlete und opferte, dem Alemannus widmete.

So lange der Gottesdienst noch nicht durch eine Menge von Gebräuchen entstellt war, und das Volk noch nicht zur höhern Cultur gelangt war; so lange waren solche Plätze hinreichend, Gott wohnte gleichsam in der Natur selbst, die ganze Natur war der Tempel der Gottheit; wo sie Zeichen ihrer Gegenwart ge-

gegeben hatte, da errichtete man ihr Altäre *). Bey einigen, wie bey den sibirischen Völkern, veranlaßten die Räuber, daß man gewisse Plätze mit Hecken einschloß **), und mit Bäumen bepflanzte. Bey andern Völkern, wie in Otaheite, bey vielen Negern in Africa, und unter den Lappen findet man Opferbühnen, die von Baumstämmen oder hohen Steinen errichtet sind, meistens vier Ellen über die Oberfläche der Erde erhaben, um die den Göttern dargebrachten Opfer zu sichern.

Erst damals, als man den Göttern menschenähnliche Gestalt gab, und sie in Statüen anbetete, war es nöthig, sie sowohl, als ihre Verehrer, gegen die Witterung zu schützen, allein die ältesten Wohnungen der Götter waren nicht durch Kunst zubereitet, sondern man stellete die Götter zuerst in Felshöhlen, oder an und unter Bäume, wie dies noch zum Theil Sitte unter den Kamtschadalen ist. Bald darauf bauete man ihnen kleine Obdächer und Hütten, wie die Neger, Hottentoten und andre Völker; hierein stellte man Tische und Altäre, obgleich die ältesten Altäre die waren, da man auf Baum-Stämme die Opfer legte. Ueberhaupt verband der rohe Mensch gewöhn-

*) Jacob bauete dem Jehovah einen Altar, das heißt, er errichtete einen Stein und goß Oel darauf. Dies war Sitte der alten Welt, so wie Alexander das Grab des Achilles mit Oel begoß.

**) Die vorbeyreisenden Kosacken pflegten die schönen Pelzwerke und Opferfelle, welche die Ostiaken an Bäumen aufgehängt hatten, mitzunehmen, und zu besserem Gebrauch anzuwenden.

Pallas Reisen.

lich mit der Idee von einer Wohnung der Gottheit auch zugleich den Opferplatz und den Versammlungs-Ort, die ihm eben so heilig waren, als die Wohnungen seiner Könige; kein gemeiner Mensch durfte sich ihnen nähern. Nicht die Götzenbilder waren immer die Veranlassung zur Erbauung der Tempel, denn in einigen Ländern sind die Tempel älter, als die Götzenbilder, und in einigen Tempeln hat nie ein Bild der Gottheit gestanden. Auch nicht die Gräber verehrter Verstorbenen, so daß man über diese Tempel bauete, wie dies bisweilen der Fall war; bey den Völkern der Südsee sind z. B. die Gräber der Vorfahren die einzigen Tempel oder Opferplätze, sondern es vereinigten sich oft diese Ursachen mit andern. In den frühesten Zeiten waren die Tempel immer an solchen Orten, welche die Natur besonders auszeichnete, nachher stellte man ein Bild hinein, und glaubte deswegen, die Gottheit sey näher. Man denke aber nicht gleich an solche herrliche Tempel, als man nachher findet. Erst wenn ein Volk in einem wohl eingerichteten Staat lebte, und Häuser und Städte bauete; so konnte es auch darauf denken, seinen Gottheiten herrliche Gebäude zu geben. Dies ist auch Ursache, warum wir bey den Aegyptiern so früh Tempel finden *), und diese sich für die Erfinder der Tempel ausgeben. So wie man pflegte auf hohen Bergen zu opfern, so baute man auch darauf Tempel,

*) Herodot und Strabo sagen: daß die Aegyptier zuerst unter allen den Göttern Altäre, Bilder und Haine gewidmet, Opfer gebracht, und diese Gebräuche den Fremden gezeigt hätten. Dem Livius zufolge erbaute Romulus zu Rom den ersten Tempel dem Jupiter Feretrius.

pel, wie z. B. der Tempel des Jupiters auf dem Olymp; auf der Insel Cypern hatte die Venus einen Tempel auf einem Berge, und der Tempel der Juden lag auf dem Tempelberge.

Bey der ersten Entstehung der Tempel behielt man die Haine neben den Tempeln. Strabo liefert hiezu die Beweise: ausserhalb Crotona war der Tempel der Juno Lacinia, woneben ein heiliger Hain mit Tannen umgeben war, in dessen Mitte Viehweiden waren, worauf die heilige Heerde geweidet wurde. Der Tempel der Cybele war auf dem Ida mit einem Hain umgeben, wie ihn Claudian beschreibt *). Bey Dodona war ein heiliger Eichenhain um den Tempel des Jupiters, worin das älteste Orakel war. Zu Bubastis in Aegypten umgab ein Hain den Tempel der Diana **), und zu Carthago war der prächtigste Tempel der Juno neben einem Hain erbauet ***). — Die ältesten Tempel waren äusserst simpel (Hospinianus de templis cap. 4.); sie waren oben offen, wie in Griechenland der Tempel der pavischen Venus, und in Rom das Pantheon, oder sie waren doch nicht ganz bedeckt. Als

*) Attigit Idam
Hic aedes augusta Deae, templique colendi
Relligiosa silex, densus quam pinus obumbrat
Frondibus, et nulla lucos agitante procella
Stridula coniferis modulantur carmina ramis.
Claudian. de raptu Proserp.

**) Herodot. lib. II.

***) Lucus in urbe fuit media laetissimus umbra,
Hic templum Junoni ingens Sidonia Dido
Condebat.
Virg. Aeneid. l. I.

Allein diese Einfalt der Tempel erhielt sich nur bey sehr wenig grossen Völkern. Erst in spätern Zeiten bekamen die Tempel die höchste Pracht und Schönheit, als Künstler ihre Kräfte anwandten, die Statüen der Götter vollkommen zu machen, und Baumeister aufstanden, welche die Tempel verschönerten. Recht war es, wenn Völker das Genie der Künstler aufboten, um diese heiligen Gebäude zu verschönern, und auf eine edle Art in der Erbauung der Tempel wetteiferten. So gewann auch hiebey der Geist der Kunst, und wie viel würde sie sonst verloren haben! Eben die Tempel der Götter waren es, wo sie am besten ihre Kunst zeigen konnten. Florenz und Rom bewahren noch jetzt Denkmähler davon auf. Je mehr sich ein Volk aus der Wildheit erhob, und Pracht im Aeussern suchte, desto prächtiger waren auch seine Tempel *), und man kann daher von diesen sehr richtig einen Schluß auf die Cultur des Volks machen. Selbst die Religion der Griechen beförderte die Kunst; dies sehen wir aus den Verzeichnissen ihrer Kunstwerke im Pausanias und Plinius. Allenthalben wollte man gern den Gegenstand seiner Anbetung sehen; und da dies nicht möglich

*) Cum enim primum homines, exuta feritate, rationem vitae habere coepissent, seque ac Deos suos nosse: cultum modicum ac sermonem necessarium commenti sibi, utriusque magnificentiam ad religionem Deorum suorum excogitaverunt. Igitur, ut templa illi domibus pulchriora et simulacra corporibus ampliora faciebant, ita eloquio etiam quasi augustiore honorandos Deos putavere, laudesque eorum et verbis illustrioribus, et jucundioribus numeris extulere.

Cicero de legibus l. II.

lich war, so suchte man ihn abzubilden, und brachte nachher die Statüen in die Tempel. Dergleichen schöne Tempel gab es bey den Aegyptiern, Phönizi-ern *), Juden, Griechen **), Römern ***), Mexicanern und Peruanern ****), wovon uns noch jetzt einige Ruinen übrig sind. Strabo beschreibt uns die ägyptischen Tempel: vor dem Eingang, der in den Tempel führt, ist ein mit Steinen gepflasterter Weg, ohngefähr 100 Fuß breit, und drey bis vier hundert Fuß lang. Auf jeder Seite dieses Weges stehet eine Reihe von Sphinxen †). Alsdann folgt ein großer Vorhof (Propylon), und weiterhin noch ein anderer, ja wol noch ein dritter: es ist weder die Anzahl der Vorhöfe noch der Sphinxe bestimmt, sondern sie richtet sich nach der verschiednen Länge und Breite des Weges. Auf die Vorhöfe folgt endlich das Tempelhaus selbst (Neos), dieses besteht aus einem gewissen Vortempel (Pronaos) und dem eigentlichen Tempelhause, dessen Innerstes oder Allerheiligstes (Sekos) verhältnißmäßig groß ist, aber keine Bildsäule in menschlicher Gestalt, sondern das Bild irgend eines un=

*) Abbildungen von dem prächtigen Sonnentempel zu Baalbek in Cölesyrien sehe man: in Vorstellung der baalbekischen Alterthümer. Augsburg, 1782.

**) Von den vortrefflichen Tempeln zu Athen sehe man M. Robert Sayer Ruinen und Ueberbleibsel von Athen. Augsburg, 1782.

***) Siehe im 3ten Theil pag. 77.

****) Von dem prächtigen Sonnentempel in Peru siehe Garcilasso della Vega Hist. des Incas. l. III. ch. 20.

†) Norden hat den großen Sphinx, der bey der zweyten Pyramide zu sehn ist, in Kupfer stechen lassen.

unvernünftigen Thieres enthält; wahrscheinlich eines von den Thieren, welche die Aegyptier vergötterten. Das Portal des Vortempels hat auf jeder Seite zwey Seiten-Mauren, worauf grosse Bilder eingegraben sind, welche den Figuren auf etruscischen und griechischen Kunstwerken ähnlich sind. Herodot, der verschiedene ägyptische Tempel nennt, beschreibt doch keinen. Pocock und Norden geben Abbildungen von den Trümmern der ägyptischen Tempel; die Türken haben diese Trümmer zu andern Gebäuden gebraucht, daher jetzt sehr wenige mehr da sind.

Bey den Griechen war der Tempel des Apollo zu Trözen im Argivischen der älteste, der schon vor Trojens Zerstörung erbaut war. Der Tempel des Apollo zu Delphi war der reichste, und der samische Juno-Tempel war der größte. Ueberhaupt pflegten die Tempel so abgetheilt zu seyn: 1) Der Vorhof, Peribolos, dieser war gewöhnlich mit Mauren umgeben. 2) Der Tempel selbst, gewöhnlich auf einer Anhöhe *). Der Eingang war fast immer auf der Ostseite, und das Heiligste im Westen. Vor dem Thor des Tempelhauses war eine Art von Halle, welche auf vier bis sechs, und in der Folge auf noch mehr Säulen ruhete, und vorne über dem Eingang ein Fronton mit ehernen, auch wol goldnen Statüen und Bildern hatte. Durch dieses Vorgebäude gieng man zum Tempelhausthor, welches öfters von Metall, worauf Bilder gegraben, geziert war. Im Innren selbst liefen nach der Länge hin Reihen von Säulen. Alle Säulen dieses Zeitalters gehörten entweder zur dori-

schen

*) Siehe oben im zweyten Theil pag. 226.

schen oder ionischen Ordnung, denn die korinthische war noch nicht erfunden. Wahrscheinlich war es blosser Zufall, und in der Folge *) nur aus dem Alterthum beybehalten. Gewöhnlich war es, daß man für den Jupiter, Mars und Herkules die dorische, für den Bacchus, Apollo und die Diane die ionische, und für andere Gottheiten die korinthische Ordnung beym Tempelbau brauchte. Der Tempel selbst war in zwey Theile getheilt; das erste war das Vorzimmer, das andre aber das Heiligste, hierin saß der Götze, und vor ihm war der Altar.

Sehr bald suchte man ein Verdienst darin, Tempel und Altäre zu vervielfältigen **); und es war billig, daß man den Tempeln mehr Schmuck und Pracht gab, als den Wohnungen der Menschen; Jehovah selbst hatte es den Israeliten befohlen, seinen Tempel prächtig zu schmücken. Wie prachtvoll und kostbar waren die zum feierlichen Dienst geordneten Gefäße, der herrliche Rauchaltar, der goldne Leuchter, der goldne Tisch mit den Schaubrodten! Hiedurch sollte dem Volk ein Gefühl von Größe und Erhabenheit des Wesens eingeflößt werden, das diesen Tempel bewohnte, es sollte in ihnen eine heilige Ehrfurcht für die Gegenwart des allerhöchsten Gottes erweckt werden.

Mehrere Stämme von Völkern hatten anfänglich nur einen gemeinschaftlichen Tempel (denn erst in spätern Zeiten entstanden Hauscapellen, und Tempel in einzelnen Städten); so war der Tempel zu Jerusalem für

*) Gatterers Weltgeschichte. Göttingen, 1785. p. 528.

**) Hospinianus de templis cap. 21.

für alle Israeliten bestimmt. Der Labyrinth in Aegypten war ein solches heiliges Gebäude, worin die verschiednen Stämme zusammen kamen. Man sagt: daß so viele Zimmer daselbst gemacht wären, weil alle Catons dort zusammen zu kommen pflegten, und ein gewisses Gastmahl den heiligen Männern und Weibern gegeben wurde, um Gott ein Opfer zu bringen, und die wichtigsten Angelegenheiten des Staats zu entscheiden. Strabo, Buch 17. p. 938.

Auf der Insel Rügen war ein solcher Tempel, wo die rügischen Wandalen ihren gemeinschaftlichen Gott verehrten, und ihm ihren kostbarsten Raub heiligten. Cranz Wandal. III. 22. V. 12. Die Yncas in Peru erbaueten bey dem Anfang ihrer Regierung in der Stadt Cuzko einen Sonnentempel, der, nach den Aussagen der Spanier, alles, was sie je prachtvolles gesehn hatten, weit übertraf, und betrachteten ihn als ein gemeinschaftliches Heiligthum der ganzen Nation. Garcillasso della Vega Hist. des Incas. L. III. ch. 20.

Zu Lyon ließ die gesammte Gemeine der gallischen Völker dem Augustus zu Ehren einen Tempel aufführen; der Altar *) darin enthielt die Anzahl und die Abbildungen der sechzig Völkerschaften, die ihn aufführen ließen.

Die-

*) Kaligula ließ bey diesem Altar Wettstreite in der griechischen und römischen Beredsamkeit halten. Die Besiegten mußten den Siegern Belohnungen geben, und Lobsprüche auf sie halten. Die am meisten misfielen, mußten ihre Schriften mit einem Schwamm oder der Zunge auslöschen, wenn sie nicht die Ruthe bekommen wollten, oder in den vorbeyfließenden Fluß geworfen werden.

Diesen gemeinschaftlichen Tempeln, worüber das Volk sich mit Recht freuen mußte, verdankte in spätern Zeiten die römische Hierarchie ihr Aufkommen. Denn hielt man die Kirche zu Rom für ein gemeinschaftliches Heiligthum, und für einen Versammlungs-Ort der Nationen, wie einst der Labyrinth in Aegypten war; so muste sie hiedurch ein größeres Ansehn erhalten, und ihr Vorsteher Vorrechte vor allen andern verlangen. Daher kam es auch, daß die Tempel oft so große Schätze und viele Ländereien hatten. Bekannt ist der Reichthum der Maria zu Loretto, die große Moschee in Cairo soll täglich 20000 Thaler Einkünfte haben, und der Tempel des großen Gottes Ingrenat in Indien ist so reich, daß man täglich 20000 arme Pilgrimme speisen, und eben so viele heilige Kühe unterhalten kann. Welche ungeheure Schätze hatte der Tempel zu Delphi! Und die Nasamoner in Africa hatten sich durch den Tempel des Jupiter Ammon halb Africa, und auch ein Stück von Asien zinsbar gemacht.

Die Römer fanden unermeßliche Schätze in den Capellen und heiligen Oertern der Stadt Toulouse, denn dahin hatte man täglich viele Jahrhunderte hindurch viele Geschenke gebracht, die sich Niemand anzurühren getraute. Eustathius erzählt, daß die Seeräuber von Sicilien, als sie einen Tempel der Insel Samothracien angefallen hätten, mehr als tausend Talente davon geschleppt hätten.

Bey dem Bilde des Mars unter den Deutschen, sah man Pflüge, Aexte und Becher von lauterm Golde.

Man hielt die Tempel für besonders heilig, und daher durfte man sich ihnen nicht anders, als in der demüthigsten Stellung, nähern. Von den Semnonen *), die gefesselt hinzugiengen, habe ich schon oben gehandelt; bey den Calmyken durften nur Priester und Fürsten sich dem Tempel nähern, und in den asiatischen Tempeln darf das Volk nur in die Vorhöfe kommen. Selbst die Griechen pflegten schon die Schwellen der Tempel zu küssen, und als demüthig bittende in den Tempeln zu erscheinen, und sich auf die Erde niederzuwerfen **). Eben so heilig war auch der Tempel der Juden; im Vorhofe durften auch die Heiden seyn, aber ohne Stock und Schue, ohne bestäubte Füße, man durfte auch nicht ausspeien. Dann kam der Vorhof der Weiber, im innren Vorhof waren die Juden, hierin beteten sie Jehovah an, und brachten Opfer: hievon war verschieden der Vorhof der Priester, der höher war, und wo die Leviten sangen. Ins Heilige gieng nur der Priester, wenn er opfern wollte, und ins Allerheiligste nur am großen Verjöhnungstage. Aus dieser Ursache sahe man auch die Verletzung der heiligen Gebäude und Geräthe für ein Verbrechen an, das die Gottheit gewiß rächen würde. Philomelus, ein Anführer der Phocenser, muste mit seinem Leben die

*) Tacitus de moribus Germanorum. c. 39. Nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor, et potestatem numinis prae se ferens, si forte prolapsus est, attolli et insurgere haut licitum, per humum evolvuntur.

**) Daher kömmt es, daß προσκυνεῖν, welches eigentlich sich auf die Erde niederwerfen heist, vom Anbeten gebraucht wird.

die Strafe bezahlen, daß er den Tempel des Apolls zu Delphi eingenommen hatte *). Brennus, der General der Gallier, verwüstete ganz Macedonien, er sagte, die Götter brauchten kein Gold, weil sie es den Menschen schenkten, er wagte einen Anfall auf den Tempel zu Delphi, allein alles war gegen ihn, man glaubte: die Gottheit selbst sey zugegen, und Brennus, da er die Schmerzen der Wunden nicht mehr ertragen konnte, endigte sein Leben mit einem Dolch **).

Diese Heiligkeit veranlaßte denn auch, daß man die Tempel als Zufluchtsorte für Verfolgte ansah. Diese *Asyla* fanden sich fast in der ganzen Welt; ihre Entstehung fällt in das Alterthum. Die Enkel des Herkules errichteten einen Tempel der Barmherzigkeit, und bewirkten den Rathschluß, daß alle, die dahin flüchteten, nicht konnten herausgeholt werden. Cadmus erbauete einen Tempel dieser Art in Theben, und Romulus und Remus in Rom:

Romulus ut ſaxo Lucum circumdedit alto,
Quilibet huc, inquit, confuge, tutus eris.

Ovidii faſt. l. 3.

Auch in Aegypten war ein Tempel des Herkules am Ausfluß des Nils, zu dem ein jeder fliehen konnte, der um einer Missethat willen angeklagt war. Von Rom ist es bekannt, daß es mehrere Tempel dieser Art darin gegeben hat. Moses eröfnete sechs Asyla, die heilig waren, weil sie von Priestern bewohnt wurden, drey

*) *Juſtinus* l. 8, 1.

**) Juſtinus lib. 24, 8.

Städte jenseits, und drey diesseits des Jordans, nachher kamen bey erweiterter Herrschaft noch drey hinzu; diese standen für unwillkührliche Todtschläger und Mörder offen, hier war ein solcher sicher, nur durfte er nicht eher hinausgehen, als nach dem Tode des Hohenpriesters. That er es eher, so konnte er bestraft werden. Hierin wurde man vor dem Bluträcher geschützt, der bey den rachsüchtigen Morgenländern einen jeden verfolgte, der seinen Anverwandten getödtet, es mochte mit Fleiß geschehn seyn, oder nicht. Bey den Christen gab es schon zu den Zeiten Constantin des großen Kirchen, worin man nach ausgeübtem Mord, oder andern Missethaten sicher war. — In Asien waren alle Tempel mit Schuldnern, flüchtigen Sclaven und andern Verbrechern angefüllt, die man nicht herausziehen konnte, ohne Meutereien zu veranlassen. Diese Asyla hatten sehr verschiedne Schicksale, denn bald hielt man sehr strenge auf ihre Rechte, bald aber wurden sie ganz aufgehoben. Cäsar Augustus hob die Asylen auf, weil er ihr Nachtheiliges für den Staat einsah, die Räuber im römischen Staat hatten sich so vermehrt, daß die öffentliche Sicherheit dadurch aufgehoben war. Tiberius nahm das Recht vielen griechischen Städten und Tempeln, und schränkte es auch bey denen, die es behielten, vielmehr als vorher ein. Honorius und Theodos hingegen erklärten es für ein Majestäts-Verbrechen, jemanden vom Altar oder Tempel mit Gewalt wegzunehmen, daher wurden denn die Kirchen bald eine Wohnung von Räubern, Vatermördern, Flüchtlingen, und von den schändlichsten Missethätern, daher hob Carl der Große alle diese Privilegia

gia auf, und Justinian schloß mehrere Verbrecher von den Asylen aus. Pabst Innocentius der dritte hob zwar die Asylen nicht auf, doch nahm er alle öffentlichen Straßenräuber, nächtliche Schwärmer, und Kirchenschänder davon aus. — Die erste Veranlassung zu der Idee, daß man Tempel als Freystätte und Zufluchtsörter für Verfolgte und Missethäter, ansah, war wol die, weil man glaubte, daß die Gottheit, die in diesem Tempel wohnte, einen solchen Menschen in ihren besondern Schutz nehme, und man daher ihr denselben nicht rauben dürfte.

Weil man nun die Tempel für Wohnsitze der Gottheit hielt, wo sie gegenwärtig wäre, und sich dem Menschen offenbarte; so muste man auch hier ihre Aussprüche (Orakel) erwarten, die auf verschiedne Weise geschahen, entweder durch gewisse Zeichen, oder auch durch die Diener der Gottheit, nemlich durch die Priester. Der Mensch, unbekannt mit den Ursachen der Erscheinungen der Natur, fand viele Gegenstände, die ihm auffallend waren, und glaubte, daß hier die Gottheit besonders wirkte. Das Geräusch von Blättern und Becken, die Bewegungen und Stimmen der Statüen musten zu Orakeln dienen. Mitten im dodonischen Walde, wo die wilden Griechen damals Eicheln lasen, war eine romantisch wilde Gegend *). Hier rieselte eine Quelle von einem Felsen, und bildete unten einen kleinen Bach; darneben stand eine hohe bejahrte Eiche. Alles ruhte in einer heiligen Stille, die nur das Murmeln des fortgleitenden Wassers unter-

*) Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur Th. 4. S. 234.

terbrach. Schon der Anblick solch einer Scene war viel zu feierlich, als daß jemand dabey hätte kalt bleiben können. Rauschte nun erst die hohe Eiche in das sanfte Plätschern des Wassers; so mußte sich ein kalter Schauer des rohen Griechen bemächtigen; er fühlte mehr, als gewöhnlich, hier muste die Wohnung einer Gottheit seyn. Wahrscheinlich liefen auch hier Anfangs die wilden Griechen einzeln an diesen schauervollen Ort, um sich von der Gottheit, die im Sausen des Windes und im Rieseln der Quelle wirkte, belehren zu lassen; und nachher erst schlug wol hier, als an einem häufig besuchten Ort, eine Priesterin ihre Wahrsagerbude auf. Späterhin suchte man dies Orakel künstlicher einzurichten, man hieng nemlich gewisse Becken auf, die vom Winde hin und her bewegt wurden, und woraus man nach dem verschiednen Klange einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang vorhersagte.

Am meisten aber stiftete man Orakel an solchen Orten, wo mephitische Dünste aufstiegen, deren Wirkungen man unmittelbar der Gottheit zuschrieb oder damit verwechselte. In der Gegend um Delphi war eine physische Seltenheit, aus einer eignen Oeffnung stiegen schwarze Dünste *). Der rohe Grieche, der diese wunderbare, einzige Erscheinung nach ihrer wahren Entstehungsart nicht zu erklären wußte, glaubte hier eine unmittelbare Wirkung der Gottheit zu bemerken. Er fühlte ihre Gegenwart im Dampf, der aus der Erde aufstieg, darum eilte er her, um begeistert zu werden, und den Rath der Gottheit zu erfahren.

Dies

*) Repertorium für morgenländ. Litteratur Th. 4. p. 233.

Dies war der Anfang dieses berühmten Orakels; nachher verband sich hiemit die List der Priester und die Politik des Staats, eine bestimmte Priesterin setzte sich über diese Höhle, und gab vor, den Ausgang künftiger Dinge vorhersagen zu können. Es war von zu wichtigem Einfluß für Griechenland, als daß es nicht alle Sorgfalt auf die Erhaltung desselben hätte verwenden sollen. Solon und Lycurg gründeten das Ansehn ihrer Gesetze, die sie den Göttern zuschrieben, auf die Aussprüche des Apolls zu Delphi. Große Staatsmänner, wie Themistocles, hielten ganze Nationen von gefährlichen Unternehmungen zurück, indem sie sagten: der Gott zu Delphi misbillige es. Und wenn alle Ueberredungen zu schwach waren; so war ein Orakelspruch hinreichend, das Volk zu heilsamen und nothwendigen Unternehmungen zu bewegen. Wie großen Nutzen stiftete es nicht in Griechenland! Wie mancher Tyrann und Bösewicht stand von seinem Unternehmen ab, indem es ihm einen unglücklichen Ausgang vorherverkündigte! Welche Rettung für so viele Unglückliche! welche Rathgeberin für so manche Rathsbedürftige! wie viele gute Anstalten wurden durchs göttliche Ansehn bekräftiget, wie manche Sittensprüche und Staatsmaximen dadurch geheiliget! Der Staat also muste dies Orakel in seinen Händen haben, um es zu leiten, wie er wollte; der Oberpriester muste einer der schlauesten Köpfe seyn, damit der Betrug nicht endeckt wurde. Apollo antwortete nicht an jedem Tage, sondern es gab unglückliche Tage, wo der Gott abgeneigt gegen Antwort war. Die Zubereitungen dazu waren feierlich, man muste vorher eine

Zeitlang fasten, beten, opfern, während dieser Zeit suchte sich der Priester nach den Umständen zu erkundigen. Wenn der Gott antworten wollte, so wurden die Fragenden unter betäubender Musik mit Lorbeerkränzen umschattet, in den Tempel der Gottheit geführt, in der linken Hand hatten sie die Lorbeerzweige, in der rechten aber die Codicillos. Wenn sie endlich zuletzt den ganz umschatteten Adytis nahe kamen, wo die Pythia auf dem Dreifuß saß, so giengen die Fragenden selbst nicht in die Adyta, sondern die Priester nahmen die versiegelten Codicillos, und trugen sie in die umschatteten Sitze der Pythia, sie fiel bald in Ekstase, und stieß einige Verse aus *). Sie redete nicht mehr die Sprache gemeiner Menschen, denn ihre Nerven waren zu sehr angestrengt, sondern in der Begeisterung. Poesie ist das natürlichste Gewand für einen Seher in die Zukunft; von frohen Empfindungen durchströmt, redet er nicht in ruhigen Tönen, und die Zukunft erfordert eine dunkle, in Bildern gekleidete Sprache. Dies war der Fall bey allen Orakeln, und daher kamen die unverständlichen Töne der Wahrsager bey den Tartaren.

Die Geschichte der aufgeklärten und rohen Völker zeigt auch in diesem Stück grosse Aehnlichkeit unter

al=

*) Weil die Orakel einen alten Ursprung hatten, und in solche Zeiten zu setzen sind, wo die lebendige Sprache der Poesie noch nicht zur todten Prosa herabgestimmt war; so war auch dies Ursache, daß die Pythia lange in Versen redete, und erst in spätern Zeiten im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt in Prosa sprach, da gedungene Dichter, die stets zu Delphi zugegen waren, diese Prosa in Verse übertragen mußten.

allen Zonen. Göttersprüche gab die Pythia zu Delphi, die Sibyllen der Römer, die Jongleurs der Amerikaner, die Wahrsager der Perser, und die Propheten der alten Deutschen und Cimbrer.

Das Morgenland, wo die Menschheit sich ausbildete, ist vorzüglich die Wiege der Orakel und Propheten. Hier wurden die Propheten oft unerwartet gefragt, und sie musten daher Impromtüs geben; daher kommen noch jetzt im Morgenlande und in Italien die Improvisatori. Der Begeisterte wurde von der Gottheit überfallen, und was er nun sprach war Eingebung der Gottheit. Die Jongleurs fielen in Entzückungen, es bemächtigte sich ihrer, wie sie sagten, der fremde Geist, der unmittelbar durch sie wirkte, und sie in einen enthusiastischen Zustand versetzte, worin sie eben so, wie die Sibylle und pythonische Priesterin, ihre Glieder verdrehten. Diese Entzückung gieng so weit, daß man sie ohne Bedenken mit Feuer brennen, und mit Stacheln stechen konnte. Gleiche Verzuckungen und Convulsionen bekamen die Jansenisten auf dem Grabe des heiligen Paris, so daß sie die Umstehenden baten, ihnen die Glieder zu verzerren, oder gewisse Theile des Leibes auf die fürchterlichste Art zu zerquetschen, oder die entsetzlichsten Schläge darauf zu thun. Wenn die Schmerzen der Konvulsionärs Stichen ähnlich waren, so muste man sie mit einem entblößten scharfen Degen grade in den schmerzenden Theil mit möglichster Gewalt stechen. In diesen Verzuckungen thaten sie Weissagungen, wovon Montgeron eine erzählt, die, wie er sagt, eingetrof-

 fen

sen ist *). Virgil erzählt von der Priesterin des Apollo, daß sie durchs Feuer gegangen sey:

Höchster der Götter, Apollo, Beschützer der heiligen Soracte,
Wir von deinen Verehrern die ersten, wir nähren mit Früchten
Immer dein heiliges Feuer, die Frömmigkeit machet uns muthig,
Mitten durchs Feuer dahin mit dreisten Füßen zu wandeln.

Virg. Aeneid. XI, 785.

Und Strabo sagt im fünften Buch S. 226. daß die Verehrer der Göttin Feronia, von ihr begeistert, mit bloßen Füßen über einen Haufen glüender Kohlen unversehrt hinweglaufen, und eben dieses wird auch von der Priesterin der persischen Diana behauptet. So viel bleibt ausgemacht, daß der Mensch, wenn alle sei=

*) Maria Sonnet, so hieß eine Konvulsionäre, sagte dem von Montgeron zu einer Zeit, wo ausser ihm niemand von der Bekanntmachung seines Buchs etwas wußte: daß er ein Buch schreiben, es dem Könige überreichen, zwar gut davon kommen, aber hernach ins Gefängniß würde gesetzt werden. Sie kündigte sogar den ganz zufälligen kleinen Umstand an: die Gerichtsbedienten würden sein Werk vor Augen haben, und es dennoch nicht sehen, mit Händen greifen, und es doch nicht wegnehmen. Dieses traf pünktlich ein. Denn obgleich die Gerichtsbedienten alle Winkel visitirten, so fanden sie die Exemplare doch nicht, gleichsam als wären sie geblendet, ob sie gleich in dem Zimmer sichtbar da lagen. La verité des miracles, operés par l'intercession de Msr. de Paris par Msr. de Montgeron. Tom. 2. p. 71. Tom. 3. p. 348. sep.

seine Nerven aufs heftigste angespannt sind, Dinge verrichten kann, die ihm sonst unmöglich waren, und daß man Menschen gesehn hat, die, ob sie gleich weder Mahler noch Dichter waren, doch im Feuer der Begeisterung die vortrefflichsten Gemälde mahlten, und die herrlichsten Lieder sangen.

Die alten Deutschen hatten ihre Orakel an Quellen, denn sie glaubten, daß die Götter diesen Oertern sich näherten, und vorzüglich die Gebete der Menschen erhörten.

Auch Jehovah gab seine Gegenwart durch das Orakel im Tempel zu erkennen, damit das sinnliche jüdische Volk, das in andern Religionen Orakel fand, diese nicht entbehren möchte. Gott antwortete nemlich vom Gnadenstuhl zwischen den beyden Cherubinen, worauf eine lichte Wolke ruhete. Er wurde als Feldherr oder König vorgestellt, der vom Thron Antwort ertheilte. So wurde auch Gott durch das Urim und Thummim um Rath gefragt, welches drey uralte Steine waren, die im Brustschild des Hohenpriesters sich befanden, der eine war bejahend, der andre verneinend, der dritte bestimmte eine neutrale Antwort. Der Hohepriester aber muste im Heiligen vor dem Vorhang des Allerheiligsten stehn, sein Gesicht gewandt auf die Bundeslade.

Am seltensten waren die Orakel, wo die Götter durch Stimmen und Winke antworteten, dergleichen Betrügereien waren zu leicht zu entdecken. Die dummen Wilden in Africa und Amerika bilden sich bis auf diesen Tag ein, daß gewisse Stimmen, die in Höhlen gehört werden, Stimmen von gegenwärtigen Gotthei-

heiten oder Geistern sind. In der Stadt Hierapolis am Euphrat war ein Tempel der Venus, worin eine Statüe des Apollo sich und ihre Priester vorwärts oder rückwärts trieb, so wie die Gottheit zu = oder abrathen wollte.

Oft gaben auch die Götter Orakel durch Träume. Man glaubte, dadurch, daß man in dem Tempel schlief, und dort Träume erhielt, den Ausspruch der Gottheit zu erfahren. So schlief man in dem Tempel des Aesculaps, um die Mittel gegen die Krankheiten, woran man litt, zu wissen *). Wollte man über einen schweren Punct den Rath der Gottheit erforschen, so legte man sich so lange in ihren Tempel, bis man träumte. Nichts war natürlicher, als daß man von der Sache, worüber man wachend scharf nachgedacht hatte, träumte, und solch einen Traum hielt man für eine Wirkung der Gottheit. Daher erkannte man bey den Alten während der Jugend der Welt die Träume für innre Orakel. Jehovah selbst pflegte sich auf diese Art den alten Israeliten zu offenbaren, damit sie

*) Um den Rath des Aesculap zu erfragen, gieng Caracalla nach Pergamus in Asien (Herodian. IV.). Aus dieser Ursache schlief man in dem Tempel des Faunus, und im Capitol.

— Huc dona sacerdos
Cum tulit, et caesarum ovium sub nocte silenti
Pellibus incubuit stratis, somnosque petivit;
Multa modis simulachra videt volitantia miris,
Et varias audit voces, fruiturque Deorum
Colloquio, atque imis Acheronta affatur Avernis.

Virgil. Aen. VII.

sie nicht zu den heidnischen Orakeln ihre Zuflucht nähmen. Einer solchen Offenbarung wurden im alten Testament ein Abraham, Abimelech, Jacob, Joseph rc. und im neuen Testament ein Joseph, die persischen Weisen und Paulus gewürdiget.

Sonderbar ist es, wenn rohe Völker glaubten, daß die weissagende Kraft von grossen Propheten auch nach ihrem Tode an den Oertern ihres Aufenthalts fortdauren werde. Auf diese Art entstanden in Griechenland die berühmten Orakel des Amphiaraus, Triphonius und andrer Propheten.

Leicht ist es, zu begreifen, daß die Orakel, die von sehr wichtigem Einfluß waren, sich großes Ansehn und Schätze erwarben, und man sie zur Ausführung nützlicher Unternehmungen brauchen konnte, wie z. B. Lycurg seinen Gesetzen die heiligste Sanction verschafte, und dadurch den griechischen Staat glücklich machte, weil er vorgab, der Gott zu Delphi sey Verfasser davon. Aber eben so sehr konnte man sie auch misbrauchen. Lysander wollte das Orakel zu Delphi und zu Dodona bestechen, um die Könige in Lacedämon abzusetzen. Und als diese die Bestechung nicht annahmen, so wandte er sich an die Priester des Jupiter Ammon, die aber nicht allein sein Begehren abschlugen, sondern ihn noch dazu öffentlich zu Sparta anklagten. Es gab nemlich in Africa ein Orakel des Jupiter Ammon, das bey dem Zuge des Bacchus durch Lybien soll entstanden seyn. Die ganze Armee litt Mangel an Wasser, ein Widder erschien, und Bacchus bauete dem Jupiter einen Tempel. Curtius beschreibt uns es im vierten Buch Cap. 7. Ein dicker

Wald macht einen heiligen Schatten, viele Quellen fließen hier mit süßem Wasser, die den Wäldern Nahrung geben, hier herrscht angenehme Frühlings-Luft im ganzen Jahr, hier sind Höhlenbewohner, die Einwohner des Waldes wohnen in zerstreuten Hütten, und das Innre des Waldes dient zur Vestung, und ist mit einer dreyfachen Mauer umgeben. Da giebt es auch einen Hain des Hammons, in der Mitte fließt eine Quelle, genannt das Wasser der Sonne, des Morgens ist es laulicht, des Mittags aber kalt, in der Mitte ist das Bild des Widders, geschmückt mit Smaragden und Edelgesteinen. Dieses Orakel stand in großem Ansehn, und wurde von mehrern Königen befragt. Lysander wuste wirklich durch eine sinnreiche Erdichtung, worin er das Orakel zu Delphi hineinzog, eins seiner Projecte durchzusetzen *). Es sey, sagte er, in Pontus ein Wunderkind geboren von einer Frau, die vom Apollo schwanger war, dies war ein Knabe, der von vielen Edlen erzogen ward, er bekam den Namen Silenus. Auf Veranlassung Lysanders setzte man noch vieles hinzu, von Delphi aus sey das Gerücht gekommen, daß gewisse sehr alte Weissagungen von den Priestern in geheimen Schriften bewahrt würden, die keiner weder verstehen, noch lesen könnte, als der lange nachher, vom Apoll geboren, ankommen würde. Silenus kam, und verlangte als Sohn des Apollo die Weissagungen zu sehn. Die Priester erkundigten sich genau nach seiner Geburt, endlich trauten sie ihm, zeigten ihm die Schriften, und er las in Gegenwart vieler sowol die andern Weis-

sa-

*) Plutarchus in vita Lysandri in fine.

sagungen, als auch die von dem Reiche, um dessentwillen die ganze Erdichtung geschehen war: daß es für die Spartaner vortheilhafter wäre, wenn sie aus den Optimaten einen König wählten. Dieses eine Beyspiel von Misbräuchen hebe ich unter den mehrern aus, die man von den Orakeln machte.

Dies veranlaßte denn auch in der Folge ihren Verfall. Als die griechischen Freistaaten ihre Freiheit verloren, so gab es keine öffentlichen Staatsangelegenheiten mehr, warum man die Orakel fragte, ganz Griechenland wurde von den Römern abhängig, diese aber befragten selten fremde Orakel. Da gab es also keine Gesetzgeber, die vorgaben, ihre Gesetze vom Orakel erhalten zu haben, und Schlachten entschied der römische Adler. Die Orakel beschäftigten sich also mit unbedeutenden Dingen, deren Ausgang sie nicht vorhersehen konnten; und verloren hiedurch ihr Ansehn, und machten sich bey den Philosophen verächtlich, so daß diese ihrer spotteten. Selbst die Tempel, worin sie gegeben wurden, wie zu Delphi und Dodona, wurden geplündert und zerstört, und die Priester musten flüchten. In Rom konnte man damals weit leichter die Zukunft erfahren, denn am römischen Hofe hielten sich eine Menge Sterndeuter und Mathematici auf, denn eben damals war das Jahrhundert der Magie in Rom. Vernachläßigung also auf der einen Seite, und Bestechung auf der andern, beförderten ihren Untergang.

Bestimmte man gewisse Orte, die der Gottheit besonders heilig waren, und woran sie muste angebetet werden; so mußte man auch leicht darauf fallen,

ge-

gewisse Tage ihr besonders zu widmen, wo man sich seinen Geschäften entzog, und die man ihr weihete; und dies sind nun die Feste der Götter, an solchen Tagen legt der Mensch seine Ehrfurcht gegen die Gottheit besonders an den Tag. Der Unterthan, der vor seinem König erscheinen wollte, pflegte sich zu reinigen, zu putzen und gewisse Feierkleider anzulegen. Da er sich nun seine Gottheit als einen König dachte, so schickte er sich auch auf Feiertage besonders an, um vor der Gottheit zu erscheinen, er suchte allen seinen Putz hervor, zog die schönsten Kleider an, reinigte seinen Körper, und wollte hiedurch Ehrfurcht und Hochachtung zeigen, die er für die Gottheit hatte. An solchen Festen pflegte man sich den gewöhnlichen Geschäften zu entziehn, und sie zu heiligen gottesdienstlichen Gebräuchen anzuwenden, solche Tage waren Tage der Ruhe *) und der Freude; dies war bey allen selbst den wildesten Völkern. Nur allein die heutigen Parsen dürfen an ihren Feiertagen nicht nur Handel, sondern auch ihre übrigen gewöhnlichen Geschäfte treiben. An dem Sabbath der Israeliten waren die Knechte frey von aller Arbeit, selbst die Thiere genossen dieses Ruhetages; eben dies diente zu ihrer Erhaltuug. Es war der ganzen Natur des Menschen ge-

*) Man bemerke aber hier, daß gewöhnlich bey langen Festen auch Tage darzwischen fielen (dies intercisi), woran man arbeiten durfte, so war z. B. bey dem Laubhüttenfest der erste und letzte Tag nur ein Sabbath, alle übrigen waren Werkeltage oder halb Ruhe = halb Geschäftstage. Die Christen pflegen auf ähnliche Art ihre Bußtage zu feiern, da nur die Hälfte Zeit des Tages zum Gottesdienst bestimmt ist, und nachher gearbeitet wird.

gemäß, einen Tag zu seiner Erholung und zur Freude zu haben; wird diese nun durch gewisse gottesdienstliche Handlungen in Schranken gehalten, so ist sie gegen Ausartung desto sicherer.

Feste waren in den ältesten Zeiten der Menschheit, so wie noch jetzt bey mehrern rohen Völkern, nicht an gewisse Tage gebunden, der Vorrath von Milch und Brantewein bestimmt noch jetzt bey mehrern Hirten-Völkern in Sibirien die Anzahl der Tage, wie lange sie ihr Fest feiern. Die Hottentoten und Neger in Afrika haben ihre Feste nicht einmal auf gewisse Jahrszeiten gesetzt, sondern sie feiern Dankfeste, je nachdem ihnen Glück oder Unglück begegnet ist. Nach glücklich vollendetem Fischfang stellet der östliche Insulaner ein Dankfest an, und nach einer glücklichen Jagd verordnet der Kamtschadale ähnliche Feste. Pflegen doch auch Christen bey ausserordentlichen Wohlthaten oder abgewandter Gefahr Dankfeste anzustellen, und diese bisweilen jährlich zu wiederholen. Die Israeliten hatten drey Dankfeste, die von Gott selbst angeordnet wurden, das eine war das Erntefest, woran man Gott für die Wohlthaten der Erndte dankte, und ihm die Erstlinge der von frischem Korn gebacknen Brodte brachte, es dauerte sieben Tage. Das andre war das Laubhüttenfest, ein Dankfest für die Obst- und Weinlese, es währte sieben Tage, während dieses Festes wohnten die Israeliten in Hütten von Laubwerk, um recht lebhaft sich an die Absicht dieses Festes zu erinnern. Das dritte war das Passafest zum Andenken des Ausganges aus Aegypten. (Michaelis Mos. Recht. B. IV. §. 197.).

Schwer läßt es sich bestimmen, welche Feste die ältesten waren, mir scheinen sie zuerst aus Freude, Dankbarkeit, und dem Wunsch der Aussöhnung mit der Gottheit entstanden zu seyn. Freude veranlaßte die erste Feier der Geburtstage sowol der Götter als der Menschen. Die Indier feierten den Geburtstag des Bramah; sowie viele Neger die Menschwerdung ihrer Götter. Eben sie bringen an diesem Tage ihren Fetischen die allerreichlichsten Opfer. Die Aegyptier feiern alle Jahr den Geburtstag des Apis, man nennt dies Fest Θεοφανια. Man wirft an diesem Tage goldne und silberne Schüsseln in den Nil, und will bemerkt haben, daß die Crokodille während dieser sieben Tage, denn so lange dauert das Fest, ihre wilde Natur verlieren, und keine Menschen fressen. Dies kömmt gleichsam von dem Waffenstillstande her, den die Priester mit ihnen machen. Am achten Tage aber, da das Fest geendigt ist, nehmen sie ihre alte wilde Natur wieder an *).

Die Ankunft des Neumondes erweckte allgemeine Freude. Fast alle Völker begrüßen ihn daher mit frohen Gesängen und Tänzen. In Congo ist die Feier des Neumondes der einzige bestimmte Opfertag des ganzen Jahrs, Plutarch sagt von den Griechen: daß sie am Neumond die Götter verehrten, den Tag darauf

*) Plin. hist. Nat. VIII. c. 46. Memphi est locus in Nilo, quem a figura vocant phialam, omnibus annis ibi auream pateram argenteamque mergentes; diebus quos habent natales Apis: septem hi sunt, mirumque, neminem per eos a crocodilis attingi: octavo, post horam diei sextam, redire belluae feritatem.

auf aber die Heroen und Dämonen; hiebey pflegten auch Gastmale zu seyn. Bey den Lacedämoniern waren die Neumonde dem Apoll heilig, so wie bey den Römern der Juno. Bey den Israeliten waren die Neumonde ebenfalls Feste, doch so, daß an ihnen alle Arbeit geschehen durfte; es bestand in einigen Ceremonien und Opfern. Eben so freute man sich über das neu ankommende Jahr, welches bey den alten Israeliten im October fiel. Dies war keine unbequeme Grenzscheide des Jahrs, weil alsdann Erndte, Obst- und Weinlese in südlichen Ländern geendigt zu seyn pflegen. Das Neumondsfest an diesem Tage hieß das Fest der Posaunen, und wurde auszeichnend gefeiert. Die Römer begiengen das Neujahrsfest dem Janus zu Ehren, und brachten Opfer. Das Volk gieng in neuen Kleidern mit den Consuln, die die neue Magistratswürde anfiengen, ins Capitol an diesem Tage, und opferten zwey weisse Stiere, die nicht gearbeitet hatten, und zündeten Weirauch vor den Tempeln an; man machte den Anfang mit Gebete. Die Chinesen nennen die Feier am neuen Jahr das Abschiednehmen vom verflossenen Jahr, und begehen es mit fröhlichen Lustbarkeiten. Alle Städte sind mit Lampen erleuchtet, und es werden Schauspiele und andre Ergötzlichkeiten gegeben. Sogar die kleinen Völker in Sibirien feiern Neujahrsfeste, und bringen den Göttern junge Kräuter, die Erstlinge ihrer Heerden, und frische Milch.

Zu solchen Freuden-Festen kann man noch vorzüglich diejenigen rechnen, woran sich alle Stände mit einander vermischten, und sich einer gemeinschaftlichen Freude überliessen.

Die alten Perser begiengen ein jährliches Fest zum Andenken der ursprünglichen Gleichheit und der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen untereinander. An diesem Tage, welcher im Frühjahr gefeiert ward, legten die stolzen persischen Könige den Schimmer ihres Hofes ab, und mischten sich ohne Zwang unter die niedrigste, aber nützlichste Classe der Unterthanen. Das Landvolk ward ohne Unterschied an der Tafel des Königs und seiner Satrapen bewirthet. Der Monarch hörte ihr Anbringen, untersuchte ihre Klagen und gieng sehr herablassend mit ihnen um. Eure Arbeiten sind es, sagte er, denen ich meinen Unterhalt verdanke, und eure Ruhe wird durch meine Wachsamkeit erhalten. Wohlan! die Folge dieses gegenseitigen Bedürfnisses sey brüderliche Eintracht und Liebe *) — Bey den Babyloniern feierte man sonst ein Fest, das man Σακκίαι ἡμέραι nannte, es war der Göttin Sacea heilig, woran ein Sclave eine königliche Stola anzog. An diese Stelle kam das Bairamsfest der Türken, und die Saturnalien der Römer. Die römischen Herren vergaßen ihre Vorzüge, und warteten selbst den Sclaven auf; man wollte hiedurch an das goldne Zeitalter erinnern, wo die Menschen glücklich und froh unter einander ohne Rücksicht der Stände lebten. Personen von allerley Ständen und Alter üben an diesem Tage allen ersinnlichen Muthwillen ungestraft aus, und suchen sich und andre dadurch zu ergötzen; es währte drey Tage. An den Lupercalien lie-

*) Gibbon's Decline and Fall of the roman Empire, chap. 8. Falkoner über den Einfluß des Clima S. 522. Niebuhrs Reisebeschreibung 2ter Th. p. 49.

liefen edle Jünglinge und vornehme Magistratsperso- nen nackend umher, man wollte nemlich hiedurch an den Romulus und Remus erinnern, die, als man die Opfermahlzeit im Tempel des Faunus zubereitete, und sie sich nackend in Spielen übten, durch eine Stimme vom Himmel benachrichtiget, daß Räuber die Heerden wegtrieben, sogleich hinliefen und sie wieder einholten, und deswegen dies Fest anstellten. Dies gieng so weit, daß selbst zu Ciceros Zeiten der Consul Antonius ganz unbekleidet mit Schwerdt und Peitsche umherlief. Mit diesen Festen hatten viel Aehnliches die Carnevals oder Fastnachtsfeste der Christen, diese giengen vor dem Fasten vorher, man vermummte sich auf allerhand Weise, bald in die Kleidung eines Indiers oder Garamanten, bald in ganz unförmliche Gestalten von Thieren, und überließ sich während dieser Zeit allen ersinnlichen Freuden.

Ein Abkömmling der Saturnalien scheint das Narrenfest zu seyn. Man erwählte dabey in den Kathedral-Kirchen einen Bischof oder Erzbischof der Narren, dieser verrichtete den Gottesdienst in Pontificalkleidern, und gab dem Volk den öffentlichen und feierlichen Segen und Ablaß. In den Kirchen, welche unmittelbar von dem heiligen Stuhl abhiengen, erwählte man einen Pabst der Narren, dem man die Zeichen der päbstlichen Würde zugestand. Jederman wohnt in dieser Zeit in lächerlichen Verkleidungen dem Gottesdienst bey. Einige stellten Pantomime vor; andre maskirten sich und bestrichen sich das Gesicht, um entweder Gelächter oder Furcht zu erregen. Wenn die Messe vorbey war, so sprangen, hüpften und tanzten sie

mit so vieler Unverschämtheit in der Kirche herum *), daß einige sich nicht schämten, beynahe nackt sich auszukleiden. Nachher ließen sie sich durch die Strassen in Karren führen, die voll mit Unrath angefüllt waren, um das Volk damit werfen zu können. Dies Fest wurde fast in allen Kirchen von Frankreich ununterbrochen mehrere Jahrhunderte hindurch in der Woche des Dreykönigfestes begangen, und daher war es auch in den Kirchenbüchern unter dem Namen bemerkt:

Festum fatuorum in Epiphania et ejus octavis.

Nachher wurde es auch unter dem Namen des Eselsfestes bekannt; wobey man das Geschrey dieses Thiers chorweise nachahmte, und der Priester, wenn er den Segen nach der Messe geben sollte, wie ein Esel juchzte **).

Hier=

*) Die Unordnungen bey diesem Feste waren sehr groß, wie aus einem Schreiben der Universität zu Paris vom 12ten May 1444 erhellet, hierin heißt es: daß während des Gottesdienstes die Priester und Geistlichen; die Einen wie Hanswürste, die Andern wie Weiber, oder sonst auf eine monströse Art gekleidet waren, daß sie nicht zufrieden waren, im Chor schändliche Lieder zu singen, an der Seite eines Messe haltenden Priesters auf dem Altar Würfel spielten, daß sie stinkende Dinge in das Rauchfaß warfen, daß sie in der Kirche herumgiengen, indem sie lachten, sprüngen, tanzten, unzüchtige Worte hören, und tausend ungeziemende Stellungen sehen ließen. Es wurde erst im siebzehnten Jahrhundert abgeschaft.

**) Du Tilliot Memoire pour servir à l'histoire de la fête des fous Paris 1741. Dictionnaire Encycl. Art. Fête des Fous. et Article Ane.

Hierhin gehört, glaube ich, ganz paßend eine Beschreibung von der Mitternachts-Messe in der Weihnachts-Nacht, auf den Dörfern in Frankreich, wie sie uns Mercier giebt.

Die erste Frau vom Dorfe präsentirt das unbefleckte Lamm auf dem Altare durch ihren Schäfer. Zwölf junge Frauenzimmer suchen das kleine Thier, welches ungeduldig in einem mit Bändern gezierten Korbe liegt. — Es wird geläutet, und die Prozeßion fängt in folgender Ordnung an.

Die erste Person, welche erscheinet, ist der Kirchendiener, welcher den Stern der drey Weisen aus Morgenland trägt. Dann folgen die drey Weisen selbst, wovon der eine sich das Gesicht mit Rust geschwärzt hat, und in Person des Mohrenkönigs sehr ernsthaft den Hanswurst macht. Darauf siehet man vier Engel; die fünf thörichten Jungfrauen mit ihren ausgelöschten, und die fünf klugen mit den brennenden Lampen folgen diesen nach. — Der Engel Gabriel wendet sich von Zeit zu Zeit nach der Jungfrau Maria, und grüßet sie freundlich; die Jungfrau blicket ihn dabey sehr zärtlich an. — Die Rolle des heiligen Josephs wird von dem einfältigsten Menschen des Dorfs gespielet, welcher der Maria folgt. Er hat das Lamm zu hüten, welches von Zeit zu Zeit zwischen der Ceremonie blöket. Die Schäfer folgen nach, und sind in ihre Manteln eingehüllet, welche sie nur zuweilen öffnen, um eine Bewegung mit dem Hirtenstabe zu machen. Endlich folget noch eine Menge artiger Schäferinnen mit vieler Grazie nach. Sie sind weiß gekleidet, und mit Bändern von allerley Farben umgürtet, so wie

auch ihre Stäbe mit vielen Bändern flattern. Die eine trägt den Baum Jesse; die andere den Zweig Aarons, die dritte den Apfel, welcher das ganze Menschengeschlecht ins Verderben stürzte, die vierte die Schlange aus dem Paradis. Die andern tragen bloß ihren Schäferstock. Dieser artige Zug ist mit einem wandelnden Orchester begleitet, welches aus zwey Violinen, einer Klarinette und fünf Hörnern besteht. Zuletzt treten zwo Schäferinnen hervor, und singen sehr ehrbare und fromme Lieder von geistreichem Inhalt, z. B. Gabriel chez Marie vint par compassion et lui fit oeuvre pie sans copulation. Nach der Messe gehts zum Gelage und andern Unanständigkeiten.

So gab es im alten Rom Feste der Flora, woran man sich alle ungezogene Worte erlaubte, und öffentliche Frauenzimmer allerhand schmutzige Scenen vorstellten. Bekannt sind unter den Nationen, die vom Ackerbau leben, die Feste des Ackerbaus, das Erndtefest und das Fest der Laubhütten unter den Juden, das Fest der Ceres und die Palilia unter den Römern, und das Fest der Isis in Aegypten zum Andenken der Erfindung der Kornfrüchte. Die ehemaligen indianischen Könige pflegten, wie die Kaiser in China (du Halde Vol. II. p. 82.) noch jetzt im Anfang des Frühjahrs, wenn die Sonne in den funfzehnten Grad des Wassermannes tritt, den Erdboden mit gewissen Feierlichkeiten zu eröfnen, und die Yncas der Peruaner umpflügten mit eigner Hand ein Stück Land, welches man den Triumph über die Erde nannte.

Auf-

Ausser diesen Festen der Freude und des Danks sind vorzüglich noch die Versöhnungsfeste merkwürdig, man suchte an diesen den Zorn der Götter nach schweren Seuchen, Niederlagen und andern Unglücksfällen zu stillen. Waren sie beleidigt, so vergassen sie es, und wurden wieder Gönner der Menschen.

Bey den Römern finden wir mehrere Beyspiele hievon, man pflegte alsdann Lectisternia oder andre öffentliche Spiele, um den Zorn der göttlichen Rache zu versöhnen, anzustellen. Während des Krieges der Römer mit dem Asdrubal trugen sich in Rom viele Wunderzeichen zu. Man sah am Himmel Erscheinungen, man glaubte deswegen, die Götter wären aufgebracht, und brachte ihnen mehrere Opferthiere an dem Versöhnungsfest, und stellte Bettage an. Livius liefert hiezu mehrere ähnliche Beyspiele *). Bey den Israeliten ist das Versöhnungsfest das heiligste unter allen, und der wichtigste Fasttag bey ihnen. Man brachte Sühnopfer für das ganze Volk, der Hohepriester nahm nemlich einen Stier und Widder aus seiner eignen Heerde, und das Volk muste ihm zwey Böcke bringen, jene erstern schlachtete er für sich und sein Haus. Die Böcke aber stellte er vor die Thür der Hütte des Stifts, und dann warf er das Loos, welcher von beyden dem Herrn sollte geopfert werden, und wer in die Wüste sollte geschickt werden. Hierauf nahm der Priester das Blut des geschlachteten Stieres und Bockes mit dem Rauchfaß, und gieng innerhalb des Vorhanges ins Allerheiligste, zündete Rauchwerk an, und spritzte das Blut an den Gnadenstuhl. Wenn er

*) Livius 21, 62. 28, 11.

er hinauskam, so legte er seine beyden Hände auf den andern Bock, beschwerte ihn mit allen Sünden der Israeliten und übergab ihn alsdann einem dazu bestimmten Mann, der ihn in die Wüste brachte, um zur Aussöhnung des ganzen Volks zu dienen. Den Widder aber, und den geopferten Bock brachte man hinaus vor das Lager, und verbrannte sie mit Feuer. Der Aegyptier legte allen Zorn und Fluch auf den Kopf des Opferthieres, hieb ihn ab, warf ihn in den Fluß *), und wünschte, daß, wenn dem Opfernden oder ganz Aegypten ein Unglück bevorstehe, sich dieses alles auf den Kopf wenden möchte (Herodot. II. 39.). Die Christen feiern ihr Versöhnungsfest am sogenannten Charfreytag, wo der starb, der durch seine Aufopferung ihre Sünden bey Gott tilgte. Solche Versöhnungsfeste waren in den ältesten Zeiten die Bußtage, denn man glaubte durch das Schlachten der Opferthiere sich die Gunst der Gottheit zu erwerben; an den Begriff, den wir mit Bußtag verbinden, läßt sich in frühern Zeiten gar nicht denken.

Es gab auch Feste, die zum Fasten und zur Reinigung bestimmt waren. Die Juden hatten anfänglich nur einen Fasttag, in spätern Zeiten nahm die Anzahl sehr zu, das Fasten wegen der Drangsaale, die ihnen die Babylonier anthaten, das Fasten wegen der Belagerung, der Einnahme und Verwüstung Jerusalems, das Purimfest und noch viele andre öffentliche Fast-

*) Bey den Griechen war grade das Gegentheil Sitte, sie bewahrten die Köpfe der Opferthiere sorgfältig in ihren Tempeln auf.

Fasttage, die oft mit Bußtagen verbunden waren, würden wegen großer und allgemeiner Unglücksfälle angestellt, die den ganzen Staat oder eine Stadt betrafen, noch jetzt pflegen christliche Regenten Bußtage zu verordnen, wobey aber die Fasten abgeschaft sind.

Zu den Reinigungsfesten gehören die Ambarvalia bey den Römern, wobey man die Aecker umzog, um sie von Unglück zu reinigen. Irgend einer, mit einem Eichen-Kranz umgeben, sang ein Lied der Ceres, und ehe man die Früchte einerndtete, opferte man der Ceres eine Sau. Bey den Griechen hatte man ein Reinigungsfest der Cybele, die Statüe wurde im Almon von gallischen Priestern gewaschen und auf einem Wagen hingefahren *).

Die meisten Feste wurden unter wilder Frölichkeit und mit Schmausen zugebracht, wie dies vorzüglich unter den Portugiesen und Spaniern in Amerika der Fall war. Sie waren gewöhnlich mit Tanz und Music begleitet; dies finden wir bey den Mexicanern, Peruanern, den alten Griechen und Römern. Nicht nur bey den griechischen, lateinischen und asiatischen Völkern war dieses Sitte, sondern die Aegyptier tanzten auch um ihre Götzen herum. Bey den Griechen stimmte ein Rhapsodist die Theogonie unter dem Klange einiger Instrumente an, und besang den Ursprung der Götter, indem

*) Est locus, in Tiberim qua lubricus influit Almo,
Et magno nomen perdit in amne minor.
Illuc purpurea canus cum veste sacerdos
Almonis Dominam, sacraque lavit aquis.

Ovid. in Fastis. l. IV.

dem er vom Chaos anfieng, die Fabeln der Mythologie erzählte, und die Thaten der Helden mit Lobsprüchen erhob. Ein Aehnliches finden wir in dem Gesang der alten Barden, bey Isländern und Grönländern, auch hier stimmte einer aus dem Volk bey den Festen Loblieder zu Ehren der Gottheit an. Die Hauptbeschäftigung an Festen war, sich die Thaten der Götter zu erzählen, oder die Mythen dramatisch vorzustellen. An den Festen der Ceres wurden die ersten Gaben dieser Göttin, Erde und Getraide, umhergetragen, mehrere Beyspiele hiezu findet man in den Mysterien. Im Mittelalter stellte man in Frankreich am Eselsfest den Einzug Christi auf dem Esel in Jerusalem vor. Man glaubte, daß die Götter vorzüglich Vergnügen an Possen und Schauspielen fänden, und deswegen pflegte man an ihren Festen ihre Statüen zu ihrer Ergötzung zu den Spielen zu ziehn. In dieser Hinsicht führte man in Spanien die Bilder der Jungfrau Maria zu vielen Stiergefechten, und die Hindus des südlichen Asiens lassen vor den Statüen der Götter nackende Mädchen tanzen, damit diese sich darüber freuen mögen.

Die Feste waren oft mit grosser Pracht verknüpft, wie in Athen und Rom; die Absicht hievon war, theils neue Unterthanen aus andern Ländern an sich zu ziehn. Nichts konnte mehr dazu beytragen, herumirrende Hirten- und Jägervölker in Familien zu vereinigen, als wenn man das Volk an gewissen Tagen versammelte und ihnen Feste gab; diese erhielten ihren Namen bald von den Gottheiten, bald von andern Dingen. Das Volk selbst ward hiedurch zur Geselligkeit gestimmt.

stimmt. Ein Staat wetteiferte mit dem andern an Pracht der Feste, um seine Unterthanen zu überzeugen, daß sie in ihrem Staat nur am besten lebten; dies war das kräftigste Mittel, allen Auswanderungen zuvorzukommen. Ausserdem hatten sie auch noch den großen Nutzen, daß sie zur Zeitrechnung dienten, und daraus jeder Hausvater, Priester und Astrolog den Lauf der Zeit bemerken konnte. Eben nach den Festen wurden im südlichen Asien jährliche Allmanache bekannt gemacht, und die Zeit bey den Israeliten, Griechen und Römern bestimmt.

Da nun der Begriff der Gottheit sehr sinnlich war, und sich immer darunter etwas Menschenähnliches mischte, so fiel man deswegen sehr leicht auf Opfer. Dies scheint mir die natürlichste Art der Gottesverehrung, sie ist Huldigung der Menschen an die Gottheit. Porphyr giebt drey Ursachen an, warum man den Göttern geopfert, entweder um sie zu ehren, oder ihre Gunst sich zu erwerben, oder Gutes von ihnen zu erhalten *). Man pflegt gewöhnlich sieben Ursachen anzuführen, die zum Opfern bewogen: 1) um seine Hochachtung gegen die Götter zu bezeugen; 2) weil man Opfer gelobt, in so ferne man glücklich in einem

Kriege

*) Τριῶν ἕνεκα θυτέον τοῖς θεοῖς. ἢ γὰρ διὰ τιμὴν, ἢ διὰ χάριν, ἢ διὰ χρείαν τῶν ἀγαθῶν· — Τιμῶμεν γὰρ τοὺς θεοὺς, ἢ κακῶν μὲν ἀποτροπὴν, ἀγαθῶν γὰρ παρασκευὴν ἡμῖν γενέσθαι ζητοῦντες, ἢ προπεπονθότες εὖ, ἢ ἵνα τύχωμεν ὠφελείας τινὸς, ἢ κατὰ τὴν ψιλὴν τῆς ἀγαθῆς αὐτῶν ἕξεως ἐκτίμησιν.

Porphyrius de abstinentia l. 2. §. 24.

Kriege oder in einer andern Unternehmung seyn würde; 3) Dankopfer wegen erhaltener Wohlthaten; 4) Errettungsopfer, weil man der Gefahr entgangen war *); 5) Opfer des Gebets, damit die Gottheit das Gute zuwendete und das Böse abwendete; 6) Sühnopfer, um den Zorn der Götter zu besänftigen; 7) Weissagungsopfer **), um aus Opferthieren die Zukunft zu erfahren. Hiezu könnte man diejenigen Opfer setzen, die man brachte, um die abgeschiedenen Seelen zu versöhnen.

Der Mensch, der einen Gott erkennt, und ihn als Schöpfer der Natur und Urheber alles Guten verehrt, wünscht seine Dankbarkeit an den Tag zu legen; und dies kann er nicht anders thun, als wenn er der Gottheit von den Gaben der Erde etwas darbringt. Gott selbst bezeigte in den ältesten Zeiten der Welt hierüber sein Wohlgefallen. Wo also Erkenntniß von höhern Wesen herrscht, oder wo auch nur ein dunkles Gefühl es ahnden läßt, da bringt man Opfer; und eben hier ist die Quelle, warum die Opfer sich über die ganze Erde verbreitet haben. Alle Völker, sie mochten aufgeklärt seyn oder nicht, unter einem jeden Himmelsstrich, vom äussersten Norden bis zum entferntesten Süden, brachten der Gottheit Opfer; und diese währten so lange, bis die christliche Religion eingeführt ward, denn alle beseelt die Dankbarkeit. Alle Völ-

ker

*) Solche, die Schiffbruch gelitten hatten, brachten dem Neptun ihre Kleider, oder das Bret, worauf sie sich gerettet hatten; Fischer brachten ihre Netze; Schäfer ihre Flöten, und Krieger einen Theil ihrer Beute.

**) Hievon handle ich unten bey den Weissagungen.

ker, wenige Philosophen ausgenommen, gestanden ein, daß sie alles Gute von der Gottheit empfangen hätten, man hat daher die ältesten Opfer als die dankbarste Verehrung der Gottheit und als öffentliche Huldigung seiner Majestät anzusehn. Das älteste Dankopfer war das Opfer, das Abel brachte, und nachher Noah nach der Errettung aus der allgemeinen Ueberschwemmung; beyde Opfer sah Gott mit Wohlgefallen an. Am Erndtefeste brachten die Israeliten als Opfer die Erstlinge von Getraide, woraus Brodt gebacken war. Aus Dankbarkeit ließ Cyrus den Göttern täglich Opfer bringen, und die übrigen Perser ahmten ihm hierin nach. Veranlassung zu diesen Opfern waren alle fröhliche Begebenheiten, eine glückliche Jagd, ein angenehmer Fischfang, eine gesegnete Erndte, ein erfochtener Sieg, eine gewonnene Schlacht, die Erhaltung einer neuen Würde, die Geburt eines Sohnes, die Verheirathung von Kindern, kurz alles angenehme, was dem Menschen begegnete. Bald aber legte man den Göttern auch menschliche Eigenschaften bey, und hielt sie für eben so eigennützig, als die Menschen. Man glaubte keine Wohlthaten wieder von ihnen zu erhalten, wenn man nicht ähnliche ihnen erwiese. Lucian sagt: die Götter thun nichts umsonst, sondern sie verkaufen das Gute den Menschen, und man kann von ihnen Gesundheit, Reichthum, Herrschaft durch Opfer erkaufen. Daher glaubte man durch Opfer die Götter bestechen zu können, damit sie ihren Segen und einen glücklichen Ausgang der unternommenen Sache gäben. Die Einwohner von Crotona hatten dem Apoll den zehnten Theil der Beute

ver-

versprochen, die Locrenser boten über und gelobten den neunten Theil. — Eben deswegen weil die Jakuten sich ihre Götter als eigennützige Wesen denken, so füttern sie ihre Götter mit Rauch vom Fette oder fettem Fleisch. Man schmieret ihnen das Maul mit Fett oder Blut von einem Thier. Alle Jahre aber einmal bringen die Schamanen den Götzen ein feierliches Opfer, um von ihnen Reichthum, gute Jagd, Gesundheit u. s. w. zu erhalten. Sobald das Frühjahr anfängt, sammlen die Jakuten alle Milch, die ihre Füllen entbehren können, so daß sie einen großen Vorrath haben, der gemeiniglich zu Ende des Junius beysammen ist, und den sie erst gähren lassen. Darauf wird der Schaman eingeladen. Die ganze Familie zieht ihre besten Kleider an, und die andächtige Handlung geht nun vor sich. Der Schaman stellt sich in seiner gewöhnlichen Tracht, und nicht in Zauberkleidern, mit einem Topf voll gegorner Milch und einem hölzernen Löffel in die Mitte der Jurte, und um ihm herum ist die ganze Familie, groß und klein. Der Schaman ruft mit vielen Bewegungen einen Gott nach dem andern, und so oft er einen Götzen nennt, nimmt er mit dem Löffel etwas gesäuerte Pferdemilch aus dem Topf, und spritzt dieselbe grade in die Höhe. Dieses heißt die Götter futtern, und sich dieselben dadurch zu Freunden machen. Dies thut er dreymal; sodann gehet der Schaman mit allem Volk aus der Jurte, und sie lagern sich im Freien. Nun thut er von derjenigen Milch, die in dem Topf zurückgeblieben ist, und welche für heilig gehalten wird, mit vieler Andacht und Verbeu-

gung

*) Gemlins Reise nach Sibirien.

gung einige Züge. Hierauf trinken alle von der Familie so lange herum, bis nichts mehr übrig ist, und sie sich hiedurch einen Rausch zugezogen haben.

Eben ein solches Opferfest begiengen die Bratski in Sibirien bald nach Aufgang der Sonne, wie Gmelin erzählt (Th. II. p. 498.). Es war eine Reihe Birken ohngefähr zwey Klafter lang, und hinter diesen zur linken Hand waren noch ein Paar andere, und hinter ihnen drey Bratski, davon der eine in Ansehung der andern etwas vorwärts niederkniete, und ein Birkenreis horizontal in der Hand gegen den Aufgang der Sonne hielt, und dabey mit ziemlich erhabner Stimme vieles herplauderte. Seine Glaubensgenossen sagten mir: daß er die Götter zusammen riefe. Die beyden andern stunden aufrecht, und einjeder hielt eine hölzerne Schaale, die mit einem vermischten Trank, der aus gleichen Theilen gesammelter Pferdemilch (Kumyß), und aus derselben destillirtem Brandtewein beständig angefüllt war. Sie giengen bald etwas vorwärts, warfen ihre Schaalen, die sie in den Händen hielten, in die Luft, und murmelten unter dem beständigen Murmeln des vor ihnen knienden Götzenpriesters auch einige Worte her. Dies thaten sie zum andern und dritten Mal, schenkten sogleich, als sie die Schaalen in die Höhe geworfen hatten, wiederum ein, und warfen ihre Schaalen vorwärts. Zum Beschluß wurde auch ein Schaaf geschlachtet, dem man zur Einweihung Brandtewein und Milch auf den Kopf goß, das Fell des Schaafs wurde den Göttern zur Schau ausgehangen, und das Fleisch verzehrt. — Eben so glaubt man in Persien

den Segen für den König und das Volk von der Gottheit zu erlangen, und bringt ihr deswegen in allen großen Städten ein Cameel als ein allgemeines Opfer. Chardin, der, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofstaates, diese Ceremonie zu Jspahan ansah, erzählt sie so: zehn Tage vor dem Feste, und also am ersten Tage des Monats wird aus dem königlichen Stalle ein Cameel geholt, welches man den Leuten des Quartiers Karron übergiebt. Dieses Quartier hat seit alten Zeiten das Recht, den Kameel zu verwahren, bis zum Tag des Opfers. Eine gewiße Familie aber in diesem Quartier hat allein das Privilegium, ihn zu beherbergen, welches nur des Nachts geschieht. Denn bey Tage wird er von dem Volke des Quartiers, und vielen Bettlern der Stadt mit Trommeln und allerley ländlichen musicalischen Jnstrumenten in Proceßion durch die ganze Stadt geführt, nachdem seine Hörner und der Hals mit Kränzen geschmückt worden. Man wirft Blumen auf ihn, begleitet ihn mit allerley Zuruf; einige halten ihm etwas Kraut vor; andere reissen ihm einige Haare aus, und machen Reliquien davon. Sie führen ihn auch in alle Häuser der Großen, damit ihn die Frauen des Serail, ohne beobachtet zu werden, sehen können. Das Volk gewinnt durch diese Proceßion viel Geld, welches man ihm fast an allen Thüren nebst Essen giebt. Wenn der Tag des Opfers herangekommen ist, so führet man den Cameel außerhalb der Stadt auf einen großen Platz, den man Corban-gae den Opferplatz nennt, und welcher ganz von Häusern und Gärten umgeben ist. Der König begiebt sich dahin mit der Krone

auf

auf dem Haupt und dem Gefolge des ganzen Hofes. Sie erscheinen alle in sehr reicher Kleidung. Nach der Ankunft des Königs läßt man den Cameel auf dem Bauch liegen, mit dem Gesichte gen Mecca gewandt. Viele Leute halten ihm die Füße und den Kopf mit dicken Stricken, damit er sich nicht bewegen kann. Die Geistlichen stellen sich alle zu Pferde neben ihn auf der einen Seite, und auf der andern Seite stehen der König und die Großen, auch zu Pferde. Nach dem unter einem erstaunlichen Geräusch des Volks verrichteten Gebet, nähert sich der oberste Geistliche zu Pferde dem Opfer. Man giebt ihm einen Spieß, dessen hölzerner Stiel mit Golde belegt ist. Mit demselben stößt er in die linke Schulter des Thiers, und spricht dabey mit möglichst lauter Stimme die Wünsche für den König und das Volk aus, damit dieses Opfer ihnen allen zum Segen gereichen möge. Wenn der Stoß geschehen ist, werfen sich viele aus dem gemeinen Volk mit Aexten auf das Thier, und hauen es in sechs Stücken. Diese Stücken kommen eben so vielen Quartieren der Stadt zu, und alle die, welche dieses Opfer zerfleischen, denken an nichts weiter, als das Stück zu nehmen, was ihrem Quartier gehört, der König begiebt sich fort, sobald die Stücken weggebracht sind, und läßt nur eine Wache da, das Volk in Ordnung zu erhalten. Jedes Stück wird nach dem bestimmten Quartier mit Stricken zu der Familie geschleppt, welche von Alters her das Recht hat, es zu bekommen; welche aber auch dafür dem Pöbel ein großes Festin geben muß. Erst im künfti-

gen Jahr wird das Opfer, welches getrocknet und gesalzen ist, verzehret.

Bald suchte man durch Opfer sich die Gunst der Gottheit zu erwerben, man legte ihr menschliche Eigenschaften bey, daher besorgte man, sie möchte jetzt nicht bey guter Laune seyn, und zu schaden suchen. So war also auch Furcht Ursache, warum man den Göttern Opfer brachte. Die Wilden in Louisiana warfen, wenn sie auf ihren Wegen eine gefährliche Ueberfahrt, oder sonst Gefahr antrafen, Castorfelle, Toback oder andre Kostbarkeiten hinein, um die Gunst des Geistes, der über diese Gegend herrschte, sich zu verschaffen. Die Kamtschabalen bringen ihren Göttern Taback und Hobelspäne zum Opfer, und zwar letztere aus dieser Ursache, weil sie sich einbilden, daß Gott krause Haare habe, und also an den Hobelspänen wegen der Aehnlichkeit Wohlgefallen finde. — Bald aber regte sich auch das Gefühl von Verschuldung, man glaubte, die Gottheit könne beleidigt werden, und nun sah man jeden Unglücksfall, jede schreckende Naturbegebenheit als ein Zeichen der erzürnten Gottheit *) an, man suchte die verlorne Gnade wieder zu erlangen; und wodurch konnte man dieses besser, als durch Darbringung und Aufopferung des Besten, was man hatte? In dieser Absicht schlachteten sowohl der Israelit als der Aegyptier einen Bock, sibirische Völker ihre Rennthiere, und die Americaner eine Anzahl von ihren Heerden. Die Griechen druckten das Versöhnen mit der Gottheit durch θεȣς ιλάσκεσθαι aus. Alle Völ-

*) Livius lib. 28, 11. 29,-14.

Völker haben die Idee gehabt, daß der Gottheit zur Genugthuung für die Sünden ein Opfer gebracht werden müßte. Diese Idee, die dem menschlichen Geschlechte so ganz eigen zu seyn schien, breitete sich immer weiter und vervielfältigter aus, und ward der Moralität immer schädlicher. Bey der Einführung der wahren allgemeinen Menschenreligion konnte sie nun nicht bleiben. Gott ließ sich aber mit weiser Güte zu dieser allgemeinen Idee der Menschen herab, und machte Christum einmal für allemal zu dem Opfer für alle, daran sich alle halten könnten, damit das Opferwesen in der Welt endlich ganz aufhörte; doch auf solche Art zu einem Opfer, daß dadurch zugleich die Moralität erhoben ward (Man sehe diese Meinung bey dem Verfasser der Abhandlung von der Discretion christlicher Lehrer gegen Zweifler. Prediger-Journal 18 B. 1 St. S. 24.).

Die Erstlinge waren den Göttern heilig, sie mochten nun von den Früchten der Erde oder von den Thieren genommen seyn, man zeigte dadurch, daß man dieses alles den Göttern verdankte. Nach geendigter Erndte also oder Weinlese oder eingesammelten Früchten brachten die Griechen die Erstlinge den Göttern, diese Feste heissen θαλύσια und θαργήλια, man feierte sie vorzüglich der Ceres zu Ehren, weil diese Erfinderin des Ackerbaues war *). Späterhin fiel man dar-

*) Ἁ δ' ὁδὸς, ἁ δὲ θαλύσια· ἦ γὰρ ἑταῖροι
Ἀνέρες εὐπέπλῳ Δαμάτερι δαῖτα τελεῦντι,
Ὄλβῳ ἀπαρχόμενοι· μάλα γάρ σφισι πίονι μέτρῳ,
Ἁ Δαίμων εὔκριθον ἀνεπλήρωσεν ἁλωάν.
Theocrit. Idyll. VII, 31.

darauf, den Göttern den Zehnten, entweder von den Früchten des Feldes, oder dem ganzen Vermögen oder der gemachten Beute zu geben. So mußten einige von den Athenern zu den Zeiten des Pisistratus den Zehnten von ihrem Vermögen entrichten, der zu öffentlichen Opfern angewandt wurde. Unter den griechischen Königen und Feldherren war es Sitte, daß sie den zehnten Theil der Beute irgend einer Gottheit und vorzüglich dem Apollo in Delphi weiheten. Die Griechen, nachdem sie die gesammte Armee der Perser bey Platää geschlagen hatten, machten aus dem zehnten Theil der Beute einen goldnen Dreifuß, und schenkten ihn dem Tempel zu Delphi; und daher entstand daselbst der große Reichthum.

So verschieden nun die Ursachen waren, warum man Opfer brachte, so verschieden waren auch die Opfer selbst, und es ist schon lange eine Streitfrage gewesen, ob blutige oder unblutige Opfer die ältesten waren. Gewöhnlich pflegt man zu behaupten, daß die unblutigen Opfer die ältesten sind, allein schon zu Abels Zeiten finden wir, daß er die Erstlinge seiner Heerden Gott dargebracht. Die Frage läßt sich also nur dahin beantworten, daß bey einigen Völkern zuerst unblutige Opfer statt fanden, ehe man Thiere opferte, bey andern aber blutige Opfer waren. Noch jetzt giebt es Völker, die keine blutigen Opfer darbringen. Beweis hiezu sind die südlichen Völker Indiens; nie fließt bey ihnen Blut auf Altären, weil sie das Schlachten der Thiere überhaupt für ein Verbrechen halten. Mehrere ägyptische Cantons verabscheueten alle blutige Opfer, und hielten blos solche, bey denen

nichts

nichts lebendiges getödtet wurde, für Gott wohlgefällig. Gewöhnlich pflegt man auch von den ältesten Griechen und Römern zu behaupten, daß sie unblutige Opfer darbrachten, wie vom Cecrops, Triptolemus *) und Numa; allein damals war das Essen der Thiere schon zu gewöhnlich, und daher läßt sich zweifeln, ob nicht Thiere oder doch Stücke von Thieren den Göttern sollten geopfert seyn, wiewol Früchte der Erde häufiger mochten dargebracht werden. Blutige Opfer setzen schon Bezähmung der Hausthiere voraus, wenn sie lebendig und freiwillig sollten zum Altar geführt werden, und erfordern daher größere Cultur der Völker und den Jäger-Stand. In einem Laude, wo es wenig Thiere giebt, wird man sie nicht zu Opfern bestimmen. Hirten-Völker brachten die Erstlinge ihrer Heerden, und wenn ihnen diese mangelten, so giengen sie auf die Jagd, um Thiere zu fangen. Als die Argonauten dem Apollo ein Opfer bringen wollten, so begaben sie sich auf die Jagd, und brachten ihm einige Rehe. Bisweilen brachte man ihnen auch nur die ungenießbaren oder nicht brauchbaren Theile von Thieren. Die Wongulen trösteten ihre Götter damit, daß sie die Knochen schon wieder mit Fleisch bekleiden könnten. Die Völker, die vom Fischfang leben, wie die Neuseeländer und Kamtschadalen, werfen ihren Göttern Stücke von Fischen als Opfer hin. Die Floridaner richteten alle Jahre an der Spitze eines langen Pfahls die Haut eines Hirsches auf, welche mit allerhand Früchten ausgestopft, und mit Blumenkränzen ge-

*) Er machte ein Gesetz ϑεὸς καρποῖς ἀγάλλειν.

gezkert war, und die Americaner hängen lebende Hunde im Walde als Opfer auf.

Die unschuldigsten Opfer sind wol die, da man der Gottheit die Erstlinge der Früchte brachte. Dies waren vor der Erfindung des Ackerbaues die freiwilligen Gaben der Natur. Porphyrius *) sagt hievon, doch gröstentheils aus dem Theophrast: „die ersten Menschen hätten keine Spezereien oder Rauchwerk geopfert, sondern Gras und Baumblätter, etwas später Eicheln und Nüsse, weil die Menschen diese sich zur Nahrung bedienten, nach diesen brachten sie erst Opfer von Gerste, anfänglich roh, nachher geröstet, oder als Mehl zubereitet, und Kuchen daraus gebacken, darauf brachten sie Blumen und Kränze, Rauchwerk, Balsam und die Trankopfer von Wasser und Wein.„ Schon die ältesten Aegyptier pflegten ihren Göttern Erdfrüchte hinzusetzen, womit sie sich selbst nährten, und die Americaner brachten als Opfer den Maitz, der ihnen zur täglichen Nahrung gereichte. Es war der Glaube mehrerer Völker, daß die Götter von den Opfern assen, und dies sah man als Beweis ihrer Freundschaft an, wenn sie aber nicht davon assen, so gaben sie dadurch ihr Misfallen zu erkennen. Die Einführung des Ackerbaues brachte das Getraide hervor, und so gab der Mensch zuerst den Göttern frische oder geröstete Aehren, nachher geröstete Körner, späterhin Mehl, das nach mosaischen Gesetzen mit Salz muste vermischt werden

*) De abstinentia lib. II. c. 5. sqq.

den *), alsdann Brodt, und bey fortschreitender Cultur Kuchen **) und Backwerk. Bey den Israeliten muste zu dem Mehlopfer auch Oel gegeben, oder der Kuchen mit Oel gebacken werden. Die Aegyptier und andre Völker mischten und bereiteten Honig mit Wein, Oel und andern Spezereien, stopften sodann mit dieser Mischung die Opferthiere aus, und verbrannten sie so erhöhet den Göttern. — Die Gottheit hatte nach den Begriffen der rohen Völker eben sowohl Durst als Hunger, und darum stellten die ältesten Aegyptier neben den Früchten auch Wasser hin, so wie noch jetzt viele Neger in Africa thun ***). Hirtenvölker, wie noch jetzt in Sibirien, bringen statt Wasser ihren Göttern Milch. Als man dem Bacchus die Erfindung des Weins verdankte, so war auch dieser den Göttern nicht zu kostbar. Lucius Papyrius gelobte vor dem Treffen mit den Samnitern dem Jupiter einen Becher Wein, wenn er siegen würde. Hierher kamen denn auch die Libationen bey den Alten, da man den Göttern zu Ehren Wein ausgoß, und die alten Deutschen einen Freuden-Becher tranken. Dies

*) Diese Art Opfer waren auch bey Griechen und Römern, man nannte es mola salsa. Nec minus, sagt Plinius, propitii erant mola salsa supplicantibus, imo vero placatiores.

Hist. Nat. l. XII. c. 18.

**) Ἐπεὶ δὲ βωμῷ πόπανα καὶ προθύματα
Καθωσιώθη, πέλανος Ἡφαίστου φλογί.

Aristophanes in Pluto. v. 660.

***) Siehe oben 4 Th. p. 64.

muste ganz reiner Wein seyn. Porphyrius *) sagt uns aus dem Theophrast, daß man anfänglich nur Wasser geopfert, nachher Honig, darauf Oel, und zuletzt Wein. Die Israeliten musten bey ihren Opfern Wein haben, um sich von den Aegyptiern zu unterscheiden, bey denen er verboten war, und Oel, der in Aegypten gar nicht wuchs, damit die Religion sie an das neue Land fesseln möchte.

Man pflegte den Göttern auch Blumen und Kränze als Opfer zu bringen; so behiengen die Aegyptier ihren Gott mit Lotus, und viele wilde Völker ihre Götzen mit Blumenkränzen. Eben so gewöhnlich war auch Rauchwerk und Balsam, gemeiniglich hält man diese Art Opfer für ziemlich jung, allein man irrt sich, denn schon Herodot sagt von den Babyloniern, daß sie für viele tausend Thaler vom köstlichsten Rauchwerk verbrannt haben, man kann es daher mit zu den alleráltesten Opfern rechnen. Die alten Griechen bedienten sich zum Räuchern bey den Opfern anfänglich grüner Kräuter, gleich nach den trojanischen Zeiten aber vorzüglich des Weirauchs, daher singt Hesiodus:

Ἄλλοτε δὴ σπονδῆσι θυέσσιτε ἱλάσκεσθαι.

Am Feste der Sonne werfen die Apalachiten Weirauch und anderes Rauchwerk in eine glühende Kohlpfan-

*) Τὰ μὲν ἀρχαῖα τῶν ἱερῶν νηφάλια παρὰ πολλοῖς ἦν· νηφάλια δ᾽ ἐστὶν τὰ ὑδρόσπονδα, τὰ δὲ μετὰ ταῦτα μελίσπονδα· τοῦτον γὰρ ἕτοιμον παρὰ μελιττων πρῶτον ἐλάβομεν τὸν ὑγρὸν κάρπον. εἶτ᾽ ἐλαιόσπονδα· τέλος δ᾽ ἐπὶ πᾶσιν, τὰ ὕστερα γεγονότα οἰνόσπονδα.

Porphyrius de abstinent. l. II. p. 156.

pfanne, indem sie glauben, daß die Gottheit es wohl aufnimmt, weil sie die Sonne für die Mutter des Lebens halten, die an dem Verderben eines lebendigen Geschöpfs kein Vergnügen findet. — Ehe man die Opferthiere schlachten wollte, muste man sie sorgfältig vorher prüfen, ob sie auch äusserlich und innerlich keinen Fehler hatten, sie mußten ganz vollkommen und untadelhaft seyn *). Die innere Gesundheit prüfte man dadurch, daß man Mehl den Ochsen, und Erbsen den Schweinen vorwarf; assen sie nicht davon, so waren sie ungesund, und also zum Opfer untauglich. Eben so vollkommen musten auch nach den mosaischen Gesetzen die israelitischen Opferthiere seyn. — Fand man inwendig nur den geringsten Fehler, so war dies eine böse Vorbedeutung, und man konnte nicht perlitare, d. h. ein glückliches Opfer bringen. Weil man dies nun besorgte, so hatte man gewöhnlich andre in Bereitschaft. Paulus Aemilius, der Ueberwinder des Perseus, muste einmahl 30 Opferthiere schlachten, bis er das Glück hatte, eins zu finden, das völlig ohne Fehler war. Oft opferte man mehrere Tage hintereinander sehr viele Thiere, ehe man ein ganz vollkommenes fand, dann glaubte man, daß der Zorn der Götter sehr groß wäre **).

Selbst

*) Δεῖ τὸ θύσιμον τῷ τε σώματι καὶ τῇ ψυχῇ καθαρὸν εἶναι, καὶ ἀσινὲς, καὶ ἀδιάφθορον.

Plutarch. de orac. defectu. p. 437.

**) Per dies aliquot hostiae majores sine litatione caesae diuque non impetrata pax Deum.

Liv. l. 27, 25.

Selbst in der Bestimmung der Thiere wich man von einander ab, einige schlachteten solche Thiere, von welchen sie glaubten, daß sie für die Götter die angenehmste Speise wären. Die Israeliten brachten Rind-, Schaaf- und Ziegenvieh zu Opfern, Wild aber durfte nicht geopfert werden. Fische kamen bey ihnen gar nicht auf den Altar. Die Opfer der Israeliten und der Aegyptier stimmten nicht mit einander überein, und man wäre gewiß in manchem ägyptischen Canton gesteinigt worden, wenn man dergleichen Opfer gebracht hätte. Andre brachten den Göttern solche Thiere, die ihnen gehäßig waren, und an deren Aufopferung sie daher das gröste Wohlgefallen fanden. Aus dieser Ursache schlachteten die Israeliten einen Bock. Die Griechen brachten dem Priap einen Esel, und der Ceres eine Sau, weil diese die Früchte des Feldes verdarb.

Nicht an jedem Orte durfte man opfern, die ältesten Opferplätze waren die Berge, späterhin geschah es in den Tempeln. Die Israeliten durften nur vor der Hütte des Stifts opfern, oder an denjenigen Orten, wo ehemals Jehovah erschienen war, zu Sichem, Hebron, Bethel. Im Tempel zu Jerusalem war der Opferplatz der Israeliten, so wie die Samariter auf dem Berge Garizim opferten.

In der Folge der Zeit wurden die Opfer immer zahlreicher und kostbarer. Bey den Athenern bestand ein Opfer aus drey Opferthieren, einer Sau, einem Bock und Widder, oder aus zwey Schaafen und einem Ochsen. Prächtiger war es, wenn man zwölf Opferthiere nahm. Bisweilen wissen wir, daß Heka-

katomben geopfert worden, vorzüglich dann, wenn man den Göttern wegen großer Wohlthaten danken wollte. Und wie viel tausend Lämmer wurden nicht am Passahfest in Jerusalem geopfert! Bey schweren Krankheiten bringt der Ostiake so viele Opfer, als der Priester nach der Dauer und Gefahr der Krankheit verordnet. Der Gedanke von der großen Unversöhnlichkeit der Götter veranlaßte auch eine große Menge Opfer. Der Ostiake schlachtet oft im heiligen Eifer so viele Rennthiere, daß er kaum so viele übrig behielt, als zur Rückreise erfordert werden. Agathocles, König in Sicilien, brachte dem Saturn, weil er ihn für sehr aufgebracht hielt, zwey hundert der vornehmsten Jünglinge, und bey dem Regierungs-Antritt des Caligula wurden über 160000 Opfer innerhalb drey Monaten geschlachtet. Man fiel auch darauf, daß jeder Gottheit ein besonderes Thier muste geopfert werden, da blieb fast kein Thier unverschont. Dem Jupiter brachte man einen Bock, aber keine Schaafe, bisweilen auch einen Ochsen und einen Stier. Der Minerva durfte man keinen Ziegenbock opfern, denn dieser war den Oelbäumen gefährlich. Die Lacedämonier brachten der Juno eine Ziege, dem Neptun einen Ochsen und Widder, dem Merkur ein Lamm und einen Bock, der Ceres eine Sau, dem Bacchus einen Bock, der Hekate junge Hunde, und dem Aesculap einen Hahn.

Gewöhnlich waren mit den Opferfesten auch Schmäuse verbunden, bey diesen pflegte man unter mehrern Nationen sich gemeinschaftlich zu besuchen, und dieses sahe man als einen Theil des Gottesdienstes an. Bey den Israeliten waren die allermeisten

Feste frohe Opfermahle, zu denen Arme, Wittwen, Waisen und Fremdlinge eingeladen wurden. Nur die Fettstücke wurden auf dem Altar verbrannt, einen kleinen Theil bekam der Priester, und das übrige verzehrte der Opfernde mit seinen Gästen. Jeder Israelit, der Viehzucht hatte, muste die hohen Feste mit Gastgebotsopfern feiern, hiemit war noch die Wohlthat verknüpft, daß die Armen und Leibeigenen Fleisch zu Essen bekamen, die es sonst ganz entbehren musten. Das Opfer muste am ersten oder zweiten Tage ganz verzehrt werden, und, was übrig blieb, muste man verbrennen; dadurch war man also genöthigt, es wirklich zu Gastgeboten anzuwenden. Bey vielen Völkern waren fast alle größere Gastgebote Opfermahlzeiten. — Die alten Germanen und übrigen celtischen Völker kamen fast nie zu einer gottesdienstlichen Handlung zusammen, ohne sich zu fröhlichen und rauschenden Opfermählern zu vereinigen, an einem solchen Tage wurden Freundschaften gestiftet und Bündnisse errichtet. Die Griechen pflegten von den übrig gebliebenen Opferstücken ein Gastmahl anzurichten. Homer gedenkt schon eines solchen Gastmahls *), und Alexander ließ nach gebrachtem Opfer eine Mahlzeit für neun tausend Gäste anrichten, er selbst mit mehrern Macedoniern und Persern war

*) Αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ μῆρ' ἐκάη καὶ σπλάγχν' ἐπάσαντο,
Μίστυλλόν τ' ἄρα τ' ἄλλα, καὶ ἀμφ' ὀβελοῖσιν ἔπειραν,
Ὤπτησάν τε περιφραδέως, ἐρύσαντό τε πάντα.
Αὐτὰρ ἐπεὶ παύσαντο πόνου, τετύκοντό τε δαῖτα,
Δαίνυντ'. οὐδέ τι θυμὸς ἐδεύετο δαιτὸς ἐΐσης.

Homeri Iliad. I. v. 466.

war dabey zugegen. Wenn man satt war, so trank man aus drey Bechern zu Ehren des Jupiter Salvator, des guten Genius und des Merkurs. Man besang bey Pokälen das Lob des Gottes, dem man geopfert hatte *). Schon Homer sagt dies von den Achivern.

> Οἱ δὲ πανημέριοι μολπῇ Θεὸν ἱλάσκοντο,
> Καλὸν ἀείδοντες παιήονα κοῦρον Ἀχαιῶν,
> Μέλποντες Ἑκάεργον· ὁ δὲ φρένα τέρπετ' ἀκούων.
>
> *Jliad. I. v. 472.*

Ehe man auseinander gieng, warf man die Zunge des Opferthiers, die man zu dem Ende aufgehoben hatte, ins Feuer, und goß etwas Wein darüber; hiedurch suchte man auch die andern Götter zu versöhnen, vorzüglich den Merkur **) als den Gott der Beredsamkeit, wenn man vielleicht bey der Mahlzeit in Reden ihn beleidigt hatte. Minerva, die in der Person des Men-

*) Die Israeliten begiengen ihre hohen Feste mit Opfermahlzeiten und Tänzen, dabey wurden Lieder auf die Gottheit gesungen. Es war bey den alten Galliern, Cimbrern, Germanen und Peruanern zum Gesetz geworden, zur Ehre der Gottheit sich einen Rausch zu trinken. Daher gieng bey den alten Deutschen der Bragabecher zu Ehren der Gottheit herum.

**) Σπένδουσι δ' Ἑρμῇ καὶ ἐπὶ ταῖς γλώσσαις ἐκ τῶν δείπνων ἀπιόντες. προσνέμονται δ' αὐτῷ αἱ γλῶσσαι, διὰ τὴν ἑρμηνείαν.

Athen. Dipnosoph. l. I. p. 16.

Mentor erschien, befahl dem Nestor, die Zungen zu zerschneiden, und Wein auszugiessen *).

Die Römer hatten bey den Opfern den Göttern zu Ehren verschwendrische Gastmähler, wobey man auch wol die Götter selbst oder ihre Statüen einlud, und Ihnen zu Ehren Polster ausstellte; sie sind unter dem Namen Lectisternia bekannt, die bald drey, bald acht Tage währten.

Alle diese Opfer liessen sich noch entschuldigen, wenn nur nicht der Mensch darauf gefallen wäre, seine eigene Brüder zu ermorden, und der Gottheit darzubringen. Dies sind die schrecklichsten und die Menschheit empörenden Opfer, vorzüglich dann, wenn sie erzwungen sind, und die wir leider bey fast allen Völkern der Erde antreffen.

Eigentliche Menschenopfer kann man es aber nicht nennen, da einer sein Leben, um sein Vaterland zu retten, weil die Götter erzürnt darauf sind, aufzuopfern freiwillig sich darbietet. Besonders gehören hierher die Devotionen unter Griechen und Römern. So opferten sich mehrere edle Römer, und unter andern auch Decius für sein Vaterland auf, er stürzte sich mitten in die Feinde, um seinem Vaterlande dadurch den Sieg zu erwerben **). Codrus, König von Athen, gab sein Leben gerne hin, weil nach dem delphischen Orakelspruch das Land auf keine andre Art von Schwerdt

*) Ἀλλ' ἄγε, τάμνετε μὲν γλώσσας, κέρασθε δὲ οἶνον,
Ὄφρα Ποσειδάωνι καὶ ἄλλοις ἀθανάτοισι
Σπείσαντες, κοίτοιο μεδώμεθα.
Odyss. III. 332.

**) Liv. VIII. 6. 9. 10. X, 28. 29. Herodot. VII. c. 135.

Schwerdt und Verwüstung konnte errettet werden, als dadurch, daß der König selbst von feindlicher Hand getödtet wurde *). Zu den Zeiten des Epaminondas und Solon bot sich ein schöner Jüngling, Cratinus, als Athen von einer großen Seuche befreiet werden sollte, zum Schlachtopfer für seine Mitbürger dar, damit durch sein Blut die Götter versöhnt würden. Unter den nordischen Königen gab Domaldus sein Leben zum besten seiner Unterthanen freywillig hin, um hiedurch die schon dreyjährige Hungersnoth zu stillen. Auf den canarischen Inseln glaubte man, daß durch Aufopferung des Einen das Leben des Andern erhalten würde. Daher opferten treue Unterthanen ihr Leben gerne bey einer gefährlichen Krankheit des Fürsten auf, um sein Leben zu fristen. Freywillig starb ein Sohn für seinen Vater, dem der Tod drohete, und Greise brachten ihr Leben dar, um hoffnungsvolle Söhne beym Leben zu erhalten. Oft baten sogar Eltern ihre Kinder, und Alte oder Sterbende ihre besten Freunde oder die Priester: ihnen das Leben zu nehmen, um nemlich desto früher oder in einem höhern Maaße der Seligkeiten theilhaftig zu werden, oder ihre Ehegatten und Freunde in eine andre Welt zu begleiten.

Die Ostiaken sterben gerne eines gewaltsamen Todes, denn diejenigen Menschen, die auf diese Art ihr Leben endigten, giengen nach ihrer Meinung grades Weges in den Himmel, die aber auf dem Bette stürben, müßten einige Zeit bey einem strengen Gott die-

*) Valer. Max. V, 6. Justinus II, 6.

dienen. Größere Freuden des Himmels erwarteten in Indien diejenigen, die sich freywillig unter die Räder des Gottes Jagrenat stürzten. Daher ließ sich das celtische Weib verbrennen, weil sie sonst von der Seligkeit des Himmels ausgeschlossen war, und das indische Weib bestieg den Scheiterhaufen, um ihren Gatten in jene Welt nachzufolgen. Alles dieses aber kann man eigentlich nicht Menschenopfer nennen, denn hiezu wird erfordert, daß es religiöse Handlung ist, da man Menschen wider ihren Willen zur Versöhnung der Götter opfert, und diesen Gebrauch häufig wiederholt.

Der Ursprung der Menschenopfer ist eben so verschieden, als ihre Absicht. Am besten läßt er sich aus dem Kriegsrecht der alten Völker erklären. Sie, die nicht in gesitteten Staaten wohnten, sondern ein wildes Jägerleben führten, giengen darauf aus, ihre Feinde gänzlich zu zerstören, und es wurden alle Gefangene getödtet, weil man keinen Gebrauch von ihnen zu machen wußte, und noch nicht Mittel genug in Händen hatte, ihre Kräfte so einzuschränken, daß sie nicht auf neue Rebellion dachten. Wuth machte damals ein wesentliches Stück der Tapferkeit aus, und die Rachbegierde war unersättlich, daher diese sogar verleitete, die gefangenen Feinde aufzufressen. Wenn nun diese Völker aus Mangel an Unterhalt nach und nach in bürgerliche Verbindung traten; so behielten sie die Sitte, die gefangenen Feinde zu tödten, noch eine Zeit bey, und vollzogen bisweilen an feierlichen Tagen die Hinrichtung der Gefangenen, wie wir dieses bey den alten Deutschen finden; und auf diese Art

wur=

wurde eine gewisse gottesdienstliche Feierlichkeit damit verbunden; hier ist der erste Ursprung der Menschenopfer. Die Opfer-Idee, die bey allen Völkern herrschte, konnte bey einem Mangel an andern Opfern leicht den Gedanken hervorbringen, Menschen zu opfern, vorzüglich wenn man glaubte, daß dieses der Gottheit noch wohlgefälliger wäre. Dies war die zweite Quelle. Eben so leicht ist die dritte Entstehung, man vollzog die Todesstrafe eines Verbrechers an dem Feste eines Gottes, den er beleidigt hatte, dies geschah auf eine feierliche Weise, um desto mehr Eindruck aufs Volk zu machen, und den Verbrecher der Gottheit gleichsam zum Opfer zu bringen. Wie leicht war es, die Ursache der Hinrichtung und der Strafe zu vergessen, und nur an das feierliche Gottesdienstliche zu denken! Wie leicht wird man auf den Einfall kommen können, die erzürnte Gottheit in ausserordentlichen Fällen durch feierliche Hinrichtung unschuldiger Menschen zu versöhnen! Und wenn ein Volk im Stande der Roheit diese Sitte angenommen hat, so wird es schwer, selbst zur Zeit der Cultur, sie abzuschaffen. Daher fielen die ältesten asiatischen Völker nebst den Aegyptiern in den frühesten Zeiten ihres Staates auf diese Opfer, und Griechen und Römer setzten sie noch zur Zeit der Aufklärung fort.

Es gab mehrere Absichten, warum man Menschen den Göttern opferte, man wollte z. B. von den Göttern Gesundheit, Sieg, oder andre Güter erhalten, und hielt gewöhnliche Opfer nicht für hinreichend. Die Gottheit verlangte das kostbarste; und was ist wol kostbarer, als das Leben des Menschen? Daher muste

Blut auf ihren Altären fließen. Der König der Dänen Haquin opferte, um Sieg von den Göttern zu erhalten, seine beyden Söhne, und die Gallier ihre Weiber und Kinder, um den Sieg über den macedonischen König Antigonus davon zu tragen. Die Griechen schlachteten dem Bacchus Omester vor dem Treffen bey Salamis acht vornehme persische Jünglinge, die sie gefangen genommen hatten, weil sie glaubten, daß Bacchus ihnen nach einem solchen kostbaren Geschenk gegen die Perser beystehen müste. Die Scythen wählten alle fünf Jahre durchs Loos aus ihrer Mitte ein Schlachtopfer, welches sie gleichsam als Gesandten der Nation an den angebeteten Zamolxis schickten, damit er die Bedürfnisse der Scythen erfahren, und ihnen abhelfen möchte *). In Pegu wirft man bis auf den heutigen Tag jedesmal, wenn man einen Tempel erbauet, die ersten Vorübergehenden in die Fundamente des Tempels, um sich durch diese Menschenopfer die Gnade der Götter zu erwerben. In Tunkin richtet man unschuldige Kinder durch Gift hin, um gute Erndte zu haben. Die Gager und Anziger, zwey Nationen auf Loango und Congo opferten eine große Menge Menschen, wovon Snellgrave selbst Augenzeuge war **).

Eben so veranlaßte auch die Dankbarkeit gegen die Götter Menschenopfer. Die Aegyptier brachten dem Nil, wenn er eine gewisse Höhe erreicht hatte, woraus man die Ueberschwemmung vermuthen konnte, eine

*) Herodot. IV. c. 94.

**) Snellgrave new Accqunt of some Parts of Guinea, und im vierten Theil dieses Werks S. 91. folg.

eine Jungfrau. Dies Menschenopfer verschwand zwar unter den ausländischen Königen, besonders unter den christlichen Kaisern; allein als kurz nach Eroberung der Araber unter Regierung des Califen Amnu der Nil nicht zur gehörigen Höhe stieg, fragte man ihn, ob man nicht nach alter Sitte eine Jungfrau in den Nil werfen sollte, er aber befahl, man solle an ihrer statt ein Gebet aus dem Coran hineinwerfen. Als ein Ueberbleibsel dauret noch unter den heutigen Aegyptiern die Sitte fort, daß man jährlich in den Nil zwar nicht eine Jungfrau, aber doch das Bild einer Jungfrau hineinwirft.

Unter allen gezwungenen Menschenopfern waren keine vorbereiteter, als solche, wodurch man Gott zu versöhnen dachte. Die Gallier tödteten ihre Frauen und Kinder *), um den Krieg glücklich anzufangen. Hadrian schafte das Menschenopfer ab, das die Cyprer dem Jupiter brachten. Die Taurier opferten der Diana alle Fremdlinge, und setzten diesen Gebrauch viele Jahre fort. In Latium brachte man dem Saturn dadurch Opfer, daß man einen Menschen von der Brücke in die Tiber warf, nachher warf man eine menschliche Figur von Binsen hinein. Man wünschte aber auch, die Geister der Verstorbenen zu versöhnen, und ihnen Diener in eine andre Welt nachzuschicken. Bey den Gräbern vornehmer Celten und Gallier pflegte man in dieser Rücksicht viele hinzurichten **). Alexander opferte zur Besänftigung des Schattens seines Va-

*) Tacit. Ann. XIII. cap. 57. Caesar VI, 17.

**) Man sehe hievon oben 3ter Theil S. 167 und 5ter Th. 282.

ters alle seine Mörder, deren er habhaft werden konnte, hin. Anfänglich versöhnte man die abgeschiedenen Seelen durch Menschenopfer. Die Amerikaner tödten und martern deswegen gefangene Feinde, um die Seelen der verstorbenen Krieger zu besänftigen. Die alten Griechen schlachteten in eben dieser Hinsicht auf den Gräbern der Verstorbenen überwundne Feinde, und diese Sitte herrschte auch noch lange in Rom, bis man nachher an die Stelle des Schlachtens der Feinde blutige Kämpfe bey den Gräbern anstellte. Mehrere Söhne des Junius Brutus ließen, statt die gefangenen Sclaven zu schlachten, sie zur Ergötzung des Volks bis auf den Tod an dem Grabe ihres Vaters kämpfen, damit der Schatten dadurch besänftigt würde, daher hießen die Fechter in den ältesten Zeiten Bustuarii.

Noch eine Ursache gab es, warum man Menschen opferte, nemlich um daraus zu weissagen. Eben darum tranken die Priester der alten Slaven das Blut der Menschen, um dadurch ihre Weissagungskraft zu erhöhen. Unter den Cimbrern gab es weissagende Weiber, die aus den Eingeweiden der getödteten Menschen oder aus dem fliessenden Blut derselben wahrsagten, und die Druiden beobachteten die Fibern der geschlachteten Menschen. In dem Tempel des Mythras zu Alexandrien schlachtete man Menschenopfer; die Christen, die in diese Geheimnisse eindrangen, fanden daselbst die Hirnschädel von Jünglingen und Greisen, die man damals geschlachtet hatte, als die Griechen aus den Eingeweiden der Menschen weissagten und Opfer brachten, um die Seelen zu bezaubern.

Die Gallier und Deutschen setzten auf die Bemerkungen, welche die Wahrsager bey der Erwürgung eines Menschen machten, ein großes Vertrauen. Sie sahen diese Beobachtungen als gewisse und untrügliche Wahrsagungen von allem demjenigen an, was ihnen begegnen würde; sie schlossen also daraus, es müßte ganz wol erlaubt seyn, nicht allein einen Gefangenen, sondern auch einen Bürger selbst zu opfern, weil sein Tod ein Mittel wäre, die Gefahr, wovon der ganze Staat bedrohet wäre, vorher zu sehen, und derselben zuvor zu kommen.

Die Gegenstände der Menschenopfer waren gewöhnlich die Kriegsgefangenen, die man schon vor der Schlacht den Göttern versprach, deswegen entledigte man sich nachher dieses Gelübdes, und opferte, was man für das Kostbarste hielt. Man hatte diese Gewohnheit in Spanien, in Gallien, in Großbritannien, und in ganz Deutschland (Strabo III. p. 155. Athon. IV. 119. Eustath. ad Iliad. XXIII. Ovid. Trist. lib. IV. Eleg. 2. V. 3. 5.). Gewöhnlich pflegte man eine Auswahl zu treffen. Einige Völker opferten sogar die Fremden, die in ihre Hände fielen. Diese barbarische Gewohnheit war in dem taurischen Chersones eingeführt, welches die alte Wohnung der Gothen war. Die Geschichtschreiber versichern insgesamt, daß man der Diana Taurica die Griechen, und überhaupt alle Fremden, welche Stürme, die auf dem schwarzen Meere häufig sind, hier an das Land geworfen hatten, opferte. Es gab Fälle, da menschenfressende Völker auf ein Mal drey bis vier tausend gefangene Feinde opferten, weil sie glaubten, darohne

keine Gnade der Götter zu hoffen. Alle neun Jahre opferte man auf Neu-Seeland neun und neunzig Menschen, neun und neunzig Pferde, und eben so viele andre Thiere. Von den Mexicanern und Peruanern ist es bekannt *), daß sie oft an einem Tage fünf bis zwanzig tausend Menschen auf die grausamste Art geopfert haben, und auf der Insel Formosa wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts noch viele tausend Kinder geopfert **). Die Phönizier, wie auch ihre Abkömmlinge die Carthager, brachten, noch 800 Jahre nach Moses Tode, dem Saturn ihre Kinder. Die vom Agathokles überwundenen Carthager brachten dem Saturn zweyhundert Knaben von den vornehmsten Familien ***), und außerdem noch dreyhundert Angeklagte, weil sie sich den Vorwurf machten, wegen der unterlassenen Opfer den Zorn des Gottes zu verdienen (Diod. Sic. XX, 14.), Plato sagt von ihnen im Minos: Ἡμεν ὀυ νόμος ἐςὶν ἀνθρώπους θύειν, ἀλλ᾽ ἀνόσιον Καρχηδόνιοι δὲ θύȣσιν. Ὡς ὅσιον ὂν καὶ νόμιμον αὐτοῖς, καὶ ταῦτα ἔνιοι αὐτῶν υἱεῖς τῷ Κρόνῳ ὡς ἴσως καὶ ἀκήκοας. Die Rhodier behielten einen Menschen, der zum Tode verurtheilt worden war, auf, bis zum Fest des Saturns, und schlachteten ihn alsdann.

Ueberhaupt muß man sich wundern, daß sich die Menschenopfer sowol in der alten als neuen Welt so allgemein verbreitet haben, und man sie selbst noch zur Zeit der Cultur beybehalten hat. In Griechenland gab es kein einziges Orakel, das nicht Men-

schen-

*) Dritter Theil S. 240.

**) Psalmanazer Description de l' Jsle Formosa, p. 43. 60.

***) Dritter Theil p. 236.

schenopfer befohlen hätte. In Rom opferte man nach Cäsars Sieg zum Ausdruck der Dankbarkeit noch Menschenopfer, und Tiberius schafte die Opfer, die man dem Saturn brachte, ab. Nero glaubte, daß man die Strafen der Götter, die ein Comet damals verkündigte, durch Vergießung des edelsten Bluts abwenden könnte; und noch im zweyten Jahrhundert, zu den Zeiten des Dionysius aus Halicarnaß, warf man jährlich an einem bestimmten Tage dreißig Menschen-Figuren in die Tiber, da man sonst in alten Zeiten eben so viele Menschen ersäuft hatte. Unter den Polen und Russen opferte man zur Besänftigung des Zorns der Gottheit Menschen, bis auf die spätesten Zeiten, und dies bis ins 983ste Jahr nach Christi Geburt.

Bald fiel auch der Mensch darauf, daß Opfer allein nicht hinreichend wären, um die Gunst der Götter zu erlangen, und für die Sünden zu büßen, daher schlug er andre Wege ein, und glaubte, durch gewiße Marter, die er sich selbst anthat, durch Fasten, Casteien, Geisseln und Entfernung von der Welt sich die Gunst der Götter zu erwerben. Die erste Idee war, daß man durch Fasten der Gottheit wohlgefälliger würde, daher sie sich alsdann herabließe, sich dem Menschen zu offenbaren, um ihm Wohlthaten zu erzeigen. Aus dieser Ursache finden wir das Fasten fast bey allen Nationen, bey den Huronen, Irokesen, Algonquinen, in Paraguay, Mexico und in ganz Amerika, auch in der alt israelitischen Religion und bey einigen christlichen Secten. Wilde Völker beobachteten es, um durch Eingebung von ihrem Gott die Lagerstätte von Wildpret zu erfahren. Bekannt

ist es von den Jongleurs in Amerika, und den Schamanen in Sibirien, daß sie nicht allein alsdann, wenn sie Geister citiren wollten, sich durch lange Fasten dazu vorbereiteten, sondern auch, daß diejenigen, die in ihren Orden wollten aufgenommen werden, sich sehr strengen Fasten und den empfindlichsten Schmerzen unterwerfen müsten. Selbst die Yucas in Peru, die Anführer des Heers und Rathgeber im Frieden seyn wollten, übernahmen zur Vorbereitung zu diesem wichtigen Amt Fasten, die oft mit Lebensgefahr verbunden waren. Eben so sehr beobachteten dieses die Juden bey den Nasiräats-Gelübden, und die Priester in Ceylon, Formosa, und fast alle südlich asiatische Völker. Die Fasten der Essener waren sehr strenge, und sie ließen sich durch die grösten Martern nicht davon abbringen, und waren gegen alle diese ganz abgehärtet.

Eben so fastete man auch, um für seine Sünden zu büssen, und den Zorn der Götter abzuwenden, wie wir dies bey Griechen und Römern, und bey allen Mönchssecten finden, und es Muhamed in seinem Coran vorschrieb. Allein die Muhamedaner in Asien und Afrika fasten zwar zum Schein im Monat Ramadan, in der That aber ruhen die vornehmsten Türken, Perser und Anhänger des Muhamedismus den ganzen Tag durch, und bringen die Nächte mit unmäßigem Schwelgen zu. Eine Secte giebt es unter den Türken, welche strenge Fasten beobachtet, sie erkennt den Cadri für ihren Stifter. Nach der Regel dieses Instituts muß ein Derwisch täglich nicht mehr als acht Unzen essen. Alle Dienstage bringen sie die ganze

Nacht damit zu, daß sie sich nach dem Schlage einer kleinen Trommel herumdrehen, wobey sie das Wort Hai wiederholen, welches soviel heißt als die Unsterblichkeit, und eine von den Haupteigenschaften der Gottheit ist. Sie verrichten diese Uebung mit solcher Heftigkeit, daß das Blut ihnen bisweilen aus dem Munde stürzt. Sie gehn stets baarfuß, und laßen sich niemals scheeren. In Tibet üben die strengsten Fasten die sogenannten Vollendeten aus. Ganz erstaunend sind die Fasten der Braminen, die oft neun Tage hintereinander fortgesetzt werden. Bey den Loangern essen einige, um die Gunst der Götter zu erhalten, gar kein Geflügel oder Wildpret, andre enthalten sich von gewissen Arten von Früchten, nemlich von Baum- und Hülsenfrüchten. Selbst unter christlichen Partheien riß das Fasten ein. Der heilige Martin fastete sieben Tage, um dadurch sein Haus von einer Seuche zu befreien, das nach seiner Meinung der Zorn Gottes getroffen hatte. Bey den Copten ißt man an Fasttagen nur ein einziges Mal, und enthält sich nicht blos von Wein und Fleisch, sondern auch von Fischen, Oel und Butter. Die Mönche der Griechen essen weder Fleisch noch frische Fische, weder Eier noch Milch und Butter, sondern allein Gemüse, und fast eben so strenge sind die Fasten der Christen in Mingrelien und Georgien.

Fasten allein war aber nicht hinreichend, man fiel auf Geisseln und Casteien. Die Baalspriester in Chaldäa zerfezten sich den Leib, und an dem Feste der Isis geisselten sich die Aegyptier, um sich dadurch als Nachahmer und Theilnehmer an den Leiden des Osiris

zu zeigen. Die Perser lassen sich von ihren Priestern geisseln, und dann von ihren Sünden freysprechen. Die Neger zerschneiden ihren Leib mit Messern, um ihre Götzen zu versöhnen und ihre Schuld zu büßen. Selbst die alten Peruaner und Mexicaner übernahmen die härtesten Büßungen und Casteiungen zur Tilgung ihrer Sünden, und ihre Priester verwundeten sich bis aufs Blut. Schon im hohen Alterthum saßen die Juden am Bußtage mit bloßen Füßen in Sack und Asche, und geisselten sich aufs Blut. Und daß diese Sitte sich zur Zeit des Mönchsthums in christliche Staaten eingeschlichen, und man darin ein Hauptverdienst setzte, ist allgemein bekannt. Im eilften Jahrhundert sah man das Geisseln als eine neue gottesdienstliche Uebung an. Der heilige Dominicus war der erste, der es aus dem Orient in die abendländischen Reiche Europens einführte. Er gieng beständig in einem eisernen Panzer, den er nicht anders ablegte, als wenn er sich geisselte. Dies trieb er so weit, daß, wenn er an einem Ort war, wo er sich nicht ganz auskleiden konnte, so geisselte er sich wenigstens an den Füßen, Hüften, im Gesicht, und am Halse. Hierin ahmten ihn viele Männer und Weiber nach. Er trug überdies vier eiserne Ringe an sich, zwey an den Hüften und zwey an den Füssen, und nachher that er noch vier andere hinzu. Man konnte sich aber auch an Andrer Stelle geisseln, und jene erhielten dadurch Vergebung der Sünden. Eine hundertjährige Buße kann durch zwanzigmalige Herbetung des Psalters unter harter Geisselung abgethan werden, denn drey tausend Hiebe mit der Peitsche wären soviel als ein Jahr Buße,

und

und 1000 Hiebe geschähen allemal bey zehn Psaltern; folglich machten 150 Psalter fünf Bußjahre aus. Im dreyzehnten Jahrhundert 1260 stand das Geißeln unter allen gottesdienstlichen Uebungen oben an, und es entstand in Italien eine eigne Gesellschaft der Flagellanten. Vornehme und Geringe, Alte und Junge, ja sogar Kinder von fünf Jahren giengen ganz nackend paarweise in Proceßion, unter großem Geschrey und mit Geisseln in den Händen, mit denen sie sich ihre Schultern blutig schlugen, in den Städten durch die Straßen. Man sah ganze Heere von Geisselnden, welche die Priester mit Crucifixen und Fahnen anführten. Frauenzimmer legten sich eine gleiche Büßung auf. Man gieng bis an den Gürtel nackend, sie geisselten sich zum Andenken der Jahre, die Jesus auf Erden zugebracht hatte 30 Jahre hindurch. Nachher entstand 1349 aufs neue eine Gesellschaft Flagellanten. Es kamen nemlich zwey hundert aus Schwaben nach Speier, welche einen Anführer und zwey andre Meister hatten, denen sie allen Gehorsam leisteten. Vor der Kirche stellten sie sich in einen Kreis, zogen sich aus, und entblößten sich so, daß sie nur eine Art von Hosen, die bis auf die Fersen gieng, anbehielten. Hierauf traten sie in den Kreis, und nachdem sie herumgegangen, warfen sie sich Einer nach dem Andern zur Erde nieder, dann giengen die erstern vorbey und berührten diese sanft mit ihren Geisseln, bis diese aufstanden und weggiengen, und sich unterdessen selbst mit ihren Geisseln peitschten, welche mit Knoten und vier eisernen Spitzen versehen waren *). Mit be-

*) Fleurys Kirchengeschichte Th. XIII. S. 500. 501.

besondrer Begierde nahm man sie zu Speier auf, sie nahmen für sich besonders keine Allmosen, sondern nur, um dafür Fackeln und Fahnen zu kaufen. Sie hatten Geisseln an ihren Gürteln hängen, und trugen vorn und hinten auf ihrer Kleidung, die schwarz war, und an ihrer Mütze ein rothes Kreuz. So weit kann Schwärmerey in der Religion gehen, wenn sie nicht durch Nachdenken geleitet wird!

Ausserdem glaubte man noch durch Entfernung von der Welt, durch Enthaltung alles Genusses der Liebe, durch schlechte Kleidung, und daß man in dunkle und elende Hütten kroch, und allen Freuden entsagte, sich bey der Gottheit beliebt zu machen. Aus diesem Gesichtspunct muß man die Entstehung aller Mönche, Eremiten und Einsiedler betrachten, die es in allen Religionen gab. Man besuche die alte und neue Welt, und man wird sie in beyden finden.

Das Volk Gottes, die Israeliten, sind selbst nicht frey von diesem Fanatismus. Man sagt, daß, nach der ersten Zerstörung des Tempels, Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet wären, und hier ihr Leben in Beschaulichkeit zugebracht hätten, weil sie den öffentlichen Gottesdienst nicht ausüben konnten. In der Folge der Zeit glaubte man, man bringe ohne Tempel und Altäre in steter Ruhe der Seele und des Herzens Gott ein wohlgefälliges Opfer. Kamen hiezu noch pythagoreische *) Grundsätze, so muste dieser Glau-

*) Pythagoras fand mit seinen Lehren schon frühen Beifall, da sein Grundsatz war, man müsse die Seele entkörpern, um zu einem nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen.

Glaube noch mehr Eingang finden. Soviel bleibt ausgemacht, daß die Essäer eine jüdische der Einsamkeit und der Beschaulichkeit sich widmende Secte gewesen sind, die ihr Leben in steter Ruhe zubrachten, und sich durch Aegypten, Syrien und Palästina verbreiteten. Die strengsten und nicht zahlreichen Essäer schmachteten in ägyptischen Wüsten, und führten da ein stilles und hartes Leben, um Gott mit voller Fassung des Geistes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Palästina wohnten, und sich auf vier tausend beliefen, seufzten unter dem Joch jüdischer Ceremonien. Von ihnen waren die Therapeuten verschieden, die nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolemäus Philadelphus sich in Aegypten, vorzüglich in Alexandrien, ausbreiteten. Sie entfernten sich ganz von dem mosaischen Gesetz, studirten nach dem Pythagoras die Methaphysik, Astronomie und Dichtkunst, und wohnten größtentheils auf dem berühmten Berge von Nitrien *a*). Ich rede hier nicht von der neuplatonischen Philosophie, welche Schwärmerey, vorzüglich im *dritten* Jahrhundert, ins Christenthum brachte, spreche nicht von den Mönchsorden, die in folgenden Jahr-

a) Die Essäer theilten sich selbst in zwey Partheien: 1) die contemplativische: welches eigentlich die Lehrer waren, die bloß mit Betrachtung, Beschaulichkeit und Gebet für die übrigen ihr Leben hinbrachten. 2) Die practische, die nur einige Uebung täglich beobachtete, zwar eine strenge Lebensart führte, aber doch heirathen, und in bürgerlicher Gesellschaft leben durfte.

Joh. Joach. Lange diss. de Therapeutis et Essaeis 1725.

Jahrhunderten entstanden *b*), und aus Aegypten besonders vom heiligen Antonius *c*) ihren Ursprung hatten, sondern beweise nur, daß es in allen Religionen Menschen gegeben hat, die sich von der Welt entfernten, und die Tugend in dem Zurückziehn in sich selbst suchten. Die größere oder mindere Anzahl solcher Menschen wird bloß durch Clima, Zeitalter, und herrschende Meinung bestimmt. Schon Democrit zu Abdera, im Jahr der Welt 3628, war ein Einsiedler, und Indien und Aegypten wimmeln von Einsiedlern. Ver-

b) Die Verfolgungen der Christen unter den Kaisern waren wol die ersten Veranlassungen dazu; so war Paulus, der der Verfolgung des Decius entgieng, der erste christliche Einsiedler, aus Theben gebürtig. cf. Cassianus.

c) Antonius war ein ägyptischer Bauer, der sein ganzes Vermögen von 150 Morgen Landes verschenkte, und in die Einsamkeit sich begab. Seine Wohnung war ein Grab; auch hierin hatte er steten Streit mit dem Teufel, so daß man ihn für todt aus seinem Grabe in die Kirche des nächsten Dorfes trug; aber kaum kam er in der Kirche zu sich selbst, so verlangte er wieder in sein Grab getragen zu werden, augenblicklich war der Teufel wieder da. Antonius gieng darauf im fünf und dreyßigsten Jahr über den Nil, und fand da ein altes Casteel, wo er vom alten Brodt, das man ihm alle halbe Jahr brachte, lebte. Der Zug zur Einsamkeit nach ihm ward immer stärker, und so bevölkerte er die Wüste rund um sich her. Qualis vero iisdem temporibus Antonius monachus in solitudine Aegypti fuerit, qui manifeste daemonibus reluctatur, et ipse technas et certamina eorum expertus est, et quomodo hic multa portenta ediderit, superfluum fuerit, ut per nos dicatur.

Socrat. Hist. Eccles. Lib. I. cap. 21.

Verschieden sind ihre Beschäftigungen nach ihren verschiednen Climaten; in Europa bauet sich der Einsiedler einzelne Zellen, casteiet seinen Leib, und lebt fast allein von Kräutern. In Indien sitzt sein Bruder nackt in einem Aschenhaufen, mit gefaltenen Händen über dem Kopf, oder mit ausgestreckten Armen, so daß er alle Empfindung verliert, oder thut Wallfahrten mit großen Ketten *). Andre halten einen Fuß in die Höhe, stehen mit dem andern auf der großen Zehe, halten beyde Arme empor, und betrachten mit unbeweglichen Augen zwischen vier Gefässen voll Feuer die Sonne. Andre erscheinen nackt vor dem Volk, und lassen sich von den Weibern ihre Schaamtheile küssen, um zu zeigen, daß sie alle Empfindlichkeit verloren haben **), und im Stande der Unschuld leben. Das Volk hält sie für Heilige, und wetteifert, ihnen zu essen zu bringen, und, damit diese Heiligen aus ihrer Stellung nicht verrückt werden, die Bissen in den Mund zu stecken. Merkwürdig zu lesen ist, was Sonnerat sagt, indianische Büssende verlassen ihre Güter und Familien für ein elendes Leben. Sie dürfen nichts von Hausrath, haben als einen Lingam, den sie beständig anbeten, und ein Tigerfell, worauf sie schlafen. Sie zerfleischen sich auf die heftigste Art, und achten die

*) S. II. Th. p. 46.

**) Car si le peuple, qui vient leur faire ses adorations, s'appercevoit, qu'ils eprouvassent le moindre mouvement de la chair, il les ergarderoit comme des infames et finiroit par les lapides. *Sonnerat* Voyages en chine et aux Indes, Eine Abbildung von diesen Fakirs findet man in Chardins Reisen.

die größten Martern noch zu klein für den Himmel. Palästina hat seine Essäer, und Aegypten seine Anachoreten, in Syrien finden wir einen Säulenheiligen, den Simeon *), der nachher seine Anhänger und Nachfolger fand. Dieser verließ als ein Schäferjunge von dreyzehn Jahren seine Heerde, und begab sich in ein strenges Kloster; mit diesen Büssungen aber nicht zufrieden, erwählte er sich einen Berg nicht weit von Antiochien zu seiner Wohnung. Er stieg auf eine Säule, die er allmählig von neun Fuß zu funfzig über die Erde erhob. Hierauf lebte er dreißig Jahr in der größten Hitze und stärksten Kälte. Gewohnheit und Uebung machten ihn hiezu geschickt, so daß er sogar verschiedne Stellungen auf der Säule annehmen konnte; bald betete er aufrecht, mit seitwerts ausgestreckten Armen, in der Figur eines Kreuzes, noch lieber aber bog er sein elendes Skelet mit der Stirne zu den Füßen. Ein neugieriger Zuschauer, der gesehn hatte, daß er 1244 Verbeugungen nach einander machte, hörte auf zu zählen. Endlich endigte ein Geschwür im Schenkel sein Leben, er bekümmerte sich darum nicht, und starb ruhig auf seiner Säule. Diese ward nach seinem Tode canonisirt, und Evagrius sahe bey ihr einen großen Stern. Er erzählt auch, daß viele andre den

*) Man sehe hievon den 2ten Theil p. 20. Erst im zwölften Jahrhundert verlosch bey den Morgenländern diese mystische Schwärmerey, im Occident hatte sie keinen Fortgang, denn die Bischöfe ließen die Säule niederreissen, auf der ein lombardischer Mönch mit Namen Wulfilaik im Jahr 591 in der Gegend von Trier diese mystische Uebung versuchte.

den lange verstorbenen Luftheiligen mit einem großen Bart, um die Säule herumflattern gesehen, auf welcher er ehedem so sonderbar eitel und kindisch in der Luft schwebte.

Auffallend ist es, dergleichen Schwärmer in allen Religionen anzutreffen. Aegypten ist das Vaterland von Schwärmern und Mönchen, hiezu trug das Clima und Temperament viel bey. Die stets große Hitze und brennende Mittags-Winde brachten ein unthätiges Leben hervor. Trübsinnig und zur Melancholie geneigt waren die Aegypter nach allen Nachrichten, die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat. Dieses brachte bey ihnen die Anachoreten hervor, die in Einöden, Klüften, Zellen und Höhlen flohen. Noch jetzt giebt es in Aegypten unter den Türken solche gottesdienstliche Personen, sie bestehn aus drey Classen. Die erste Classe bedient die Moscheen; die zweyte besteht aus Mönchen, die, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klöstern wohnen; die dritte Classe besteht theils aus abgeschiedenen in Einöden lebenden, und dem Himmel ganz im Geist dienenden Anachoreten, theils aus wandernden Heiligen. Fünf tausend Mönche lebten schon frühe in dem nitrischen Gebirge. Im vierten Jahrhundert stieg die Anzahl der in großen Klöstern wohnenden Mönche und Nonnen in Aegypten auf mehr als sechs und neunzig tausend. Unzählbar waren die Mönche in kleinern Mönchswohnungen, und die Einsiedler. Auch in den Städten Aegyptens waren die Mönche häufig. Oxyrinchus im thebaischen Gebiet enthielt 20000 dieser heiligen Männer,

und 20000 heilige Jungfrauen *). Noch jetzt giebt es dergleichen muhamedanische Schwärmer in Aegypten, die Europäer nennen sie Santons; die Araber Siech. Sie sind mit einem ganz feinen Hemde bekleidet, und durchwandern Städte, Flecken und Dörfer. Sie erlauben sich bey den Frauenzimmern alle Freiheit. Brodt, gebratenes Fleisch und andere Eßwaaren ergreifen sie nach Belieben; die Verkäufer danken dem Himmel für diese Ehre. Begegnen sie einem Weibe, so nehmen sie dieselbe sanft und höflich bey der Hand und ergötzen sich dann vor aller Menschen Augen auf cynische Weise. In Japan gab es viele Schwärmer, die sich nach dem Muster ihres Lehrers des Siake bildeten **). Nach der Meinung der Japaneser verschwindet die Sinnlichkeit, wenn man die Beine übereinander legt, die Hände vor die Brust hält, und die Spitzen der Daumen an einander. In dieser Stellung fand ihr Lehrer die tiefsten Geheimnisse der Religion, und die Kunst künftige Dinge vorherzusagen. Er erhielt bald viele Anhänger. Auf dem Wege von Meako nach Jndo siehet man, auf einem einzigen Berge, nicht weniger als dreytausend Tempel. In Meako zählt man zwey und funfzig tausend, ein hundert und sechs und neunzig Geistliche. Seit 1200 Jahren blühet der Orden der Jammabos (S. II. Th. p. 68), die eigentlich bestimmt sind, für ihre Götter und die Religion ihres Landes zu fechten. Allein auch sie leben eremitisch, doch erleichtern sie sich ihr Leben, indem sie zuweilen von ihren hei-

li-

*) Zimmermann von der Einsamkeit I. Th. p. 331.

**) Siehe den zweiten Theil dieses Buchs S. 70.

ligen Bergen herabsteigen, und sich täglich im kalten Wasser baden.

In Indien sind die ältesten Einsiedler die Braminen oder Gymnosophisten *), die schon zu Pythagoras Zeiten lebten. Einige Lehrer gaben dem Jüngling Unterricht in der Kunst, die Einsamkeit ertragen zu können, mit dem sechs und zwanzigsten Jahre war sein Noviziat geendigt, und dann kehrte er zur Welt zurück. In spätern Zeiten aber verfehlte man den Zweck, so daß eine Secte von ihnen öffentliche Heuchler und schaamlose Wollüstlinge waren, sie hiessen Gioghis oder Joguis (S. II. Th. p. 24). Nach ihrer Regel sollen sie die Welt fliehen und ein einsiedlerisches Leben führen, ungekleidet gehn, und dabey immer in tiefe Betrachtungen versenkt seyn. Sie geben gänzliche Fühllosigkeit vor, nicht nur gegen den Schmerz, sondern auch gegen die Wollust. Abraham Roger **), der sich 10 Jahr an der Küste von Coromandel aufhielt, erzählt Folgendes: zum Beweise ihrer Unempfindlichkeit stellen sich diese Heiligen nackt auf einen Säulenfuß an die Teiche, wo die Indianerinnen aus Religion sich baden. Die nackten Weiber bringen in der Reihe diesen nackten Heiligen Gruß und Anbetung, indessen da diese auf eine fürchterliche Weise ihre Augen verdrehen, und nicht die allergeringste Spur von Empfindsamkeit äussern. Ausser diesen giebt es in Indien noch Fakirs von verschiedner Lebensart, man rechnet die Anzahl der muhamedanischen Fakire von Indien auf achtmal hundert tausend, und die

*) S. II. Theil p. 17.

**) Eine Anzeige seines Buchs S. II. Th. p. 5.

Anzahl der heidnischen auf zwölfmal hundert tausend (S. II. Th. p. 46.). Sie lassen ihre Haare in Zöpfen bis an die Waden herunter hängen, und gehen in Procession, alle sind nackend; einige sind mit Keulen bewafnet, andre zieren ihre Schultern mit gedörrten Tiegerhäuten. So wandern sie durch die Städte und Dörfer, bis alles Volk zusammenläuft. Einige machen die wunderbarsten Sprünge, andre erfüllen die Luft mit ihrem Geschrey, andre geben sich Convulsionen. Dies alles geschieht bey Tage, des Nachts nimmt einjeder das erste Weib zu sich, das er findet, um sich für den Tag zu entschädigen *). Bernier **) sah in Dehli einen Fakir, dem Aurengzeb bey Todesstrafe verboten hatte, sich nackt auf den Strassen zu zeigen; allein der Fakir unterließ es nicht, sondern ließ dafür sich den Hals abschneiden.

So bestimmten Sonnenhitze, Blut und Nerven den Character des schwärmenden Indiers. Und woher soll man diesen allgemeinen Hang, durch ein abgesondertes Leben von andern Menschen sich zu unterscheiden, anders erklären, als durch die falschen Begriffe von Tugend und Frömmigkeit, die diese Völker hatten? Clima und Nervenbau vermehrte sodann noch den allgemeinen Fanatismus des Menschengeschlechts; daher war dieser Hang zur Schwärmerey in Asien und Afrika stärker, als in Europa, weil das Blut des Asiaten schwerer ist, und mehrere Galle hat, und daher zur Melancholie führt. So kann man es sich denn auch erklären, warum die Gesetze der morgen-

*) Chardin Voyages en Perse.

**) Bernier lettre touchant les superstitions des Indous.

genländischen Kirche viel härter waren, als die Gesetze der abendländischen, und warum man in China, Indien, und Aegypten größere Heerden von Mönchen fand, als in Europa. Wie hätte sonst ein Foe in China sich einen Anhang von 80000 Schülern erwerben können, da er Grundsätze vortrug, die dem Menschen befohlen, sich ganz in sich zurückzuziehn? Der Mensch soll nach seiner Lehre sich bemühen, dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts, aus welchem alle Dinge entstanden, und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesen gleichförmig zu werden. Unser unveränderliches Gesetz soll seyn, nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden, kurz alle unsre Sinne sollen für uns unbrauchbar seyn; je mehr wir unser eigenes Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher wären wir der höchsten Vollkommenheit. Hätte ein solcher Vortrag wol in einem andern Lande, als in China, Beifall finden können, wo Melancholie und Aberglauben sich wechselseitig die Hände boten? Die Sinne des Nordländers wurden zu sehr durch Kälte geschärft, als daß er auf ein so müssiges und schwärmerisches Leben hätte verfallen können. Sein Land war zu unfruchtbar, und bot ihm nicht so leicht die Früchte dar. Es bedurfte vieler Cultur und Fleiß, und so ward seine Einbildungskraft durch nüzliche Arbeiten hinreichend beschäftigt. Selbst sein Clima verstattete ihm nicht, solche Uebungen vorzunehmen, wie die Fakirs in Indien, und seine Nerven waren zu

fest gebauet, um an dergleichen Gauckeleien Vergnügen zu finden. Doch blieben die nördlichen Länder nicht ganz vom Mönchthum frey. Diese Wucherpflanze verbreitete sich über die ganze Erde, nur fand sie nicht allenthalben gleiche Nahrung. So ein strenges Ansehn und gute Absichten die Fasten und die Entfernung von der menschlichen Gesellschaft in ihrer ersten Entstehung hatten; so arteten sie doch bald aus, und man fand unter den Eremiten oft die grösten Wollüstlinge, so wie noch jetzt die spanischen und portugiesischen Mönche in Amerika sich öffentliche Beischläferinnen halten. Im Mittelalter herrschte die gröste Barbarey unter den meisten Mönchen, und die griechischen Mönche werden schon in denn Bann gethan, wenn sie nur andre als heilige Bücher in die Hände nehmen.

Verehrte man in den ältesten Zeiten die Gottheit durch Opfer, so waren auch gewisse Personen nöthig, welche die Aufsicht darüber hatten und die Opfer besorgten; dies waren anfänglich Opferdiener, die nachher den Namen Priester bekamen. Fast alle Völker, worunter der Fetischendienst herrschte, die Wogulen und Neuseeländer ausgenommen, hatten Priester. Bey aufgeklärten Nationen waren sie Beobachter der heiligen Ceremonien und Aufbewahrer der heiligen Sagen. Lehrer des Volks sind die Priester erst in neuern Zeiten geworden, als die Religion nicht in Gebräuchen sondern in Lehren bestand. Bey mehrern Völkern waren die Priester geheiligte Menschenräuber, die auf den Altären das Blut der Menschen verspritzten. Man denke an die Druiden der Gallier, welche, dem Teutates zu Ehren, Menschen in Weidenkörben verbrannten;

ten; an jene carthaginensischen Augurer, welche die Kinder ihrer Suffeten der glüenden Statüe des Saturns in die Arme warfen; an jene persischen Magier, die Staat und Priesterschaft zugleich würden zertrümmert haben, wenn ihnen nicht Einhalt geschehen wäre; an jene ägyptischen Priester, welche die rothhaarichten Menschen auf dem Grabe des Osiris schlachteten; an jene Priester der Yncas, die ganze Heerden von Menschen opferten. — In den ältesten Zeiten war der Character eines Priesters und eines Königs in eine Person vereinigt, der König brachte selbst das Opfer, so wie noch jetzt der Kaiser in China fürs ganze Volk opfert. Als aber die Anzahl der Götter, Tempel und Opfer zunahm; so konnte der König nicht mehr alle diese Geschäfte verwalten, und hier schied man das Rauchfaß vom Scepter. Romulus und Numa ernannten mehrere Classen von Priestern, die ihnen einen Theil ihrer Priester-Geschäfte abnahmen. Spuren von dieser alten Einrichtung fanden sich noch in dem Opferkönig zu Athen und Rom. Nicht allein aber, daß die Priester Opfer brachten, sondern sie pflegten auch daraus zu weissagen, und aus den Bewegungen der Thiere und ihren Eingeweiden Glück und Unglück vorherzuverkündigen. Man hielt es für eine unglückliche Vorbedeutung, wenn Opferthiere heftig brüllten und sich sträubten, oder die Leber im Thier krank war. Daher war es Hauptbeschäftigung der Priester, sorgfältig auf die geringsten Umstände bey den Opfern Achtung zu geben. Ausserdem rühmten sie sich eines genauen Umganges mit der Gottheit und göttlicher Offenbarungen, und sie glaubten daher, künftige Dinge

vorhersagen zu können. Jeder Mensch wünscht, die Zukunft zu erfahren, und zwar um desto mehr, wenn er noch nicht recht aufgeklärt ist. So lange der Mensch noch durch keinen äussern Drang auf die Zukunft geleitet wird, so lange sieht er nur blos auf das Gegenwärtige, und bekümmert sich um die Zukunft gar nicht. So wenig er für seinen Unterhalt auf den folgenden Tag sorgt, und zufrieden ist, wenn er für heute Speise hat; so wenig fragt er nach, was ihm Morgen begegnen wird, er lebt unaufmerksam, und läßt die Zukunft für sich selbst sorgen: erst Beobachtung der Erfahrungen macht ihn aufmerksam auf die Zukunft. Aber oft mangelt es ihm an Kenntnissen, um aus der Erfahrung richtige Resultate zu ziehn. Er geht deswegen zu Männern von großem Verstande, Einsichten und scharfem Blick, die auch die entfernten Folgen der Dinge einsehn können, und läßt sich von ihnen die Zukunft sagen. Je entfernter nun die Ursache liegt, desto größer wird ihr Ansehn, und, um sich noch größeres Zutrauen zu erwerben, werden die klügsten der Nation einen Umgang mit der Gottheit selbst vorgeben; auf diese Art entstehn Wahrsager und Weissager unter den Völkern. Sehr bald werden sich diese zu Priestern aufwerfen, und nun aus dem Fluge der Vögel, aus dem Begegnen gewisser Thiere, aus Loosen und Würfeln, aus dem Geräusch des Feuers und aus dem Steigen des Rauchs die Zukunft vorhersagen. Propheten machten bey den Aegyptiern eine eigne Zunft von Priestern aus, diese hatten den Vorsitz in Gerichtshöfen. Manetho war ein berühmter Priester und zugleich Archivarius des ganzen Ordens.

Auch

Auch unter den Israeliten fehlte es nicht daran, sie scheinen nach der damaligen Lage der Welt nothwendig zu seyn, daher auch von Zeit zu Zeit einige unter ihnen aufstanden. Man erkannte ihre Göttlichkeit daran, daß sie keine fremde Götter einführten, und die Schicksale des israelitischen Volks vorher verkündigten, sie durften aber keines falschen Ausspruchs überführt werden, sonst zweifelte man an ihrer Göttlichkeit. Man sieht daher aus dem ganzen Geist des Zeitalters, daß Propheten solche weise Männer waren, die sich durch ihre Kenntnisse von andern unterschieden, und mit einem Adlerblick das Gegenwärtige umfaßten, um daraus die Folgen zu ahnden. Sie entdeckten daher Wahrheiten, worauf der gewöhnliche Mensch wahrscheinlich erst spät würde gekommen seyn. Durch diese Männer redete die Gottheit mit den Menschen, und suchte ihnen, wenn sie tief gefallen waren, dadurch wieder aufzuhelfen.

Unter den Athenern hießen einige Priester μάντεις, und die Lacedämonier gaben ihren Königen einen Augur zum Beisitzer. Die Römer hielten viel auf Auspicia, um daraus zu weissagen, und unternahmen darohne nichts; die Priester, die darüber gesetzt waren, standen in dem größten Ansehn, und Cäsar selbst übernahm das Oberpriesterthum. Unter den Mexicanern und Peruanern weissagten die Priester aus dem Herzen der geschlachteten Menschenopfer, die sie rauchend gegen die Sonne hielten.

Die Würde der Priester entstand auf verschiedne Art, denn bald hielt man die Priester für lebende Götter oder für Abkömmlinge von Göttern, wie die Priester unter den Peruanern, den Natches, Bagotanern

und Floridanern: bald stammten sie aus königlichen Familien ab, die einmal vom Thron gestürzt waren, denn in den ältesten Zeiten war das Rauchfaß mit dem Scepter verbunden, nur das Ansehn der Familie als Priester blieb, die königliche Würde aber ward ihnen geraubt. Der Dalailama in Thibet besitzt das gröste priesterliche Ansehn, das nur einer haben kann, und stammt aus einer sehr berühmten alten Familie her. Die Verfassung des Landes ruhet auf dem kaiserlichen Hohenpriesterthum, der oberste Besorger weltlicher Geschäfte ist nur Statthalter des obersten Priesters. Der Dairi in Japan war eigentlich der geistliche Oberherr, und der Kubo sein weltlicher Diener, bis dieser die Herrschaft an sich riß, und jenen zum bloßen Schatten machte. Bald suchten Könige bey einigen Familien Schutz, wenn auswärtige Eroberer oder einheimische Aufrührer sie von ihrem Thron verdrängen wollten, und bemühten sich, diese zu gewinnen, und aus Dankbarkeit für geleistete Dienste gaben sie ihnen die Priesterwürde erblich. So hatten die Leviten mit dem Degen in der Hand einige gefährliche Empörungen unter dem Volk gestillt, und bekamen daher das Priesterthum erblich. Der Stammvater der Braminen war Vezier eines ihrer alten Könige Krischens, und zeichnete sich durch seine persönliche Tapferkeit aus. Daher bekam er und seine Nachkommen das Priesterthum, und die Braminen wurden die erste Caste in Indien.

Die Zauberer wollen die Kunst besitzen, Krankheiten zu heilen, böse Geister auszutreiben, und abgeschiedne Seelen hervorzurufen, um von ihnen die Zukunft

kunft zu erfahren. Sehr selten findet man bey den Wilden Priester, sondern sie alle halten Jongleurs, die sich durch Gauckeleien und Zaubertrachten vom Volk unterscheiden, und die man in der alten und neuen Welt antrift *).

Unter diesen Umständen muste nothwendig das Ansehn der Priester und Zauberer groß seyn. In Aegypten sah man sogar Priester zu verschiednen Malen selbst den Thron besteigen. Heliopolis war der Mittelpunkt dieser mit dem Thron wetteifernden Macht. Hier hatten sie Palläste, die mit den Pallästen der Könige wetteiferten. Diese Haupstadt von Delta war fast allein von den Dienern des Osiris bewohnt. Hier empfingen sie die Fremden, die haufenweise aus Asien und Europa kamen, um sich in die Geheimnisse ihrer Lehre einweihen zu lassen. Als die Residenz der Pharaonen nach Memphis verlegt wurde, folgten ihnen die Priester, sie ließen in ihren Proceßionen einen Scepter vor sich tragen, der dem Scepter der Könige gleich war. Hiemit aber nicht zufrieden, machten sie sich selbst zu Königen; dies geschah nach der sechsten Dynastie, da das Priestercollegium zu Memphis das Signal zur Rebellion gab. Die Priester setzten 24stündige Regenten, und auf diese Weise konnte das ganze Priestercollegium zum Thron kommen. Unter der eilften Dynastie machten sich die Diener zu Theben die Erlöschung der königlichen Familie zu Nutzen, und stifteten eine neue Dynastie, worin jeder Regent zwey Jahre herrschte. Noch in den folgenden

*) Von ihnen ist weitläuftig im fünften Theil gehandelt worden.

den Zeiten drückten diese Usurpateurs Aegypten 154 Jahre lang mit einem eisernen Scepter. In solchem Ansehn musten die Priester bey den Aegyptiern stehen, denn sie waren die Erzieher des Erbprinzen, und die Rathgeber des Königs. Sie hatten dadurch, daß sie den dritten Theil des Landes ohne Abgaben besassen, den grösten Theil der Einkünfte von Aegypten, und konnten sich dadurch einen großen Anhang verschaffen. Sie erschienen immer als Träger der Thiergottheiten, und blendeten die Augen des Volks selbst durch ihren Anzug, sie machten den Staatsrath der Könige aus, und ohne ihre Hülfe und Beifall unternahmen diese nichts *). Auch in Persien waren die Priester Rathgeber der Könige und hatten Antheil an der Regierung, sie waren Lehrer des Kronprinzen, und flößten ihm also gleich solche Grundsätze ein, wodurch sie ihren Orden in Ansehn erhielten, und ihre Macht beym Antritt seiner Regierung nicht verloren. Die höchste Ehrfurcht mußte der künftige Regent gegen die Lehren des Zoroasters haben, weil sie die Geheimnisse der Religion enthielten, denn auf den Ansehn des Zoroasters beruhete zugleich auch das Ansehn der Priester. Hätte man die Unechtheit der zoroastrischen Schriften beweisen können, und wäre er nicht der gröste Prophet unter den Persern; so hätte das Ansehn der Priester sinken müssen, und sie würden nicht mehr als Rathgeber der Könige sich allgemeine Ehrfurcht erworben haben. Jeder Priester sucht sein Ansehn auf die Schriften zu gründen, woraus er seine Lehren vorträgt, oder seine Gebräuche einrich-

tet.

*) Man lese hierüber den Diodor nach.

tet. — Solche heilige Bücher sieht er gleichsam als Götzen an, denen er Weihrauch streuen muß, wenn seine Macht und seine Einkünfte sich nicht vermindern sollen. Daher läßt sich der Priester, er heisse Bramine, Cazike oder Fetisseros, er sey Anhänger, von welcher Gottheit er auch wolle, lieber das Leben nehmen, als sich um das Ansehn heiliger Bücher bringen.

Die indischen Priester, die Braminen, machten den Adel der Nation aus, sie durften sich nicht mit den andern Casten vermischen *), sie waren nicht allein die einzigen Lehrer der Jugend, sondern oft wirkliche Fürsten in Hindostan, angesehene Rathgeber von Königen und Fürsten. In Congo tritt der Hohepriester den Befehlshabern ganzer Provinzen, die er bestätigt, als seinen Sclaven, auf den Hals, niemals kann er eines Verbrechens wegen, selbst nicht einmal von Königen, gerichtet werden. Dem allen ohngeachtet darf er keines natürlichen Todes sterben, wenn er gefährlich krank wird, so wird er seiner übrigen Heiligkeit unbeschadet von seinem Nachfolger erwürget. Selbst die Fetisseros in Africa wissen sich ein so großes Ansehn zu verschaffen, daß selbst Könige ihre Freundschaft suchen. Der Priester auf der Goldküste wird als ein Halbgott verehrt. Der erste Anführer in Loango ist auch zugleich der erste Oberpriester und Zauberer. In Wihdah erweist man dem Oberpriester oft noch größere Ehre als dem König, er besitzt die Würde eines Grossen des Reichs, und das Priesterthum ist seiner Familie erblich. Die Priester unter den alten deutschen und nordischen Völkern besassen mehr Gewalt über das

Volk,

*) Dritter Theil S. 142.

Volk, als selbst die Könige, ihnen war die Rache als ein Vorrecht der Gottheit anvertraut, und daher waren bey den nordischen Völkern die Priester allein ihre Richter. Ein Wink von ihnen setzte das Kriegsfeuer in Glut, und besänftigte den wütendsten Kriegshelden, ihr Befehl endigte die Schlacht und ließ die Waffen niederlegen.

Ihr Ansehn ward auch dadurch vermehrt, daß sie allein Besitzer der Wissenschaften waren, in Aegypten machten sie den Orden der Gelehrten aus, und eben durch ihre Kenntnisse wusten sie den Staat und das Volk zu leiten. Dies konnten sie um desto leichter, weil sie allein in den Staatswissenschaften Unterricht gaben, und alle große Staatsmänner ihre Schüler waren. Selbst im mittleren Zeitalter, als Unwissenheit und Barbarey allgemein eingerissen waren, erhielten sich die Wissenschaften allein noch bey den Mönchen, die deswegen das Volk zu tyrannisiren wusten; und ihr Ansehn so weit trieben, daß ein Oberpriester an der Tiber, Hildebrand genannt, Kaiser und Könige vom Thron stieß und andre darauf erhob. So pflegten auch die Priester sich eines unmittelbaren Umganges mit der Gottheit und einer göttlichen Eingebung zu rühmen. Und verdient der Mann nicht alle Ehrfurcht, der diese Vorzüge genießt? Ist es nicht billig, daß er an der Regierung des Staats Theil nimmt? Daher wusten die römischen Priester alle Staatsgeheimnisse, und konnten jedes Unternehmen des Feldherrn befördern oder auch hindern. Und darf man sich wundern, daß viele dieses Ansehn gemisbraucht haben? Sie, die zu nichts bestimmt waren,

als

als Opfer den Göttern zu bringen, Aussöhner der Verbrechen zu seyn, und für die Erhaltung der Statüen der Gottheiten zu sorgen, wurden Mitregenten des Staats. Der blödsinnige Pöbel hielt sie für Ausleger der Zukunft und der Sprache der Götter, und gehorchte ihnen mehr, als den Königen. Dabey konnte es denn den Priestern nicht an Schwärmerey fehlen. Die samnitischen Weiber auf einer Insel am gallischen Ufer, die den Bacchus verehrten, und die Orgien feierten, wurden ganz von Wuth hingerissen, und zerrissen in dieser den Agathon und Orpheus. Auf diesem Eilande, das sie bewohnen, soll ein Tempel seyn, dessen Dach jährlich einmal an einem dazu bestimmten Tage früh abgedeckt und alsdann noch vor Untergang der Sonne wiederum zugedeckt seyn muß. Eine jede dieser Priesterinnen muß hiezu die Ziegel herbeybringen, und in so fern sie etwas davon fallen läßt, so wird sie sogleich von den übrigen zerrissen, die die zerfleischten Stücke ihrer Mitschwester unter beständigem Evanrufen zum Tempel tragen, und damit nicht eher aufhören, bis die auf sie ruhende Wuth des Bacchus sich gelegt hat. Bey den Scythen waren die Kapnobaten auch eine Art fanatischer Mönche (Strabo IV und VII.), und wir finden fast in allen Religionen dergleichen Schwärmer, vorzüglich unter dem weiblichen Geschlecht. Die Griechen hatten bey vielen gottesdienstlichen Gebräuchen diesen Fanaticismus mit den Barbaren gemein, so wie überhaupt bey den Mysterien aller Völker viel Schwärmerey herrschte, und eben hiedurch die Religion erhalten wurde und der Priester sein Ansehn bekam. Unter diesen Umständen muste es den

Priestern nicht schwer werden, sich Reichthümer zu erwerben, besonders in solchen Ländern, wo Aberglauben herrschte, und das Volk reich war. Die Mollah der Türken besitzen viele liegende Gründe, Gold, Silber und Edelgesteine. Reich sind die Pagoden in Tunkin und Siam, wo die Priester, als gehörig zum Hofstaat, um dem Tempel wohnen. Die Jongleurs hatten die Kunst erfunden, unter der ärmsten Nation, den Californiern, reich zu werden. Die Derwische in Persien sind die Sümpfe, worin alle Reichthümer des Landes zusammenfließen. Crösus schenkte den Priestern des Apollo zu Delphi eine große Summe Geldes. Im Mittelalter wusten die Priester der Christen unter dem Vorwande der Religion die Güter der reichsten Privat-Personen an sich zu ziehn, und man verschenkte auf dem Sterbebette sein ganzes Vermögen, um nur aus dem Fegefeuer errettet zu werden, und in den Himmel zu kommen.

Die Druiden wohnten, mit ihren Weibern und Kindern, in den Heiligthümern *). Dieses war nothwendig, damit sie beständig im Stande waren, denen Antwort zu ertheilen, welche sie von der Gottheit verlangten, und welche der Gottheit Opfer schlachten wollten. Weil sie von der Gesellschaft anderer Menschen entfernt waren, so wurden sie dadurch um soviel ehrwürdiger; man sahe sie als Leute an, die beständig im Umgang mit der Gottheit wären. Diese Priester standen bey ihnen im grösten Ansehn, denn sie besorgten die öffentlichen und Privat-Opfer; sie erklärten es, was dieser oder jener Traum, dieser Flug des Vogels zu bedeuten

*) Pelloutier Religion der Celten 1 B. 4 B. p. 60.

ten habe. Hiezu kam noch: ihre Gewalt, Strafbare in Ketten zu legen, Leibesstrafen auszuüben, und Lasterhafte hinzurichten; ihr großer Einfluß in den Staat, weil ohne ihren Willen nichts durfte ausgerichtet werden.

Bey den wilden Nationen vereinigt sich in der Person des Priesters auch der Zauberer, der durch allerhand Blendwerke das Volk zu täuschen suchte. Man pflegte die Wissenschaft, die darin bestand, daß man Dämonen auf seinen Befehl konnte zu seinem Dienst brauchen, Magie zu nennen; sie entsprang daraus, daß man alles mit Geistern angefüllt glaubte. Auf diese Meinung kam man dadurch, daß man aus Unkunde der Natur die Dinge nach sich beurtheilte, und hierin gewisse verständige Wesen finden wollte, die bald Glück, bald Unglück brächten. Man richtete deswegen seine Bitte an sie, und als diese nichts halfen, so verfiel man bey heftigen Gemüthsbewegungen auf andre Mittel, auf gewisse Ceremonien: erfolgte von ohngefähr ein glücklicher Ausgang, so schrieb man es dem Mittel zu. Der natürliche oder göttliche Beruf zur Zauberwürde offenbarte sich nach dem Urtheil aller mongolischen Völker in einer frühern und ungewöhnlichen Geneigtheit zu ekstatischen und epileptischen Anfällen. In Sibirien giebt es Schamanen-Familien, die sich edler und verehrungswürdiger, als gemeine Zauberer, dünken, weil ihre Würde und alle dazu erforderlichen Anlagen in ihnen erblich sind, und sich viele Zeugungen hindurch vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt haben. Wenn aber die Zauberer in Sibirien sowol als in Amerika und Afrika in ihren eige-

nen Kindern die gehörigen Gaben nicht antreffen, so wählen sie zu ihren Schülern und Nachfolgern solche, in welchen sie frühe Proben von ekstatischen und epileptischen Anwandlungen bemerken *). Solche Kinder oder Schüler von Schamanen und Jongleurs bringen es in wenigen Jahren durch den Unterricht und die Beyspiele ihrer Lehrer, am meisten aber durch die langen Fasten und die betäubenden Tränke, welche sie aushalten und saufen müssen, so weit, daß sie bey den geringsten Anlässen in Ekstasen fallen. Carver war bey der Einweihung eines jungen Zauberers gegenwärtig, wo der alte Jongleur oder Hierophant, der ihn einweihen und aufnehmen sollte, nach den fürchterlichsten Zuckungen, auf den Einzuweihenden etwas einer kleinen Bohne ähnliches zuwarf, von welchem er vorhergesagt hatte, daß es den Jünger wie todt zur Erde niederwerfen würde. Der junge Mann wurde kaum von diesem Zauberwerk getroffen, als er, gleich einem von Bliz gerührten, sinnlos zu Boden fiel. Der Alte schrieb diese Ohnmacht der plözlichen Wirkung des ihm eingehauchten oder eingeworfenen Geistes zu. Die gröste Schwierigkeit besteht darin, daß sie, ihrer Zufälle ohngeachtet, doch sich ihres äussern Zustandes bewust sind; dies sieht man, weil sie Worte ausstossen, die auf die an sie gethanen Fragen Beziehung haben. Von der großen Anstrengung aber kommt es, daß die meisten Schamanen im Alter blödsinnig werden, oder auch ihr Gesicht verlieren, welche Blindheit sie aber dem abergläubischen Volke nur noch ehrwürdiger macht. Auch unter den amerikanischen Jon-

*) Meiners Schriften.

Jongleurs sind manche, die sich nicht gerne oft, nicht einmal durch reichliche Belohnungen, zum Jongliren bewegen lassen, weil sie durch ihre Ekstasen heftig angegriffen werden. Eben daher konnte man zur Pythia in Griechenland keine andre als eine Person aus dem niedrigsten Pöbel erhalten, und die Priester sahen darauf, daß die künftige Wahrsagerin schon eine natürliche Anlage zu Ekstasen haben muste. Daß es noch jetzt Zauberer unter den Tartarn, Lappen, Samojeden und andern sibirischen Völkern giebt, ist jedem, der Reisebeschreibungen gelesen hat, bekannt.

Sehr verschieden dachten die Völker, wenn es auf den Begriff von Seele ankam; und hier entschied gewöhnlich der Grad von Cultur, worauf sie standen. Sonderbar ist es, daß unter sehr vielen, sogar unter rohen und wilden Völkern, sich Spuren hievon finden. Nur freilich war der Begriff sehr verschieden nach der Beschaffenheit der Lebensart, der grössern oder mindern Wildheit und Unwissenheit. Allgemein dachte man sich ein Principium, das vom groben Körper verschieden war. Vielleicht war die Veranlassung, auf den Begriff von Seele zu verfallen, diese: der Mensch bemerkt bey sich Bewegung, Empfindung, Selbstbewegung, also Leben. Er sieht, daß bey dem Tode diese Bewegung aufhört, und daß das Leben den Körper ohne dessen gänzliche Zerstörung, ja ohne merkliche äußere Veränderung mannigmal verläßt; daraus schließt er, es müsse in ihm etwas vom Körper verschiedenes wohnen, welches ihm Bewegung, Empfindung und Leben mittheilt, und durch dessen un-

sichtbare Entfernung sich dies alles verliert, und dieses Wesen nennt er Seele. Er bemerkt, daß dies mit dem Odem in genauer Verbindung steht, deswegen denkt er sie sich unter dem Bilde des Hauches und des Odems; und daher kömmt es, daß fast alle Völker die Benennung der Seele von dem Hauch, dem Winde und der Luft hergenommen haben. Dies Wesen ist von einer feinern Materie, als die sichtbaren Körper, denn es kann große Reisen in Geschwindigkeit machen, plötzlich daseyn, und wieder verschwinden, welches doch dem groben Körper unmöglich ist. Es stirbt und vergeht nicht mit dem groben Körper, sondern trennt sich von demselben beym Tode, und schwebt alsdann als ein Luftbild, das aber die ganze Gestalt des vorigen Körpers, der es bewohnte, noch beybehält, aber ohne alle Solidität. Dies blosse Schattenwesen behält nach seiner Trennung von groben Körpern eben die Neigungen, Gesinnungen, Leidenschaften, Kenntnisse und Beschäftigungen, die es im Leben gehabt hat *). Je aufgeklärter eine Nation war, desto feiner pflegte sie sich auch die Seele zu denken. Der philosophische Begriff von einem Geist läßt sich bey den wilden Völkern nicht erwarten. Der Wilde erklärt den Geist blos für einen feinern Körper, und schreibt daher jedem ihm unerklärlichen Phänomen in der Natur, und allen Dingen in der Welt, die mehr Kräfte als er besitzen, ja sogar den Werken der Kunst **), eine Seele oder Geist zu.

Da-

*) Man sehe den fünften Theil. S. 61.

**) Die Wilden in Florida beteten das französische Wapen an, welches die Franzosen als Besitznehmer des Landes errichtet hatten.

Daher legen sie ihren Flöten, ihren Kesseln und Toback Seelen bey. Wie weit ist die Erklärung des Plato von der Seele, von dem Begriff, den der Ostiak davon giebt, verschieden! Aehnlich sind sich beyde darin, daß sie dieselbe für ein Wesen halten, das von dem Körper könne getrennt werden, sonst aber gehn sie weit von einander ab. Von diesem Wesen aus subtilerer Materie glaubten nun die meisten Völker, daß es nicht untergehn könnte, und daher war Fortdauer nach dem Tode der allgemeine Wahlspruch der Menschheit, den wir selbst bey wilden Völkern antreffen. Finden wir hiezu nicht Beweise in der Geschichte der meisten Völker? Reinigten nicht die Hindostaner die Körper, um in jener Welt desto größerer Glückseligkeit zu genießen? Warum legte der Tscheremisse ins Grab ein Stück Brodt, und der Beltire einen Sack mit Grütze, ein Gefäß mit Fett, die Ueberbleibsel von gedörretem Fleisch, ein Beil, eine Reitpeitsche, einen Sattel, Bogen und Köcher, wenn sie nicht beyde ein Leben nach dem Tode erwartet hätten, worin man dergleichen Dinge gebrauchte? Die Neger in Sierra Leona tragen, nach Finch's Bericht, alle Tage frisches Wasser auf die Grabhügel der Verstorbenen *). Diese Gewohnheit ist, nach Beschaffenheit der Umstände, mehr oder weniger roh. Nach Champlain begraben die Wilden um Quebec mit dem Verstorbenen seine ganze Habe, Kessel, Feuergeräthe, Beile, Bogen, Pfeile, Kleider u. s. w. Die Neger an der Goldküste geben ihm das Hausgeräthe mit, dessen er sich hier bedient hat; auch Palmwein, wenn er

*) Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker p. 368.

den Wein geliebt. Auf den Philippinen macht man neben das Grab des Verstorbenen eine zwote Grube, welche man, wenn es eine Mannsperson ist, mit ihren Kleidern und Waffen, und mit Hausgeräthe und Werkzeugen anfüllt, wenn es eine Frauensperson ist. Die Neger pflegen sich sonst überhaupt damit zu begnügen, daß sie des Verstorbenen Bogen, Köcher und Spieß an einen Pfahl aufhängen. Die Liefländerin legt einen Faden und eine Nadel auf die Bahre ihres verstorbenen Mannes; sie würde sich gar zu sehr schämen, wenn er sich in der andern Welt mit zerrissenen Kleidern zeigen müßte. Die Bauern in Curland geben dem Verstorbenen Geld mit; sie glauben, sie würden im künftigen Leben Noth leiden müssen, wenn sie nicht ihren Unterhalt bezahlen könnten. Die Tunkinesen stopfen gleichfalls den Mund reicher Personen mit Gold- und Silberstückchen aus. Die Ostiaken begraben sie mit Töpfen und Löffeln, damit sie, wenn sie allenfals von den Göttern zum Essen nicht eingeladet werden sollten, keinen Hunger leiden möchten. Die Lappen geben dem Verstorbenen blos eine Axt, einen Feuerstein und Stahl ins Grab mit, damit sie sich Feuer anmachen mögen. Andre nordische Völkerschaften stellen ihre Schuhe hin, damit sie in jener Welt mit festen Tritten fortgehn können. Dem Könige von Asem gab man einen Elephanten, zwölf Kameele sechs Pferde, und eine Anzahl von Jagdhunden mit, damit es ihm an gar nichts fehlen möchte. Der Ostiake opfert eine Menge Rennthiere, und der Kamtschadale eine Menge Hunde bey dem Grabe seiner Anverwandten, weil er glaubt, daß sie auch in jener Welt

die-

dieser bedürften. Die alten Deutschen verbrannten mit den Todten zugleich ihre Streitäxte, Bogen, und die besten Pferde, auch werfen sie wol Briefe ins Feuer, damit die Todten sie an ihre verstorbenen Freunde bringen sollten. Warum machte der Neger ein kleines Loch oben im Dach in seiner Hütte, für die widerkehrenden Seelen; warum setzte er Speise und Trank hin, als damit die Seelen stets etwas zu essen finden mögen? Was sollten sonst die jährlichen Leichenbegängnisse bey den Japanesen anzeigen, was die Todtenfeste bey so vielen andern Völkern, was die prächtigen Gastmähler der Hindus und die reich besetzten Tafeln für die abgeschiedenen Seelen, wenn mit diesem Leben alles aufhörte? Hätte der Aegyptier nicht geglaubt, daß die Seele des Apis nach dem Tode fortdaure, so würde er nicht so viele Kosten auf das Begräbniß des Apis verwandt haben. Man trift in Aegypten noch häufig Catacomben an, worin man eine Menge Mumien von Vögeln und andern Thieren findet, die eben so sorgfältig einbalsamirt sind, als die Menschen. Nicht nur bloß das Einbalsamiren der Todten bey den Aegyptiern, sondern auch das Aufbewahren der Leichname bey den amerikanischen Völkern sind redende Beweise für den Glauben an ein Leben nach dem Tode. Diese pflegen, sobald der Mensch gestorben, ihn zu waschen, mit Oel zu bestreichen, und sein Gesicht mit einer Art Schminke zu bemahlen, damit man die Todtenblässe nicht sehen kann. Die Caraiben, Chilienser und andre *) Völker dörren die Leiber ihrer verstorbenen Befehls-

*) S. P. Herrepin Voyage de la Louisiane p. 94.

haber in der Luft, damit ihr Geist stets um sie schwebt. —

Am meisten scheint mir das Verbrennen der Todten, und der Weiber, Sclaven und andrer Dinge bey dem Grabe, für den Glauben an ein Leben nach dem Tode zu beweisen. Jenes erstere geschah, um die Körper desto sicherer und reiner in jene Welt zu bringen; letzteres aber, damit vornehme Personen Bediente in jener Welt zur Aufwartung hätten, und es ihnen an nöthigen Dingen nicht fehlte. Schrecklich war es, wenn es so weit gieng, lebendige den Todten zu Ehren zu erwürgen. Bey den Quojas und andern Negervölkerschaften werden Sclaven, welche man eine Zeitlang mit köstlichen Speisen gefuttert, erwürgt. In Loanda richtet sich die Anzahl der Schlachtopfer nach dem Stand und Reichthum der Verstorbenen.

Wenn das Haupt der Natches starb, so musten seine Amme, wenn sie noch lebte, alle seine Wachen, und eine unbestimmte Menge von Unterthanen ihren Fürsten jenseits des Grabes begleiten, um ihm in dem Lande der Seelen eben die Dienste zu erweisen, als hier auf Erden. Ein ähnliches Gefolge erhielten alle Weiber von der regierenden Familie, die in diesem Leben, ausser der unumschränkten Gewalt über die Unterthanen, eine gleiche Macht über ihre Männer ausübten. Die gröste Begleitung nach dem Tode erhielt die Mutter des künftigen Nachfolgers des Regenten, die auch bey ihren Lebzeiten am meisten verehrt wurde. Ein glaubwürdiger Reisender, Charlevoix *), war

*) Charlevoix Journal Historique d'un Voyage de l'Amerique septentrionale à Paris 1774. 4. p. 421.

war selbst Zeuge, daß der älteste Sohn dieser vornehmsten Frau seinen eignen Vater erwürgt, damit er der Mutter in die andre Welt folgen möchte. In gleicher Absicht befahl die älteste Tochter der Verstorbenen den Eltern von zwölf Kindern, daß sie die letztern der Fürstin zu Ehren erwürgen möchten. Die Eltern thaten dieses nicht nur mit der grösten Bereitwilligkeit, sondern trugen auch ihre todten Kinder vor dem Leichnam der Prinzessin her, und liessen sie von zehn Schritt zu zehn Schritt fallen, damit die Träger die zarten Körper zermalmen, oder in unförmliche Klumpen zusammentreten könnten. Ausser diesen Kindern wurden endlich noch vierzehn andre Personen von ihren nächsten Anverwandten erwürgt; und diese letztern Schlachtopfer bereiteten sich mehrere Tage lang mit eben der Sorglosigkeit und sogar Fröhlichkeit zum Tode, wie zu einem Freudenfeste, vor. Auch wurden sie von ihrer ganzen Verwandschaft begleitet, die stolz darauf waren, daß Personen aus ihrer Familie die Erlaubniß erhalten hatten, mit ihrer Fürstin zu sterben. Manche baten Fürsten oder Fürstinnen schon zehn Jahre vor ihrem Tode um die Ehre, ihnen in die andre Welt folgen zu dürfen, und diejenigen, denen diese Gefahr widerfuhr, musten selbst den Strick verfertigen, womit sie dereinst erdrosselt werden wollten. Nach dem Tode eines Fürsten der Taeucas erwürgte man seine erste Frau, seine ersten Hausbediente, und zwanzig von seinen Unterthanen *). Die Otaheiter sammlen die vergossenen Thränen in Stückchen von ihrem Zeuge, und bringen diese dem Verstorbenen dar. Auf ei-

*) Meiners historisches Magazin.

einer von den ladronischen Inseln feiert man alle Jahr ein Trauerfest; die Nachbaren, die sich dabey einfinden, werden durch das Trauermahl herbeygelockt. Des Nachts stimmt man ein Klagegeschrey an, den Tag aber bringt man mit Trinken zu. Man erinnert sich des Wandels und der Thaten des Verstorbenen; man rühmt seine Stärke, seinen Wuchs und Schönheit. — Die Neger in Monomotapa erweisen den Gebeinen ihrer Anverwandten wöchentlich einmal einen Dienst, indem sie weisse Kleider anziehn, und ihnen allerley Speisen vorsetzen. — Die Trauerceremonien werden von den Negern an der Goldküste, zwölf Jahre nach ihrem Tode, wiederholt! Die Weiber trauren von neuem, und stellen sich so betäubt und niedergeschlagen an, als sie am ersten Tage ihres Witwenstandes waren *). Würde alles dieses wol geschehen seyn, wenn man nicht ein Leben nach dem Tode erwartet hätte?

Völker, welche weder Sclaven noch Bediente tödteten, glaubten, die Frau müsse ihren Mann in die andre Welt begleiten. Diese Sitte breitete sich vorzüglich im Orient aus, wo das andre Geschlecht sehr vernachläßigt wird. Am häufigsten wurde diese Sitte an der Küste von Coromandel und Malabar ausgeübt. Gerne wünscht man bey der Person, die man verloren hat, zu bleiben, und nur etwas erhitzte Einbildungskraft bringt diesen Wunsch zur Ausführung. Als im Jahr 1668 ein vornehmer Tartar in Pecking starb, so erbot sich eine von seinen Beyschläferinnen, die erst sieben=

*) Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker p. 367. 370.

siebenzehn Jahr alt war, dazu, und zwar wider Willen ihrer Eltern. Navarette versichert, er habe gesehn, daß ein Vicekönig von Canton auf seinem Sterbebette die geliebteste unter seinen Frauen ersuchte, sie möchte ihn doch auf der Reise, die er nun antreten werde, nicht verlassen. Die Frau versprach es ihm, und erhenkte sich.

Man trug alles bey, diese Gewohnheit zu erhalten. Die Amerikaner berauschten die Weiber und Sclaven, welche auf den Gräbern der Caziken geopfert wurden, durch starke Getränke. Die Morgenländer verschluckten Tobackskugeln, tranken darauf ein Glas Wasser, geriethen in Raserey, und fühlten also die Schrecken des Todes nicht. In Indien gab man dem Weibe, das den Scheiterhaufen besteigen wollte, Betel. Rom verwandelte diese Mordthaten in Schauspiele. Bekannt sind die feierlichen Spiele der Griechen *) und Römer, die bey dem Grabe ihrer Helden gehalten wurden, wie bey dem Grabe des Miltiades und Timoleon, und schon in den ältesten Zeiten bey dem Grabe des Patroclus und Oedipus. Als der jüngere Scipio das Leichenbegängniß seines Vaters und Oheims feierte, kamen aus allen Gegenden Spaniens die edelsten und tapfersten Krieger zusammen, und kämpften gegen einander, um dadurch das Anden-

*) Man bestimmte solche Fechterspiele in den Testamenten, wie die Bruti Spiele verordneten bey dem Grabe ihres todten Vaters. Valerius Maxim. l. II. c. 4. §. 7. Die Anzahl der verordneten Gladiatoren oder Bustuarii stieg oft auf zwanzig. Auch bey den alten Deutschen waren sie gewöhnlich. Tacitus de moribus Germanorum c. 27

denken der gefallenen römischen Feldherren zu ehren, und zugleich die Tapferkeit ihrer Nationen zu beweisen (Liv. XXVIII. 21). Selbst unter den Wilden fanden solche Spiele statt, da der Befehlshaber einen Stock unter das Volk warf, den einjeder zu erhalten suchte, um den Preis davon zu tragen.

Die Morgenländer pflegten auf das Grab eine Taube als ein Symbol der Seele zu setzen, oder einen Schmetterling, dessen sich noch die jetzigen Dichter als Sinnbild der Unsterblichkeit bedienen; man findet dergleichen Abbildungen noch oft auf alten Urnen.

Die amerikanischen Völker glauben, daß die Seelen der Verstorbenen eilen, damit sie in das Land ihrer Voreltern kommen mögen, woraus sie sich nicht wieder zurückwagen, weil sie auf dem Hin- und Herwege viel ausstehen müßen. Etwas von der Seele bleibe noch im Grabe, und daher müsse dieses vor Räubern und Zauberern gesichert werden. Diese Ehrfurcht für die Gräber der Verstorbenen trift man bey allen Nationen *), und der aufgeklärte Grieche konnte nicht mehr Ehrfurcht dafür haben, als der wilde Irokese.

Auffallend ist es dem nachdenkenden Mann immer, daß, bey so großer Verschiedenheit der Völker, sowol in Absicht ihrer Bildung, Erziehung und Lebensart, als auch ihrer Geisteskräfte, doch die meisten den leb-

haf-

*) Die Gräber waren bey den Alten so heilig, daß auf ihre Entweihung eine Strafe gesetzt war. Cicero l. 3. de legibus. Poena fuit Solonis lege constituta, si quis bustum aut violasset aut dejecisset.

haftesten Wunsch haben, nach ihrem Tode fortzudauren, und die Unsterblichkeit eines Wesens, das in ihnen ist, lehren. Der allgemeine Wunsch, daß mit dem Tode nicht alles aussеyn mögte, der bey zunehmenden Kenntnissen in den Angelegenheiten des Lebens immer größer wurde, erhob sich mit der Zeit zu einer Hofnung, und der Mensch dachte sich in der Folge nach und nach Gründe, die ihm diese Hoffnung wahrscheinlich, wo nicht gar gewiß machten.

Der Mensch wünscht sich Unsterblichkeit, das Leben hier auf der Erde scheint ihm zu kurz zu seyn. Der Kessel, worin Aeson wieder verjüngt wurde, beweist, wie alt diese Sehnsucht ist. Zu dem Ende bildete man die Seele aus einer äusserst subtilen Materie; ja man machte sie unzerstörbar, und nun zweifelte man an dieser Lehre gar nicht mehr. — Einige wilde Nationen scheinen diesen Lehrsatz durch Tradition bekommen zu haben, und weil ihr Verstand nicht aufgeklärt war, so waren auch in diesem Stücke ihre Begriffe sinnlich. Andre Völker wurden durch Nachdenken hierauf geleitet. Die Raupe, die vor ihren Augen erstarb, und zum Schmetterling ward, muste sie zuerst auf die Möglichkeit führen, daß auch ihnen ein veränderter Zustand bevorstehen könne. Die Betrachtung, daß in der Welt alles nach einfachen Grundgesetzen erfolgt, ließ auch ein Aehnliches in Absicht des Menschen erwarten. Nichts in der Welt ist umsonst, nichts überflüßig, nichts mangelhaft; und der Mensch sollte allein in die Reihe der Dinge gesetzt seyn, um in ein völliges Nichts wieder zu versinken? So wäre ja die Weisheit Gottes Unmündigkeit eines Kindes, das

sich

sich ein Kartenhaus aufbauet, bloß um sich eine Zeit= lang kindisch darüber zu freuen, und damit zu spielen, und nun am Ende etwas zu haben, das es wieder umstossen konnte. Nein der Mensch ist zu wichtigern Absichten da — mit diesem Leben ist nicht alles aus, es giebt noch eine Zukunft. Man legt ein Saamenkorn in die Erde, es stirbt, d. h. es hört das auf zu seyn, was es war, und indem es als Korn stirbt, ist eben die Verwesung Verwandlung zu einem vollkommeneren Zustande. Es entwickelt sich ein Halm, der Blüte, Blätter und Aehren hat. — So führte die Natur den Menschen zum Nachdenken über seinen künftigen Zustand, und weil das große Buch der Natur vor den Augen aller Völker aufgeschlagen liegt, so finden wir diese Lehre auch fast in allen Religionen.

Es gab aber auch noch einen andern Weg, wodurch vorzüglich wilde Völker auf die Meinung von einem Leben nach dem Tode geführt wurden, nemlich durch Träume und Visionen. Hierin erschienen ihnen gewisse Personen, wovon sie wusten, daß sie nicht da waren. Ueberhaupt wirken Träume auf wilde Völker stärker als auf gesittete. Der Franzose Le Beau, der sich unter den Irokesen aufgehalten, erzählt: daß sie so fest an die Wahrheit und Wirklichkeit ihrer Träume glauben, daß, wenn ein Wilder im Traume von jemand beleidigt und geschlagen wird, er alsdann denjenigen eben so herzlich hasse, und für seinen Feind halte, als wenn er wirklich von ihm beleidigt wäre, ja daß er vermögend sey, demjenigen nach dem Leben zu stehen, der ihm im Traume nachgestellt hätte. —

Der

Der Engländer Carver schreibt, daß, wenn sich die Wilden zu einer gewissen gemeinschaftlichen Jagd anschicken, sie vorher ein strenges Fasten halten, insonderheit, um ihrem Vorgeben nach desto freier träumen zu können, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey *).„ Der Wilde schreibt den Zustand seiner Empfindungen der Einwirkung äusserer Objecte zu, und eben deswegen bezieht er seine Träume und Visionen gleichfals auf äussere Objecte. Nun sieht er seine verstorbenen Verwandte, Freunde und Feinde, woran er im Wachen dachte, auch gewiß oft in seinen Träumen, zumal da seine Phantasie weit lebhafter ist, als bey gesitteten Völkern. Da nun Träume und solche Erscheinungen Wahrheit und Realität bey ihm haben; so müssen diese seinen Wünschen und Ahndungen von einer Fortdauer nach dem Tode die gröste Gewißheit geben. Hiezu kommen nun noch seine sinnlichen Begriffe, die er von einem Geist hat, da er sich die vom Körper getrennten Geister als schwebende und hüpfende Luftbilder dachte, die die ganze Gestalt des Menschen, alle besondern Merkmale, wodurch er sich unterschied, bis auf Verwundungen, Verunstaltungen und Verstümmelungen des Körpers, die er etwa erlitten hatte, ja sogar seine gewöhnlichen Stellungen in diesem Leben nur nicht

*) Cicero de divin. l. II. 119. Pythagoras et Plato, locupletissimi auctores, quo in somnis certiora videamus, praeparatos quodam cultu et victu proficisci ad dormiendum jubent. Wer findet hier nicht auffallende Aehnlichkeit bey scharfdenkenden Philosophen und wilden Völkern?

nicht Festigkeit hatte, grade so wie er ihm im Traum erschienen war.

Wie konnte der Wilde nun glauben, daß mit dem Tode alles aussey? Solche Luftgeister lassen sich sehen und hören, aber wenn man sie umarmen will, so schwinden sie in die Luft, und man umarmt einen leeren Schatten *).

Je aufgeklärter die Nation war, je helldenkendere Köpfe sie hatte; desto aufgeklärter war auch in diesem Stück ihr Begriff, und daher entstehen die verschiednen Abänderungen dieses Lehrsatzes bey so verschiednen Völkern nach ihrer verschiednen Cultur und Denkungsart, da man sich bald mehr, bald minder vortheilhafte Vorstellungen von dem Zustande und Aufenthalte nach dem Tode machte.

Hier äussern ebenfalls Clima und Lebensart ihren großen Einfluß. In heissen Ländern setzte man das höchste Vergnügen in Ruhe, daher war das Paradis des Muhamed ein Wohnsitz der Ruhe und der Wollust, ganz gemäß den Wünschen seiner Landesleute. Der indische Gesetzgeber Foe gieng noch weiter, und setzte die Seligkeiten des künftigen Lebens in dem Genuß einer vollkommenen Ruhe und Unthätigkeit. Die Gottlosen müsten den Frommen in jenem Leben aufwarten, Lasten

trac

*) So läßt Virgil dem Aeneas seine verstorbene Gemahlin erscheinen, und sogar vernehmliche Worte reden.

Haec ubi dicta dedit, lacrimantem, et multa volentem
Dicere, deseruit, tenuesque recessit in auras.
Ter conatus ibi, collo dare brachia circum,
Ter frustra comprensa manus effugit imago,
Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

Aeneid. l. II. v. 790.

tragen, und andre Arbeiten verrichten, dies war nach seinen Begriffen die härteste Strafe. In gemässigten Erdstrichen denkt man mehr an geistige Vergnügungen, an Musik und Seelen-Freuden. Plato und seine Schüler dachten sich den Himmel, als bestünde er aus Harmonie und Wohlklang. Gott, als der erste Beweger, sey hievon der Grund, und die Seele könne erst alsdann, wenn sie sich zu den Sphären hinaufgeschwungen hätte, diese göttliche Musik hören, welche die Schönheit des Weltgebäudes bevestige, und die Glückseligkeit der Götter vollkommen mache. Zu solchen hohen Begriffen kann freilich das Volk nicht steigen, allein es ist doch Glaube mehrerer Völker, daß im Himmel Musik seyn werde.

Am häufigsten hielt man jenes Leben für eine Fortsetzung des jetzigen. Amerikanische Wilde glauben nach dem Tode in ein Land überzugehn, wo sie auf die nemliche Art wie hier leben, jedoch ruhiger und unter glücklichern Umständen. Einer der neuesten Reisebeschreiber der Engländer, Carver, erzählt einiges davon. Er redet von den Nadovessiern, und sagt: sie zweifeln keinesweges an einem zukünftigen Leben, aber sie glauben, daß sie ähnliche Beschäftigungen, doch mit weit wenigerer Mühe und Arbeit, haben, und in eine reizende Gegend kommen werden, wo ein stets heitrer und unbewölkter Himmel, und ein immerwährender Frühling herrscht; wo die Wälder mit Wild, die Seen mit Fischen angefüllt sind, die sich ohne alle Mühe fangen lassen, und daß sie überhaupt in dem größesten Ueberflusse und Vergnügen leben werden. Freuden der Seele kennen sie nicht, und diese gehören

daher auch nicht in ihren Plan von Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden dort, eben so wie hier, nach Verdienst ausgetheilt. Der geschickte Jäger, der tapfere Krieger erhält einen größern Antheil davon, als der Träge und Feige *). In einer pathetischen Anrede, welche er die Indier an einen eben Verstorbenen halten läßt, heist es unter andern: damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hofnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen. Die tapfern Germanen, Cimbrer und Gallier versetzten ihre Kriegshelden, die sie für die glücklichsten Menschen auf Erden hielten, in die Volhalla, wo sie mit dem Kriegsgott Odin die herrlichsten Gastmahle genossen. Der Aufenthalt der Seligen war ein Schauplatz kriegerischer Uebungen und geselliger Trinkgelage; dies lehrte der scythische Gesetzgeber Zamolxis und der sächsische Odin. Jeder dachte sich die Glückseligkeit des Himmels nach seinen Begriffen. Der sonderbarste ist wol der Himmel der Brasilianer **); denn als einst ein Beichtvater einem Brasilianer in der Stunde des Todes durch die Verheissungen der Freuden des Himmels kräftigen Trost einsprechen wollte, so machte dieser nicht eher Eindruck bey ihm, als bis er die beruhigen-

*) Carver's Travels p. 303.

**) Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika, herausgegeben von Murr S. 572.

gende Antwort auf die Frage erhalten: ob denn auch Sand im Himmel wäre?

Der Wilde versetzte den Aufenthalt der Seelen bald in einen weitläuftigen mit Wildpret angefüllten und von fischreichen Bächen gewässerten Wald; bald verlegte er ihn in eine freie, aber mit Viehweiden reichlich versehene Landschaft. Ueberhaupt suchte man diejenige Beschäftigung im Himmel, die man auf Erden für die angenehmste hält, der Wilde findet sie in Gesang und Tanz, denn dies sind seine größten Vergnügungen *). Einjeder dachte sich den Himmel als einen glücklichen Aufenthalt, wo er seine Lieblingsneigungen befriedigen konnte. Die Einbildungskraft nahm ihre Richtung von den verschiedenen Bedürfnissen und Neigungen, und wirkte daher bey den Völkern verschieden. Die Aegyptier, Gallier und alten Britten stellten sich den Zustand nach dem Tode als eine Wohnung auf den Inseln der Seligen vor; und von dieser Vorstellung finden wir schon Spuren beym Moses und im Hiob. Die Celten versetzten die glücklichen Inseln an die brittischen Küsten. Fast alle alte Völker bestimmten die Inseln zum glücklichen Aufenthalte der Seligen. Die Aegyptier begruben darauf ihre Todten. Hier hatte die Todtengöttin ihre Tempel; daher hieß derjenige, der die Todten überfuhr Charon, und noch jetzt hat man die Charons-See. Die Aegyptier hatten sogar in den Pyramiden Inseln.

*) Welche angenehme, reizende, aber doch sehr sinnliche Vorstellung vom Paradies sich die Mauren machen, sehe man in ihrer Religionsgeschichte. S.

Die Gräber der Könige waren erhaben, und rundherum ein Graben, der mit dem Nil in Verbindung stand.

Kein Volk der alten Welt dachte sich das Todtenreich in einer finsteren, melancholischen Gestalt, als die Hebräer, — sie sahen den Tod als einen König der Schrecken an, und das Sterben schien ihnen ein Hinsinken ins öde Nichts. Bald reden sie von den Strömen Belials, bald von einer Nacht und Grausen. Welche traurige Vorstellung macht sich nicht ein David vom Unterreich, er stellt es sich als gedankenlos vor, da man alles vergesse, da man auch Gott nicht einmal gedenken könnte. Wahrscheinlich kam dies aus den Vorstellungen Mosis, der diese Lehre ganz vorbey ließ, und vorbeylassen konnte, weil es allgemeiner Volksglaube war, daß Frömmigkeit hier in der Welt durch Glück und Wohlstand belohnt wird *), in den nachherigen Zeiten, aber wahrscheinlich nach der Denkungsart andrer Völker, sich angenehme Bilder, und Anspielungen auf die Inseln der Seligen sich einmischten. Eben so traurig schildert uns Ossian den Zustand der abgeschiedenen Seelen; wie klagt er über sein hülfloses verlassenes Alter, über den frühen Tod seiner Söhne! Schien vielleicht diesem Caledonier der Zustand der Seelen deswegen traurig, wegen ihres Man-

*) Höhere Bewegungsgründe zur Tugend, die über die Grenze dieses Lebens hinausgehn, waren bey solchem Volke noch nicht nöthig und nützlich, darum beruht die Sanction der Gesetze Mosis nicht aufs künftige und ewige, sondern auf gegenwärtige und zeitliche Belohnungen und Strafen.

Mangels an körperlicher Stärke, worin sonst der nordische Held seine gröste Glückseligkeit setzte, oder weil sie nun in einen Stand der Ruhe versetzt wurden, der ihnen sonst so gehäßig war?

In den ältesten Zeiten trennte man Tugendhafte und Lasterhafte noch nicht, sondern die Seelen kamen nach dem Tode an einen gemeinschaftlichen Ort. So bedeutete Hades bey den Griechen anfänglich nichts als den Ort nach dem Tode, ohne Rücksicht auf Glück oder Unglück. Nachher aber bestimmte man die elisäischen Felder für die Seligen, den Tartarus aber für die Lasterhaften. Die Seele erhielt nemlich nach dem Tode von den drey Richtern, Minos, Aeacus und Rhadamant ihr Urtheil; eine Idee, die sie von den Aegyptiern scheinen entlehnt zu haben, bey denen ein feierliches Gericht über die Todten Sitte war, dem sich selbst die Könige nach ihrem Tode unterwerfen musten. Hierauf musten sie entweder die durch ihre Verbrechen verdiente Bestrafung in den verschiedenen Stuffen des Tartarus erdulden, oder sie empfingen die ihrem Wohlverhalten gemässe Belohnung in den elisäischen Feldern, oder wol gar in dem Himmel selbst, wenn sie sich durch ihre Heldenthaten unter die Zahl der Helden und Halbgötter erhoben hatten. Alte Dichter lassen wol nur gar die Schatten in die Hölle. So sagt Ulysses beym Homer, daß er des Herkules Schatten in den elisäischen Feldern gesehn hätte, er selbst aber sey im Himmel gewesen. Die Griechen übergaben ihr Schattenreich einem besondern König oder Gott der Hölle, und bildeten allmählig ein solches Lehrsystem, wie wir es im sechsten Buche der Aeneide fin-

finden: vergleicht man dieses mit dem eilften Buch der Odyssee, so findet man deutlich, wie dürftig und einfältig der erste Anfang dieser Fabellehre war, und was für ein weitläuftiges, künstliches und philosophisch scheinendes System mit der Zeit daraus geworden ist. Auf das Volk machte dieses System wol einigen Eindruck, allein den Weltweisen muste es bald verdächtig werden. Hätte jenes System schon Kraft genug gehabt, und wäre es nicht auf mehreren Seiten zweifelhaft geworden; so wäre jene Unterredung Sokrates in dem Phaedon des Plato ganz unnütz gewesen. Sokrates fand sich durch Vernunftgründe von der Gewißheit eines zukünftigen Lebens überzeugt, und glaubte, daß das Schicksal des Menschen nach dem Tode seinem gegenwärtigen Betragen gemäß entweder glücklich oder unglücklich seyn werde. Er hielt es für wahrscheinlich, aber noch nicht ausgemacht, daß der Umgang mit andern seligen Geistern einen Theil jenes glücklichen Zustandes ausmachen werde, daß aber die Seele des tugendhaften Mannes zur Gemeinschaft mit der Gottheit zurückkehren werde, um, mit ihm vereinigt, auf ewig in ihrer Gesellschaft beglückt zu seyn; dies hatte für ihn die überzeugendste Gewißheit (Plat. Apolog. Socratis c. 32).

Virgil glaubte, daß die Seelen nach ihrem sittlichen Verhalten belohnt und bestraft werden, oder sie kommen in einen mittlern Zustand der Reinigung. Er spricht viel von geistigen Vergnügungen; Tugend und Rechtschaffenheit gewähren allein den Zutritt zur Gottheit; Elend, und Quaal aber trift die Lasterhaften.

Das Paradis war bey vielen Völkern, wie bey den alten Deutschen, den Mexicanern und den Bewohnern der Südsee, nur für Helden und Patrioten bestimmt. Durch Tapferkeit bahnte man sich nach den Begriffen der Isländer den Weg zur Unsterblichkeit. Die Skandinavier bestimmten die Halle Odins bloß für die, die im Treffen geblieben waren, sie mochten nun für die gute oder böse Sache fechten, wenn sie sich nur tapfer gehalten hatten. Eben so nahmen auch die ältesten Griechen nur die Helden im Himmel auf; als aber die sittlichen Begriffe dieser Nation sich mehr entwickelten, so bekamen auch andre Tugenden dort einen Platz. Philosophen und Dichter machten immer neue Zusätze von edlern Freuden und geistigern Vergnügungen der Abgeschiedenen. Sie kennen keinen Unterschied von Tag und Nacht mehr, sondern haben das starke Licht der Sonne. Frey von Mühseligkeiten der Nahrung, athmen sie die kühlen Lüfte des Oceans, und bekränzen sich mit den güldenen Blüten, welche mancherley Blumen und Bäume unaufhörlich zeugen. Pindar sagt: Uns alle befreiet das glückliche Schicksal vom Kummer dieses Lebens, zwar folgt der Körper dem allmächtigen Tode, aber die Seele allein lebet ewig fort, denn sie stammt von den Göttern her, daher kam sie und dahin kehrt sie zurück. *)

Die Hölle ist ein schrecklicher Aufenthalt der Verdammten. In heissen Ländern, wo die Hitze unerträglich ist, denkt man sich die höchsten Grade als eine der schrecklichsten Strafen: in kalten Erdstrichen hingegen ist die Hölle ein dunkler mit ewigen Nebeln um-

*) Schneider über Pindars Leben und Schriften.

umgebner Ort, wo die Bösen weder Speise noch Trank finden, und von einem fürchterlichen Frost gequält werden. Daher hieß die Hölle Ifurie, oder das kalte Eiland. Die Amerikaner glaubten, daß die Seelen derer, die dem Willen der Götter entgegen gelebt, gewisse schlammichte und unangenehme Seen bewohnen würden, wie die Griechen die Lasterhaften an dem Ufer des Styx und des Acheron wohnen ließen, die Tugendhaften aber kämen an angenehme Orte. Die Isländer finden einen Schlund der Hölle in einer heissen Quelle, nicht weit von Scalehelt; diese springt oft bis zehn Klafter hoch; viele Steine, die man in die Röhren geworfen, würden mit dem springenden Wasser in die Höhe geschleudert. Hier soll die Hölle seyn. Selten geht ein Isländer nun solche Quelle vorbey, ohne in dieselbe, oder, wie sie sagen, dem Teufel ins Maul zu spucken (Uti fandens mun). Die alten Cimbrer nannten den Aufenthalt der Gottlosen Nastrand, dies war eine große aber schlechte Burg, deren Thüren gegen Norden sahen. Sie war ganz mit Schlangen bedeckt, die ihre Köpfe nach inwendig richten und Gift ausspeien, so daß ganze Ströme von Gift durch die Burg fließen, wodurch die Meineidigen und Todtschläger waden müssen. Die Celten hatten in ihrer Hölle einen Drachen, Nidhogyus genannt, der mit Schlangenbissen die Menschen zerfleischte. Ueberhaupt scheint der Drache als hieroglyphisches Bild in den unseligen Aufenthalt der Geister versetzt zu seyn, und kömmt daher auch in der jüdischen Theologie vor, wo er mit dem ersten Regenten der Hölle einerley ist. An diesem Orte der Strafe

muß

muß man Schmerzen empfinden, und daher schweift der menschliche Geist in Erdichtungen verschiedner Arten desselben aus. Sehr reichhaltig ist hier die griechische Mythologie, die zur Strafe der Unglückseligen bald Wasser mit einem Sieb schöpfen, bald einen Stein den Berg hinauf wälzen läßt, der eben so plötzlich wieder hinab rollt, bald die schönsten Speisen, wornach der Hungrige greift, sich zurückziehn läßt. Was schmerzt mehr, als Feuer, und warum sollte es nicht Strafe der Hölle seyn, da es soviel Schmerzen erweckt? Daher bestimmten es zur Strafe der Lasterhaften die alten Römer, und die jetzigen Wilden auf der Küste von Whidah *), daher schlich sich diese Idee des sinnlichen Menschen auch in die neuern Religions-Systeme ein. Der Peruaner dachte sich den unglücklichen Zustand nach dem Tode als einen Aufenthalt von Krankheiten, Elend und Uebeln. Jede Nation pflegte diejenigen Schmerzen und Uebel, die ihr die grösten schienen, in die Hölle zu versetzen.

So verschieden dachte der Mensch über die wichtigsten Gegenstände, über Gott, die Art ihn zu verehren und zu versöhnen, und über ein künftiges Leben. Wie sehr schimmert hier nicht allenthalben die Schwäche, Ungewisheit und Verirrung des menschlichen Verstandes durch, und wie nöthig findet man nun nicht eine nähere göttliche Offenbarung **)! Auf der andern

*) Das Feuerfeld bey Baku wird als ein Ort der Quaal angesehn, und eben so die Höhle des heiligen Patricius in Irland.

**) Es wäre immer ein Gegenstand, würdig, von einem Philosophen behandelt zu werden, wie mit der Cultur des Ver-

dern Seite aber sieht man, wie die menschliche Vernunft des Wilden und Aufgeklärten sich im Allgemeinen nähert, und welche Ideen der unaufgeklärte Verstand des Menschen, ohne bessere Lenkung, von seinem Schöpfer und seinem künftigen Zustand hat. Wie schön ließe sich auch hieraus über den allgemeinen Gang des menschlichen Verstandes nachdenken, und sehn, wie er von einer niedern Stuffe immer zu einer höhern emporgestiegen ist, und wie eben mit seiner Cultur auch die religiösen Ideen sich erweitert, und immer mehr verfeinert haben!

Der allgemeine Ideen-Gang der Menschen macht nun, daß bey den verschiednen Graden von Cultur, Bildung und Anlagen des Geistes, unter so verschiednen Regierungsformen und Climaten es doch einige Begriffe und Meinungen giebt, die fast allgemein ausgebreitet sind. Der rohe Zustand der Völker hat überall viel Aehnlichkeit in seiner Denkungsart, Meinungen und Gebräuchen, und ihre Vorstellungen bekommen nur durch Aufklärung, Gesetze und Clima eine andre Richtung. Ohne Offenbarung geleitet ist sich der Mensch ziemlich gleich, wenn man die Religions-Gebräuche ausnimmt, wozu ihn sein Clima und seine Lebensart veranlassen. Der rauhe Nordländer wird es zwar nicht für nöthig halten, sich, wie der Indier im Ganges, zu baden, um hiedurch Vergebung der Sünden zu erhalten, oder Wallfahrten anzustellen.

Da

Verstandes auch die Ideen von der Gottheit unter verschiednen Völkern sich abgeändert haben; und hiebey wären dann die Quellen, Ursachen und Folgen zu untersuchen.

Da er keine prächtigen Tempel hat, wird ein schlechtes Opferthier ihm hinreichend seyn, um die Gottheit zu versöhnen, aber bey dem allen wird doch der Gottesdienst des rauhen Nordländers und des heissen Südländers einige Aehnlichkeit haben, weil der Mensch zu gewissen allgemeinen Begriffen von der Natur selbst geleitet wird. — Gewisse Wahrheiten und Sätze liegen dem allgemeinen Menschenverstande so nahe *), daß er sie unmöglich verkennen kann, und sie annehmen muß, wenn er nicht vorsetzlich sich widersetzt, er lebe unter einer südlichen oder nördlichen Zone, er seufze unter dem harten Joch eines grausamen Despoten, oder frohlocke in einem glücklichen Freistaat. Welcher Begriff aber gehört wol mehr hiezu, als der Begriff von höhern Wesen oder Gottheiten, der sich, wenn man einige wilde Völker ausnimmt, über die ganze Erde verbreitet hat? Schon Cicero behauptet dieses **), er spricht aber von den damals bekannten Völkern, von Phöniziern, Deutschen, Griechen und Römern, von jenen Völkern aber, welche die Weltumsegler entdeckt haben, wuste er nichts.

Es

*) Aristoteles nennt diese Sätze κοινας δοξας, und Malebranche connoissances de simple vue.

**) Firmissimum hoc afferri videtur, cur deos esse credamus, quod nulla gens tam fera, nemo omnium tam immanis sit, cujus mentem non imbuerit deorum opinio, multi de diis prava sentiunt, id enim vitioso more effici solet, omnes tamen esse vim et naturam divinam arbitrantur, nec vero id collocutio hominum, aut consensus efficit; non institutis opinio est confirmata, non legibus.

Ciceron. Tusc. Quaest. l. I. c. 13.

Es wird sich daher eine gewisse Aehnlichkeit in den Religions-Systemen aller Völker finden, und wir werden gewisse Lehrsätze antreffen, die Wahrheiten der Vernunft sind, wohin ich vorzüglich die beyden wichtigsten rechne, nemlich: 1) es giebt noch mächtigere Wesen, als der Mensch, von denen das Glück und Unglück der Menschen abhängt. 2) Der Mensch hat noch eine gewisse Fortdauer nach dem Tode. Diese beyden Sätze treffen wir in den Religionen aller aufgeklärten, und sogar vieler wilden Völker. Die Natur scheint die Menschen selbst hierauf geführt zu haben; weswegen man dies wol im eigentlichsten Sinn natürliche Religion nennen kann, die allen Menschen gemein ist, die nicht nur Vernunft besitzen, sondern sie auch anwenden, und die deswegen die Völker sowol im Stande der Roheit, als Cultur, hatten.

Zu diesen fast allgemein ausgebreiteten Meinungen kann man auch die Meinung von grossen zerstörenden Fluthen rechnen. Diese findet man nicht bloß unter allen alten Völkern, den Chaldäern, Griechen, Hindos, Aegyptiern, Sinesen, sondern auch unter den meisten Negern und amerikanischen Wilden, zwischen welchen man gar nicht eine Fortpflanzung von einer gleichen Sage aus dem östlichen Asien (dem Paradise) vermuthen kann. Noch jetzt fliehen die Chilienser in Amerika bey Erdbeben, die sie als Vorboten der einbrechenden Flut ansehen, auf hohe Berge.

Die älteste unter allen, von denen uns die Geschichte etwas sagt, ist die Noachische. Mit ihr hat sehr viel Aehnliches die Fluth des Deukalion, ob sie gleich

gleich weit neuer ist. Beide scheinen eine gemeinschaftliche Quelle zu haben, sey es nun Sage, mündliche Ueberlieferung, Volkslied *), oder alt ägyptisches heiliges Geschichtsbuch. Apollodor und Plutarch reden beide von der griechischen Fluth, und ihre Erzählungen haben viel Aehnliches mit der mosaischen. Dem **Deukalion** wurde von einer Gottheit offenbart, daß eine Fluth kommen sollte, um das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen. Auf Prometheus Anrathen, so sagt Apollodor **), baute Deukalion eine Arche, schafte die nothwendigen Bedürfnisse in dieselbe, und gieng mit Pyrrha hinein. Jupiter ergoß einen großen Regen vom Himmel, und überschwemmte den grösten Theil von Griechenland, so daß alle Menschen, bis auf sehr wenige noch, welche auf die nahe gelegenen hohen Berge geflüchtet waren, umkamen. **Deukalion** ward in seiner Arche neun Tage und Nächte her=

*) Der verehrungswürdige Abt Jerusalem glaubt, daß die Erzählung der Noachischen Flut aus einem Volksliede genommen sey. Es ist wenigstens, sagt er, keine Begebenheit möglich, die Noah und seine Söhne mit mehr Erstaunen hätte erfüllen, und die ihnen wichtiger hätte seyn können, das Andenken davon zu erhalten, und mit demselben zugleich die grosse Grundwahrheit der Religion von einer über die Menschen wachenden heiligen und gerechten Vorsehung, die ihnen bisher so wichtig gewesen, bey ihren feierlichen Zusammenkünften sich in einem solchen heiligen Liede vorzuhalten, und das Andenken davon auch auf ihre späteste Nachkommenschaft fortzupflanzen, als eben diese Fluth. Jerusalems Betrachtungen 2r. Thl. S. 163.

**) Apollodori Biblioth. lib. I. cap. 7. §. 2.

herumgetrieben, und landete endlich am Parnaß, wo er, nachdem der Regen aufgehört hatte, ausstieg, und dem Jupiter Phyxios opferte. Plutarch spricht noch deutlicher hiervon: „Die Mythologen sagen, Deukalion habe eine Taube aus seiner Arche fliegen lassen*), welche ihm zum Merkmale der Witterung gedient habe. Denn da es schlimm Wetter war, kam sie wieder hinein, da sich es aber aufgeklärt hatte, blieb sie aus. Abydenus redet**) von der chaldäischen Fluth unter dem Xisythros. Kronos hatte ihm gerathen, sich einen Kasten zu bauen, um damit zu schiffen, zugleich aber alle Thiere, nehmlich Vögel, und kriechende Thiere und großes Vieh mit zunehmen. Am dritten Tage; da es aufgehört hatte zu regnen, ließ er einige von den Vögeln heraus, um einen Versuch zu machen, ob sie irgendwo Land sähen, sie aber entdeckten einen unübersehbaren Ocean, und da sie sich nirgends niederlassen konnten, so kamen sie wieder zum Xisythros. Dasselbe thaten nachher auch andere, am dritten Tage gieng es glücklich; denn sie kamen mit Flügeln voll Schlamm wieder zurück. Die Götter nahmen ihn von den Menschen weg, das Schiff aber blieb in Armenien und lieferte den Einwohnern Stückchen Holz, die sie als heilsame Amulete brauchten. So erzählt Berosus von der Sündfluth: Noch jetzt soll in Armenien auf dem Gebirge der Kordyäer ein Stück von diesem Schiff seyn, wovon einige etwas Asphalt reissen, sie gebrauchen es aber als Verwahrungsmittel gegen Zau-

*) Plutarch. de solertia Animal. p. 968.

**) Cyrillus c. Iulianum Tom. VI. lib. I. p. 8.

Zauberey und Unglück *). Eben so war es mit der indianischen Fluth. Der Gott Ruthren wollte das Menschengeschlecht wegen seiner Bosheit im Wasser umkommen lassen. Whistacu verschaffte dem Saffia Varti ein Schiff, worin er vierzig Millionen Seelen und Urstoffe von Geschöpfen zur neuen Bevölkerung der Erde verborgen hatte. Eben so nehmen die Amerikaner eine Zerstörung des Menschengeschlechts durch eine grosse Fluth an. „Als fast das ganze menschliche Geschlecht, erzählen die nordamerikanischen Wilden, durch eine allgemeine Ueberschwemmung vertilgt war, schickte ein gewisser Messu, der sich gerettet hatte, einen Raben aus, daß er ihm aus dem Grunde des Meers ein Stückchen Erde holen sollte. Weil aber dieser seinen Auftrag nicht gehörig ausrichtete, so wählte Messu zu demselbigen Geschäft eine Muskus-Ratze, die auch glücklicher oder geschickter war. Messu stellte aus dem Bischen Erde, was die Ratze ihm gebracht hatte, die Welt in ihren vormaligen Zustand wieder her. Er schoß gegen die verdorrten Zweige von Bäumen, die sich erhalten hatten, Pfeile ab, die sich in grünende Zweige verwandelten, that noch viele andere ähnliche Wunder, und heirathete endlich aus Dankbarkeit für den Dienst, den ihm die Muskus-Ratze geleistet hatte, ein Thier dieser Art, mit welchem er Kinder zeugte, wodurch die Erde von neuem be-

*) Eusebii praepar. Evang. l. IX. c. XI. Mehrere phönizische Geschichtschreiber als der Aegyptier Hieronymus, Mnaseas, Nicolaus aus Damaskus erwähnen dieser Fluth.

bevölkert wurde. Er theilte noch die Gabe der Unsterblichkeit einem Wilden in einem kleinen Paket, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, mit, daß er es nicht öffnen sollte, ohne ein so kostbares Geschenk unwiderbringlich zu verlieren.„ Wahrscheinlich gab es in verschiednen Gegenden der Erde zu verschiedenen Zeiten solche große Fluten, und daher kömmt die unter die Völker so allgemein ausgebreitete Meinung von großen Fluten.

Noch möchte ich hierher die allgemein herrschende Opfer-Idee rechnen, die sich unter allen Himmelsstrichen bey aufgeklärten und rohen Völkern fand, und noch allenthalben ist, wohin nicht Christenthum und Muhamedismus eingedrungen sind. Nicht blos unter den sibirischen Völkern, als den Wogulen, Kalmyken, Tscheremissen, Wotjacken, nicht blos unter den Völkern in Afrika, wie unter den Negern, und in Amerika unter den Peruanern, Mexikanern u. Apalachiten, sondern auch unter den alten aufgeklärten Völkern, den Aegyptiern, Israeliten, Sinesen, Chaldäern, Griechen und Römern herrschte der Glaube, daß man die Gottheit durch Opfer versöhnen könnte, und aus Dankbarkeit sie ihr darbringen müste, allgemein. Nur in der Bestimmung des Gegenstandes, den man opferte, und der Art und Weise, wie man opferte, wich man sehr von einander ab; und daher entstehet die so grosse Verschiedenheit in den Religionen der Völker, worauf ich meine Leser schon aufmerksam gemacht habe.

Bey dem allen darf man nicht vergessen, zu bemerken, daß die Religion mehrerer Völker große Abwechselung

*) Charlevoix Journal Historique d'un Voyage de l'Amerique Septentrionale Paris 1774. 5. p. 399.

selung erlitten hat. Anders war die Religion der ältesten Vorfahren der Griechen, der Pelasger; dies waren wilde Völker, die eine unstäte Lebensart führten, und in beständigen Kriegen verwickelt waren; bey ihnen liessen sich keine feinere Religionsbegriffe erwarten. Wir wissen von ihnen aus der Geschichte, daß sie heilige Eichen und eine Taube zum Orakel gebraucht haben. Homer läßt seine Götter zum Gastmahl geladen werden, und aus Rache der Juno Troja zerstört werden; kurz, er legt ihnen menschliche Eigenschaften und Fehler bey, läßt sie an den Unternehmungen der Menschen Theil nehmen, bald für, bald wider einzelne Helden und Völker Parthey ergreifen, läßt sie sich untereinander selbst verfolgen, überlisten und entgegen handeln. Es gab in Griechenland eine Mythologie, die sich auf Naturlehre und Naturerscheinungen bezog *); hiemit wurde eine andre, die sich auf eine durch Fabeln verunstaltete Geschichte der berühmten Männer und Helden erstreckte, verbunden. Die Götter, von deren Entstehung, Zeugung und Verwandschaft Hesiodus Nachricht giebt, sind nichts, als Naturgottheiten.

*) Diese Mythologie gab den Philosophen Stoff zur Bearbeitung, und daher entsprangen die Cosmogonien eines Thales, und anderer Stifter griechischer Schulen, bis endlich vom Anaxagoras die Philosophie von grober Sinnlichkeit gereinigt, und vom Sokrates als gesunder Menschenverstand vorgestellt wurde. Wundern muß man sich, was der feine Geist der Nation darüber ausdachte. Jede Schule suchte die Dichtungen von der Geburt der Götter, und vom Streit der Elemente anders zu erklären, und andre Resultate herauszubringen, die oft so künstlich waren, daß man ihren Scharfsinn bewundern muß.

Er weiß noch nichts von solchen Göttern, die vorher Menschen gewesen waren. Zevs oder Jupiter, diese Hauptgottheit der Griechen und Römer, war ursprünglich nichts anders, als der personificirte Himmel, oder der die obere Luft, den Donner und den Blitz regierende Geist. Als man anfieng, diesen Geist in menschenähnlichen Gestalten abzubilden, so fieng man auch an, allerhand Thaten und Liebeshändel ihm anzudichten, und, weil es schon wirklich vergötterte Menschen gab, so hielt man ihn auch für einen vergötterten Menschen. Wenn nun gleich die lügenhaften Erzählungen der Cretenser, daß Jupiter über sie geherrscht, nachdem er seinen Vater Saturn vom Thron gestossen, daß er unter ihnen gestorben und begraben sey, bey Unwissenden Glauben und Beifall fanden; so ward doch von Sachkundigen dies ganze Vorgeben als gottlos und ungereimt verworfen. Nun kann man es sich erklären, wie Evemerus auf die dem Plutarch so anstößige Meinung verfallen konnte, daß alle griechische Götter ohne Ausnahme Menschen und Helden aus der Fabelzeit gewesen. Da man so das Physische und Historische mit einander vermischt hatte, so ließ es sich nunmehro schwer von einander trennen.

Anders war die Religion der Griechen zu den Zeiten des Sokrates und Plato. Sokrates hatte die vollkommenste Naturreligion, lehrte das Daseyn eines Gottes (Xenophon l. I, 4), eine Vorsehung, und die Unsterblichkeit der Seele. Die Götter, sagt er beym Plato im Alcibiades, sehen nicht auf die Geschenke und Opfer, sondern auf die Seele, ob man heilig und gerecht ist.

Die

Die ältesten Gallier verehrten die Gottheit ohne alle Bilder, auf ihren Altären brannte beständiges Feuer; nach der Bekanntschaft mit den Römern, nahmen sie auch einen Theil ihrer Götter auf. Die Volksreligion der Römer, zu den Zeiten eines Numa, hatte Vorzüge vor den spätern, als erst das ganze Heer griechischer und pelasgischer Götter eingeführt wurde, und mit ihnen zugleich eine Erzählung vieler Handlungen, die den Göttern keine Ehre machten, sich einschlich. Numa suchte den Gottesdienst zu veredeln, und Patriotismus zur heiligsten Religions-Pflicht zu machen. Eben die Penates flößten dem Römer ein besonderes Interesse für sein Vaterland ein. Die nachherigen Weltweisen waren freilich in Absicht ihrer Religionsbegriffe weit aufgeklärter, aber das Volk seufzte unter tausend abergläubischen Meinungen und Gebräuchen. Cicero lehrte, daß die Gottheit, welche die Welt regiere, auch für die Menschen sorge; dies schloß er aus der vortreflichen Einrichtung der Welt. Denkst du nicht, sagt er beym Anblick einer Statüe, daß dabey Kunst angewandt sey, und bey dem Lauf eines Schiffs, daß es durch Vernunft und Kunst regieret werde? wievielmehr must du dies bey der Welt, als bey dem grösten Kunstwerk, erwarten! — Drang Barbarey ein; so verfiel die Religion, und es entstand mehr Aberglauben; wurde das Volk aufgeklärter, so wurden auch seine Begriffe von der Gottheit heller.

Vieles trugen aber auch zur Veränderung der Religion der Ueberfall von Völkern und die Eroberungen bey. Die Römer bekamen etrurische, phönizische

und asiatische Gottheiten, und die Griechen thracische, pelasgische und persische Götter. Die Fakirs in Indien trugen ihre Religion durch das ganze südliche und nördliche Asien, von der Mongoley bis Japan, und vom Ganges bis Sina. Die Römer brachten ihre Religion bis an das Ufer des Nils, und des Euphrats, bis ins westliche Afrika. Durch die Eroberung Persiens vom Alexander, kamen griechische Götter nach Persien, und die Religion ward verdorben, man betete Götter in Statüen an. Die Griechen, als Sieger, führten auch ihre Religion ein; und nun hatte man männliche und weibliche Gottheiten. Als Alexander in Indien drang, so wurden auch die Indier mit den Meinungen, Lehren und Gebräuchen der Griechen bekannt, und hiedurch änderte sich ihre alte Religion.

Eben dieses bewirkten denn auch die Stifter von neuen Religionen. Zoroaster gab der Religion in Persien eine neue Gestalt, als er seinen Zend-Avesta bekannt machte. Vorher verehrte man das Feuer auf Altären, und betete darin den höchsten Gott an, da brachte man noch keine Opfer. Zoroaster aber führte Tempel und Priester ein, sprach von einem guten und bösen Gott, dem Oromasdes und Ahriman. Diese Religion währte, bis die Perser unter muhamedanische Herrschaft kamen, und nun die Lehre Muhameds ausgebreitet wurde. Doch giebt es jetzt noch in Persien die Guebern, welche die Gesetze des Zoroasters beobachten. — In China erlitt die Religion gleichfalls Revolutionen nach den verschiedenen Stiftern Lao-Kium, Foe und Confuz. Die Indier hatten früh

Um-

Umgang mit den Hebräern, und entlehnten daher manche Sätze aus der israelitischen Religion, wovon man noch jetzt Spuren in ihren heiligen Büchern antrift. Nach so vielen Revolutionen, welche Aegypten erlitten, findet man noch jetzt unter den coptischen Christen in Aegypten Ueberreste von der alten Religion des Landes; die Copten nemlich unterhalten Hospitäler für die sonst angebeteten Katzen, und stiften zu dem Ende reiche Vermächtnisse, weil man in den ältesten Zeiten Thiergottheiten anbetete, und ihnen Tempel errichtete. — Und was soll ich von den Revolutionen sagen, welche die geoffenbarte Religion erlitten hat, wie sie von den Jahren des Kindes, bis zu dem Alter des Mannes, fortgeschritten ist? Wie einfach, wie simpel war sie in ihrem Ursprung, wie vermehrte sich aber nachher die Anzahl der Gebräuche! Wie verschieden war die Religion der Patriarchen von der Religion Mosis und der Propheten! Wie sehr artete in den folgenden Zeitaltern die ächt israelitische Religion aus! Man verehrte die Gottheit in menschlichen Gestalten, ersann menschliche Figuren, und legte diesen göttliche Eigenschaften bey, ja man fiel wol gar vor Bildsäulen nieder. Philastrius führt uns mehrere Kezereien unter den Juden an. Es gab Heliognosti; diese beteten die Sonne an, von welcher sie sagten, daß sie alles wisse, was Gott sey; die Menschen würden nur durch sie erleuchtet, nur von ihr empfingen sie alle Nahrung. So gab es Fröscheverehrer, welche die Frösche anbeteten, mit denen Gott ehemals Aegypten strafte, in der Hofnung, den Zorn Gottes dadurch zu besänftigen. Eine andre Secte waren die

Mäuseverehrer; diese beteten die Mäuse an, weil ehemals die Felder der Philister von Gott wegen der weggeführten Bundeslade mit Mäusen geplaget wurden, und weil darauf diese Nation goldne Mäuse mit derselben zurückschickte. Die Baaliten behielten des Königs von Tyrus Baal Namen, im Andenken, beteten sein Götzenbild an, und brachten demselben Opfer. — Die ganze jüdische Religion verlor durch den Stifter der neuen Christus-Religion ihr Ansehn. Das Gesetzbuch Mosis war Elementarbuch, das Gesetzbuch Christi hingegen ist Vollendung. War dort noch in Absicht der Lehre von einem Leben nach dem Tode Dunkelheit, so ist hier Licht. Die Begriffe sind veredelt, Gott ist nicht mehr Despot, wie ihn sich der Jude dachte, vor dessen Geissel der Sclave erzittert, sondern er ist Vater aller Menschen. Welcher vielfachen Revolution war nicht selbst die christliche Religion ausgesetzt! wie manchmal war sie im tiefsten Aberglauben verhüllet! nur noch ein geringer Schimmer war da, aber dann brach sie schnell, wie das Licht, hervor. Es gab eine Zeit, da man dem Aberglauben und der Unwissenheit überall einen Thron errichtete. Da lebten Bischöfe, die kaum ihren Namen schreiben konnten, man fiel vor Bilder nieder, und betete sie göttlich an, man gieng baarfuß nach Jerusalem, um dadurch den Himmel zu verdienen, und glaubte durch klingende Münze den Eingang in den Himmel zu erhalten,*) man

*) Sous un sceptre de fer, tyrannisant les ames,
Ils osoient disposer de l' Enfer et du Ciel,
Et vendoient pour de l'or, par de trafics infames
Le salut eternel.

Salchli.

man entfernte sich ganz vom Geist des Christenthums, und erdachte tausend Gebräuche, wovon der Stifter der Religion nichts wuste. Und ist sie nicht noch jetzt in vielen Ländern ganz entstellt? Ich rede nicht blos von denjenigen Ländern, wo Aberglauben herrscht, wo man Heilige verehrt, Wallfahrten anstellt, Ablaß verkauft, und einen falschen Werth auf gute Werke setzt, sondern ich spreche von dem verdorbenen Zustand der christlichen Religion im Morgenland, bey den Mingreliern, unter den Drusen, Copten, Spaniern und Portugiesen in Amerika. Die Drusen erkennen einen gewissen Hackem nur allein für Gott, beten ein güldenes Kalb an, und lehren die Seelenwanderung. Die Copten beten bis jetzt noch Katzen an, und opfern bis auf den heutigen Tag blutige Opfer. In Georgien setzt man das ganze Christenthum in Essen von Schweinefleisch und Wein trinken, weil man sich dadurch von den Muhamedanern unterscheidet. Die Johannis Christen beten einen körperlichen Menschen als Gott an, der die Engel und die Welt soll erschaffen haben, und setzen das Wesen des Christenthums darin, daß sie zu gewissen Zeiten einen Widder und eine Henne opfern.

Auf diese Art gehe man alle Religionen der Welt durch; und man wird in ihnen Revolutionen entdecken, die machen, daß sie oft der vorigen Religion gar nicht mehr ähnlich sehen. Dabey hüte man sich aber, daß man nicht alles für verschiedene Religionen hält, es sind oft nur Modifikationen einer und derselben Religion.

Man könnte die Geschichte der Religionen auf der Welt, ich nehme die mosaische und christliche aus,

wol eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes nennen. Denn welcher Aberglaube, welche irrige Meinungen von Gott, von der Art ihn zu versöhnen, und von der künftigen Bestimmung hegte man nicht? Da giebt es fast keinen Gegenstand auf der Erde, den nicht ein Volk verehrte, selbst die klügsten Völker, wozu ich vorzüglich die Aegyptier, Griechen und Römer zähle, hatten gewiß in ihrer Religion einige abergläubische Meinungen und Gebräuche. War es nicht thöricht, den Apis anzubeten, und zu glauben, daß er auf eine übernatürliche Art von den Strahlen des Mondes erzeugt würde, und seine Bewegungen für Weissagungen und Orakel zu halten? Erstaunt man nicht, wenn man bey Griechen und Römern grosse Furcht vor den Auspicien gewahr wird, und wenn die Aussage des Priesters: die heiligen Hüner wollen nicht fressen, hinreichend ist, kein Treffen zu liefern? wenn ein Hase, der über den Weg läuft, macht, daß man von dem vorgenommenen Geschäfte absteht, und wenn der unglückliche Flug einer Krähe einen unglücklichen Ausgang besorgen läßt? Welcher Aberglaube, bald zum Meer, bald zur Erde, bald zu Bergen, bald zu Flüssen und Quellen als Gottheiten zu fliehn! Der menschliche Verstand verirrte sich noch mehr; der Neger, der Ostiake, der Kamtschadale beten Pfeile und Pflöcke als Gottheiten an, ja es geht noch weiter, es giebt sogar ein Volk in Thibet, die Calmyken, welche die Excremente eines lebenden Menschen des Dalailama als göttlich verehren *).

Noch

*) Vor einem Jahrzehend verlachte John Stewart, durch Vo-

Noch schändlicher und für die Menschheit entehrender ist die Verehrung der Phalli in Aegypten und der Lingams in Indien. Was soll man aber davon denken, wenn noch im Jahr 1780 in einem kleinen Städtchen Isagua in Abruzzo Priapeia gefeiert wurden? William Hamilton erzählt davon folgendes: in einer dem heiligen Cosmus und Damian gewidmeten Kirche sahe ich eine Menge Weiber und Mädchen andächtig nach einem jungen Kanonikus hinschleichen, der ein großes Becken vor sich stehen hatte, in welches diese andächtigen etwas opferten. Als ich mich erkundigte, war die

Bogle's Berichte verführt, alle Europäer, welche die einstimmigen ältern Nachrichten vom Verbrauch und Heiligkeit der Excremente des Dalai-Lama, mit einer, wie er meinte, beschämenden Leichtgläubigkeit aufgenommen, indem die heiligen und wunderthätigen Eigenschaften derselben von den Europäern erdichtet, und der Glaube der Tibetaner an dieselben ihnen von diesen untergeschoben sey. (An Account of the Kingdom of Thibet; in a Letter from John Stewart to Sir J. Pringle; in den philosophical transactions of the Royal Society of London. Vol. LXVII. 1777.) Aber durch Herrn Pallas hat der Dalai-Lama seine Göttlichkeit, und sein Unrath seine Heiligkeit, wie er sie seit undenklichen Zeiten besessen, wieder erhalten, nachdem er uns die vom seligen Staatsrath Müller, aus dem Munde eines am Tschikoi lebenden Zordschi-Lama gesammleten glaubwürdigen Nachrichten mitgetheilt, und uns mit Thibet näher bekannt gemacht hat. In den neuen nordischen Beiträgen zur physicalischen Erd- und Völkerbeschreibung Band I. Stück 2. S. 212. sagt er: „Alle tangutische, mongolische und kalmückische Pfaffen stimmen darin überein, daß der Abgang und Harn, sowol des Dalai-Lama, als des Bogdo-Lama als ein Heilig-

die Antwort, es wären in Wachs geformte große Zehen des Schutzheiligen dieser Kirche, des heiligen Cosmo. — Und warum werden sie denn geopfert? es geschähe, war die Antwort, sich damit Fruchtbarkeit zu erbitten. Ich trat hinzu, um die grosse Zehen-Sammlung näher zu betrachten, und fand am Ende: daß das christliche Frauenzimmer zu Isagua in Abruzzo, in einem christlichen Tempel, um Fruchtbarkeit zu erlangen, wahre Priapen opferte, die mit vieler Kunst in Wachs geformt waren, und die man, um ein scandaleuses Verfahren wenigstens hinter einer unschuldigen Benennung etwas zu verstecken, große Zehen

ligthum aufgehoben werden. Der Unrath wird zu Amuleten, ingleichen zum Räuchern bey Krankheiten gebraucht, auch wol von andächtigen Leuten als innerliche Arzney angewandt. Der Harn wird zu wenigen Tropfen ausgetheilt, und andächtig in schweren Krankheiten genossen. Ueberhaupt aber bezeugen alle Lamen, daß ihre beyden Päbste so wenig Speise und Trank zu sich nehmen (denn sehr oft sind es unmündige Kinder), daß man mit ihrem heiligen Abgang nicht sparsam genug verfahren kann. Von den Katuchten wird hingegen der Unrath weder aufgehoben noch heilig geachtet; obgleich bey allen Geistlichen von einem höhern Rang dafür gesorgt zu werden pflegt, daß die Grube, wo sie ihre Nothdurft verrichtet haben, sorgfältig mit Erde verschüttet sey, ehe man den Lagerplatz verläßt.„ — Man untersuchte in Göttingen die in der Bauchhöhle eines tibetanischen Götzenbildes enthaltenen Heiligthümer, und fand unter vielen, mit Gebeten beschriebenen Zetteln und andern Amuleten, einige seidne Fetzen, in welchen diese heilige Reliquien eingewickelt zu seyn schienen; der Geruch über dem Kohlenfeuer war wenigstens sehr specifik. Hißmanns Zusätze zum Demeunier S. VIII.

hen genannt hatte. Die Mönche des Orts schickten nemlich Leute aus, mit Körben voll dieser Zehen, die sie feil auf den Straßen herumboten. Offenbar waren an dem Orte ehedem Priapeja gefeiert worden, und die Einkünfte dieser Wachsfiguren mochten den guten Nachfolgern des Heidenthums zu beträchtlich geschienen haben, um sie nicht zum Besten der heil. Mutterkirche zu verwenden, und den heidnischen Gebrauch in einem christlichen Tempel unter einem etwas züchtigern Namen einzuführen.

Der Mensch wünscht unter Symbolen *) seine Götter anzubeten, und bedient sich dazu Steine, Stücke Holz, und andrer Dinge. Der Künstler sucht diesen Stein oder dieses Holz zu verschönern, und giebt ihm eine gewisse Figur, und nun entsteht eine Statüe, die der Aufgeklärte als Symbol betrachtet, wobey er sich seiner Gottheit errinnert. Sobald aber die Cultur abnimmt, so hält man die Statüe für beseelt, ja zuletzt für die Gottheit selbst, und nun entsteht grober Fetischismus, den man vorzüglich unter den afrikanischen Völkern antrift. Unwissende Völker glauben nemlich, daß in gewissen materiellen Wesen eine Macht, ein Genius, ein Fetisch vorhanden sey. Der Neger findet seinen Fetisch in künstlich geschnitzten Pfählen und Hölzern, in kleinen Bildchen von Menschen und Thieren. Der Wilde in Amerika betet die Haut eines Thiers an, das ihn bey Nacht im Traum erschien, wenn er im Tempel schlief, um Weissagungen

*) So verehrten die Israeliten das Kalb in der Wüste, und die Kälber zu Bethel, und dann nicht als Fetische, sondern als Bild des Jehova.

gen zu erhalten, und welches er alsdann schlachtet. Die Mongolen beten zwey Stäbe mit einem Querholz, worauf allerley Flitterwerk und mit Lumpen behangene Bilder unbekannter Vögel sind, als die vornehmsten Götter, an. In Afrika hält man dafür, daß die Fetischen um so mächtiger und verehrungswürdiger sind, je dauerhafter die Masse ist, woraus sie bestehen; man zieht, aus dieser Ursache, die aus Metall allen andern vor. Ja man betete sogar lebende Sterbliche an, und erhob Verstorbene zu Göttern. In Afrika und Amerika verehrt man bis auf den heutigen Tag die Albinos, und Neger Bloec als Gottheiten. Selbst die heidnischen Völker des südlichen Asiens sahen Blödsinnige als in Gottheiten verwandelte Menschen an. Man glaubte, daß die unsterblichen Götter sich mit den Weibern der Menschen vermischen könnten, und auf diese Art waren die griechischen Halbgötter, wie Herkules und Bacchus, entstanden, die man deswegen verehrte. Dort betete man Sonne, Mond und Sterne an, hier fiel man vor Thier-Gottheiten nieder. In Indostan gab es eine heilige Kuh, und in Whidah die große Schlange. Einige Neger in Afrika beteten den Tiger und Krokodill, die Aegyptier den Apis und die Orientaler die Störche an. So herrschte ohne Offenbarung allgemeiner Aberglaube und irrige Meynung in Absicht des Begrifs von Gott, und in eben solche Fehler verfiel man, wenn es auf Verehrung der Gottheit ankam. Man gerieth auf allerhand willkührliche Uebungen, auf strenge Büssungen, Casteiungen, Wallfahrten. Wenn man sich die Gottheit als erzürnt dachte, und sie versöhnen wollte, so fiel

man

man auf allerhand Mittel, um dies zu bewirken. Dies war nun vorzüglich das Fasten, das man fast bey allen Völkern, auch selbst bey rohen Völkern, findet. Keiner konnte in den Orden der Caziken und Zauberer aufgenommen werden, der sich nicht den strengsten Fasten unterworfen hatte. Diese sind in allen Religionen vorgeschrieben, vorzüglich in der muhamedanischen.

Eben so fiel man auf Büssungen, man geißelte sich bis aufs Blut. In Sparta wurden an gewissen Festen Knaben gegeißelt. Die Mütter in Amerika durchbohren deswegen ihren neugebornen Kindern die Zunge, um durch das Blut den Zorn der Götter zu stillen. Einige Bewohner der Südsee-Inseln reissen sich einige Zähne aus, um erzürnte oder böse Götter zu versöhnen. Die Jogis, diese Büsser in Hindostan, opfern dem Lingam die Geschlechtstheile. Eben so abergläubisch sind die Büssungen der Bonzen in China, die schwere Ketten hinter sich herschleppen, und sich eiserne Ringe um den Hals schmieden lassen. Die Fakirs liegen Tage lang in Asche, und wälzen sich in Koth. Die Sontons bey den Japanesen wohnen auf hohen Bergen, und baden sich im strengsten Winter in Flüssen.

Welche sonderbare Begriffe machte man sich von Sünde! Bey den Mongolen ist es eine der grösten Sünden, wenn man Feuer mit einem Messer berührt, oder in der Nachbarschaft eines brennenden Feuers Holz hackt, oder sich auf den Stiel einer Peitsche stützt. Unter den Kamtschadalen ist es Sünde, wenn man auf dem Schnee mit blossen Füssen geht, oder

auf der Reise Beil und Messer oder andre Instrumente zu schärfen wagt.

Zu dem Aberglauben in der Religion rechne ich auch vorzüglich die vielen Gebräuche, die so lästig, zwecklos, und für den Verstand des Menschen beschämend sind. Die Einwohner von Indostan stellen Wallfahrten von dreyhundert Stunden an, die in unaufhörlichem Niederwerfen bestehen, so daß sie stets da, wo sie mit dem Gesichte lagen, ihre Füsse hinsetzen. Die Japanesen wallfahrten nach dem Tempel des Tensiedai zu Isje, und erhalten da eine dünne hölzerne Schachtel, beinahe viereckt, die mit kleinen Stäben angefüllt und mit weissem Papier bewickelt ist, dadurch glauben sie Vergebung der Sünden zu erhalten. Der Indier überredet sich, rein von seinen Sünden zu seyn, wenn er sich im Ganges badet, und viele Völker stellen aus gleicher Absicht jährliche Reinigungsfeste an.

Es war ein abergläubischer Gebrauch, wenn man den Göttern zu Ehren Gastmähler (lectisternia) anrichtete, und sie selbst dazu einlud, oder wenn Wilde ihren Göttern Fische und Wildpret hinwerfen, das sie gefangen haben, oder die Ostiaken glauben, daß ihre Götter Toback schnupfen. Die Peguaner glauben dadurch zu erfahren, ob sie bey ihren Göttern in Gnade stehn, daß sie Raqueten abschiessen; steigen diese hoch und brennen sie lange, so ist Gott gnädig. — Aberglaube war es, wenn die Kamtschadalen sich von schönen Hunden zerreissen lassen, um in jener Welt Herren davon zu werden; oder die Amerikaner bey der Geburt eines Kindes alles Hausgeräth räu-

chern

chern und waschen, um es von den Unreinigkeiten der Wöchnerinn zu säubern. Die Calmyken laufen bey der Entbindung ihrer Weiber mit großen Knüppeln um ihre Zelte, um die bösen Götter, die der Wöchnerinn oder dem Kinde schaden könnten, wegzuscheuchen. Am Oronoko bringen sie zur Versöhnung der Götter ihren eignen Kindern solche Wunden bey, daß sie nicht selten sterben. Unter den Natches nehmen die Krieger vor dem Feldzuge ein Brechmittel, wahrscheinlich um die bösen Götter durch Fasten zu befriedigen.

Aberglaube war es, wenn man weissagen wollte, und auf glückliche und unglückliche Tage hielt, und auf Vorbedeutungen, auf Erscheinung von Cometen und zündende Blitze achtete. Die Griechen glaubten, daß der Fall eines Steines die Niederlage der Athener bey Argos vorher bedeutete. Unglückliche Vorbedeutung sollte es seyn, wenn Thiere sich heftig sträubten. Die Hindus halten die Entgegenkunft eines Oelhändlers für ein trauriges Zeichen. Die Römer achteten auf den Strahl des Blitzes, und sprachen vom Steinregen. Unter dem Consulat des Marius wollte man am Himmel Waffen gesehn haben, die gegen einander stritten.

Es verrieth Aberglauben, wenn man gewisse Tage für unglücklich hielt, und deswegen gewisse Geschäfte ganz unterließ. Die Römer hatten ein ganzes System von solchen unglücklichen Tagen; nach den Calendis, Nonis, Idibus fiel immer ein unglücklicher Tag ein. Auf Ceylon und Madagascar tödtet man sogar Kinder, wenn man glaubte, daß sie in unglücklichen Stunden ge-

boren sind. Solchen Nachtheil erzeugte der Aberglaube, der vorzüglich alsdann entstand, wenn Barbarey eindrang, und Despotismus den Geist des Volks so schwächte, daß es über die Kräfte der Natur und das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit gar nicht mehr nachdachte. Daher herrscht noch jetzt der gröste Aberglaube in dem unaufgeklärten Afrika, unter den Negern in Asien, unter den Hottentoten, in Europa unter sibirischen Völkern, kurz in allen Gegenden, wohin noch keine Cultur gedrungen ist.

Allenthalben also giebt es verschiedene Meinungen und Gebräuche in der Religion, die oft das Land, die Stadt, ja sogar das Haus bestimmen. Eben durch diese große Verschiedenheit wird die moralische Welt in Thätigkeit erhalten, jeder denkt über seine Religion nach, und sucht neue Gründe herbeyzuschaffen, nur Schade, daß man so leicht demjenigen, der sich von unsrer Religion nicht überzeugen kann, das Urtheil spricht. „Ich bin nicht ein solcher, wie „dieser Mensch, der nicht an die Lehren des Corans „glaubt, spricht der Mahomedaner. — O du armer „Ungläubiger, erwiedert der Christ, du wirst verdammt werden, weil du die Sätze Mahomeds meiner Religion vorziehst. — — Ein gewisser Mann „betete, wie die Geschichte sagt, folgender maaßen zu „Gott: O Herr, ich verstehe diese Streitigkeiten nicht, „die ich täglich über dich, dein Wesen und deinen Willen hören muß; so viel weiß ich, ich wollte dir gerne „nach deinem Gefallen dienen, aber jedermann, den „ich darüber zu Rathe ziehe, verlangt, ich soll mich „nach seinem Willen richten. Will ich zu dir beten,

„so

„so weiß ich weder, in welcher Sprache ich mit dir re„den soll, noch in was für einer Stellung ich es thun „muß. Da ist einer, der sagt mir, ich müsse stehend, „ein anderer, ich müsse sitzend, ein dritter, ich solle „kniend beten. Dies ist noch nicht alles! Einige „wollen, ich solle mich jeden Morgen dir zu Ehren „mit kaltem Wasser waschen: andre behaupten, du „würdest mich mit Abscheu ansehn, wenn ich nicht die „Beschneidung annähme. Neulich speiste ich in einer „Caravanserey ein Kaninchen. Drey Männer, welche „mir zusahen, machten mich zittern mit ihren Reden, „denn alle drey behaupteten, ich habe dich durch eine „Mahlzeit tödtlich beleidigt; der eine, welcher ein „Türk war, weil ich von einem unreinen Thier aß; „der andre, ein Jude, weil es erwürgt, und in sei„nem Blut erstickt war; und der dritte, ein Armenier, „weil es kein Fisch war. Ich wandte mich an einen „Braminen, aber er sagte: man müsse gar keine „Thiere essen, und ich hätte eine abscheuliche Sünde „begangen, dieses zu tödten, eine Sünde, die mir „Gott niemals vergeben würde.„ In welche Verlegenheit kommt hiebey der religiöse Mann, wenn er allenthalben Irrthümer sieht! So giebt es denn also gar keine Wahrheit? Allerdings! Die Wahrheit ist mit Irrthümern vermischt, sie liegt zuweilen an der Oberfläche, oft aber auch tief im Grunde, sie ist der Perle gleich, die man tief suchen muß. Gewisse Wahrheiten sind in allen diesen Religionen, und hebt man diese Wahrheit aus, so entsteht Natur-Religion, die der Mensch durch seine eignen Fähigkeiten, Kräfte und Empfindungen kennen lernt. Nur hüte man sich,

nicht alles das für Natur-Religion zu halten, was wir jetzt bey größerer Aufklärung durch tiefes Nachdenken herausbringen, denn diesem widersprechen die Religionen wilder Völker. Wäre gar keine Natur-Religion möglich; wozu dann die herrlichen Anlagen des Verstandes bey dem Menschen? Wozu das Vermögen, immer an Kenntnissen zuzunehmen? Es gab immer Menschen, welche durch ihre Natur, durch die Aufmerksamkeit auf alles, was sie umgab, durch die Verbindung der Dinge unter einander, durch ihre übrigen Kenntnisse, an höhere Wesen, sey es nun eins oder mehrere, an seine Eigenschaften, an das Verhältniß des Menschen zu demselben dachten, und ein Gefühl von Recht und Unrecht hatten; und daß dies so sey, beweist die Geschichte aller Religionen. Diese Natur-Religion war daher auch nicht bey allen Völkern gleich, es kam auf den Grad der Cultur oder Tradition an, sie hatte gewisse Abstuffungen, aber doch stets Empfindungen höherer Wesen, stets ein Andenken an sie, und Mittel, sie zu besänftigen, alle erwarteten ein Leben nach dem Tode. Diese Natur-Religion steigt bey den Weisen unter unaufgeklärten Völkern empor. Der Weltweise raisonnirt über die Eigenschaften Gottes, denkt sich dies Wesen vollkommener. Ist Cultur schon genug eingedrungen, so theilt er sie dem Volk mit. Zeitalter, Cultur und Wissenschaften bestimmen hier vieles. Aber leicht irrt man sich in der Natur-Religion, beobachtet Eigenschaften der Gottheit, und macht hieraus Götter selbst, denkt sich die Gottheit zu sinnlich, als Mensch oder irrdischen Regenten, und bahnt sich durch Priester, als Mini-

ster

ster Gottes, den Weg zum Thron. Hier ist dann Unvollkommenheit, aber wer erwartet denn beym Kinde die Kenntnisse eines Mannes? Unaufgeklärte Völker, die auf der untersten Stuffe der Cultur stehen, und im Kinderalter sind, können noch nicht die aufgeklärten Begriffe in der Religion haben, die aufgeklärte Männer haben, es giebt in allen Dingen Perioden. Aber will man deswegen, weil in der Naturlehre der Alten manches Irrige war, behaupten, alles wäre falsch, und sie hätten gar keine Naturlehre gehabt? So verhält es sich mit der Religion, das Kind hat auch gewisse Vorstellungen von Gott, seinen Eigenschaften, seinem Willen; und auch diese können edle Eindrücke bey ihm hervorbringen. Gesetzt, einiges ist irrig, darum ist doch nicht alles falsch. Schon die Idee von einem vollkommenern Wesen, als der Mensch ist, von seiner Macht und Güte, von einer Belohnung nach dem Tode, schon dies ist Wahrheit, welche die Völker bald heller bald dunkler sahen. Warum will man denn, ausser seiner eignen Religion, alle übrigen, durchaus oder wol gar mit Verachtung, falsche Religionen nennen? Wünscht doch keiner gerne weniger zu irren, als in den wichtigsten Dingen, und es ist ihm die gröste Beleidigung, sich diesen Irrthum vorwerfen zu lassen. Unvollkommen sind diese Religionen allerdings, aber daß nun gar nichts gutes in ihnen seyn sollte, möchte sich schwer behaupten lassen. Das Uebergewicht des Irrthums ist zwar bey einigen auffallend, allein auch das schwächste Licht des Mondes bleibt Licht, wenn es gleich nicht Sonnenlicht ist. Die Irrthümer nehmen in den Religionen verschiedene

Gestalten an, bald in Absicht des Begriffs höherer Wesen, bald in Absicht der Wirkung der Gottheit auf die Welt, bald in der Bestimmung des künftigen Zustandes; und hier sind die Quellen von Aberglauben und Fanaticismus, die ihre Tyranney in den Religionen verschieden ausüben.

So giebt es also mehrere Wege zu dem Tempel der Wahrheit. Einige davon führen geradezu in dies Heiligthum, und daher sind sie die sichersten; andre Wege gehen durch Schlangen-Linien, es ist etwas unsicherer Boden, man muß über Dornen und Disteln gehen, aber ganz verfehlt man es nicht, sollte es auch erst in der Zukunft seyn. Kann man dem Wanderer einen nähern Weg zeigen, so ist es Pflicht für uns; nur brauche man nicht Gewalt, um ihn zurechte zu führen, der Tempel der Wahrheit und Glückseligkeit muß nicht mit Sturm erobert werden. Vielleicht liegt der ganze Irrthum nur in den verschiednen Wegen, die wir betreten, die doch alle zum Ziele führen. Laßt uns der Vorsehung danken, wenn wir den richtigen Weg getroffen haben.

An=

Anhang.

Religionsgeschichte der Kamtschadalen.

Religionsgeschichte
der Bewohner
von
Kamtschatka.

Kamtschatka ist ein Land, das uns erst vorzüglich durch die Beschreibung von Steller *), der ein Mitglied der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in Petersburg war, und 1738 dorthin eine Reise machte, bekannt ward. Es ist fast ganz mit Wasser umgeben, und hängt nur gegen Westen mit dem vesten Lande Asiens zusammen: seinen Namen hat es von dem Fluß, der darin fließt, Kamtschatka genannt. Es ward zuerst von russischen Cosacken erobert, die sich zum Theil dort niederließen, und ist für uns in mehrerer Hinsicht ein merkwürdiges Land. Vielleicht wurde von hieraus Amerika schon sehr frühe entdeckt, oder hieng vielleicht in den ältesten Zeiten gar damit zusammen, denn die Herkunft des kamtschatkischen Volks läßt sich sehr schwer bestimmen, weil uns Schrif-

*) Georg Wilhelm Stellers Beschreibung von Kamtschatka, dessen Einwohnern, Sitten rc. Frankfurt und Leipzig 1774. Es ist bey ihrer Religionsgeschichte Hauptquelle.

ten und mündliche Ueberlieferungen fehlen. Die Jakuten und Tungusen, die doch am nächsten an ihnen gränzten, wußten von den Kamtschadalen nichts, hingegen die Inselbewohner, zwischen dem tschuktschischen Vorgebirge und dem festen Lande Amerika, hatten von dem Lande Kamtschatka und Amerika genaue Nachricht.

Die Bewohner von Kamtschatka sind in mehrerer Hinsicht merkwürdig, denn ihre Lebensart zeichnet sich vor vielen andern Völkern aus, da sie den ganzen Winter unter der Erde leben, und also alsdann eine Art von Troglodyten ausmachen: ihre fast einzige Nahrung sind Fische und Wallfischfett.

So dürftig ihr Unterhalt ist, so dürftig sind auch ihre Religionskenntnisse, und für die Menschheit, möchte ich beinahe sagen, erniedrigend; denn ihren höchsten Gott Kutka denken sie sich ganz als einen Menschen, und schreiben ihm menschliche Eigenschaften zu, er wird hungrig und durstig, und genießt eines langwierigen Schlafs. Er hat selbst auf Erden gelebt, ist von vielen Menschen nicht allein gesehen worden, sondern wird auch noch jetzt gesehn; daher fehlt ihnen in ihrer Kenntniß nicht allein der Begriff von Geist, sondern auch sogar der Name. Dieser Kutka nun, der größte unter ihren Göttern, ist Schöpfer Himmels und der Erde, von ihm ist alles gemacht, und alles ist durch ihn entstanden. Die Betrachtung der Werke auf dem Erdboden verhalf ihnen zur Idee von Gottheit. Weil sie aber hierinn Unordnung zu entdecken glaubten; so hielten sie sich viel klüger, als Gott, und niemand für thörichter, unvernünftiger und dümmer,

als ihren Kutka. Aus dieser Ursache glauben sie auch, daß er keiner Verehrung würdig sey, bitten ihn weder um etwas, noch danken sie ihm, sondern treiben mit keiner einzigen Sache mehr Kurzweil, als mit ihrem Schöpfer Kutka. Sie sagen so: wäre er klüger und vernünftiger gewesen, so würde er die Welt besser erschaffen, und nicht so viele Gebirge, und hohe unbesteigliche Klippen hervorgebracht haben, eben so wenig, als schnelle und seichte Ströme, auch würde er nicht bis jetzt so große und lange anhaltende Stürme und Regen verursachen. Dieses sey aus Dummheit und Unverstand geschehn. Schreckliche Scheltworte stoßen sie deswegen auf den Kutka heraus, wenn sie im Winter auf einen hohen Berg hinauf- oder hinabfahren, oder im Sommer auf dem Wasser an seichte Oerter kommen.

Von diesem Kutka glauben sie, daß er mit einer Frau Chachy, die ausgezeichneten Verstand, aber mitlere Schönheit hatte, vermählt gewesen sey. Sie hätte den Kutka durch ihren Verstand von vielen Thorheiten abgehalten, ihn beständig zurecht gewiesen, auch zum öftern augenscheinlich seiner Thorheit überzeuget. Mit dieser Chachy soll Kutka viele Jahre an den größten Strömen auf Kamtschatka gelebet und Kinder gezeuget haben. Während der Zeit aber, daß er Kamtschatka mit Menschen erfüllte, habe er sich durch allerhand tägliche Verrichtungen ernährt, und hätten sie die Art Jurten zu bauen, Fische, Thiere und Vögel zu fangen, einzig und allein von Kutka erlernet. Aus seiner Lebensgeschichte erzählen sie viel thörichtes, abgeschmacktes, ja

wol

wol gar schmutziges, daß ich Anstoß finde, es zu wiederholen, da es in der That Eckel erregt. Sehr oft irrte er sich, und wurde sogar von den Mäusen auf seiner Jagd mehrere Male hintergangen, öfters ward er von seinen eigenen Nachkommen gescholten und geprügelt, ja sie stellten ihm wol gar nach dem Leben, dem er aber zu entkommen suchte. Sie glaubten, daß, weil ihr Gott schön wäre, er auch nothwendig so krause Haare und Haarlocken hätte, wie Hobelspäne. Gott nennen sie Dustaechtschitsch; diesen einzigen Namen verehren sie gewissermassen, wie die Athener den unbekannten Gott. Sie richten in den weiten Ebenen und Torf-Feldern einen Pfeiler auf, umwinden denselben mit dem Gras Eheu, und gehen niemals vorbey, ohne ein Stück Fleisch, Fisch oder sonsten etwas hinzulegen. Gewöhnlich aber ist es weiter nichts, als Haut und Knochen. Sie sammlen auch die Beeren nicht, die in dieser Gegend wachsen, noch vielweniger erlegen sie ein Thier oder einen Vogel, und halten dafür, daß sie durch diese Opfer das Leben verlängern, hingegen, wenn sie nicht im Vorbeygehen opferten, sterben würden. So bringen sie auch Opfer, indem sie bey dem Eintritt des Strudels in die See Hobelspäne werfen, damit sie nicht scheitern, hiebey wird der Strudel zugleich besprochen.

Auch sie besetzen die Erde mit vielen Geistern, die sie zum Theil anbeten, und man kann daher mit Recht sagen, daß Fetischismus bey ihnen geherrscht habe. Aus den Opfern, die sie den Flüssen und Quellen brachten, sehen wir, daß sie einen Geist annahmen,

der sie bewohnte. In der See hält sich ein Geist auf, Mitgh genannt, der die Gestalt eines Fisches haben soll. Von diesem glauben sie, daß er die Fische aus der See schicke, daß sie die Ströme aufwärts bis an die Quellen steigen sollten, wo gute Holzungen wären, um Kähne zu machen: sie aber fiengen dieselbe unterwegens auf, weil sie durchaus nicht glauben wollen, daß ihnen das geringste Gute in ihrer Nahrung von Gott zufliessen könne. So versetzen sie andre Geister auf die Berge, und fürchten sich vor ihnen so sehr, daß sie oft vor Furcht und Einbildung gestorben; diese suchen sie auf alle mögliche Art zu meiden. Die Geister ernähren sich vom Wallfischfang, gehen des Nachts durch die Luft in die See und holen Fische heraus, und soll einer zehn Stück nach Hause tragen, nemlich an jedem Finger einen, daselbst braten und kochen, und wollen sie gewisse Nachricht haben, daß man auf den Gipfeln der Berge ganze Haufen Wallfischknochen antreffen soll. So oft sie vor einem solchen Berge oder Quelle vorbeigehen, werfen sie ein Stück Fisch oder sonst einen Lappen als ein Opfer dahin.

Ein anderer Geist wohnt in den Wolken; dieser donnert, blitzet und läßt regnen, und ist der Regenbogen der Saum seines Kleides. Er läßt sich mannigmal mit den Wolken herunter auf die Berge, und fährt in einem Schlitten, öfters will man seine Spur gesehn haben, und hält dies für ein großes Glück.

Sie nehmen auch einen Teufel an, welchen sie sich sehr listig und betrügerisch vorstellen. Um Nischna zeigt man einen sehr alten und großen Erlenbaum, worin-

innen der Karna wohnen soll, und schiessen sie täglich viele Pfeile in denselben, so daß er ganz mit Pfeilen besäet seyn soll. Haetsch ist der Präsident in der Unterwelt, er war vor diesem in der Oberwelt eins von den ersten Kindern des Kutka.

Ueberhaupt sind ihre Meinungen von Gott und den Geistern sehr verwirrt, ohne alles Nachdenken und Wahrscheinlichkeit. Sie sind sehr leichtgläubig und stützen sich immer auf die Sagen der Väter. Niemals fiel es ihnen ein, aus der Betrachtung des Himmels, der Sonne und der Sterne auf einen Gott zu schliessen, der dieses alles so weislich hervorgebracht hätte, und sie waren bey dieser ihrer Unwissenheit sehr vergnügt. Ihre Lehrsätze lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen.

1) Kutka hat die Welt und alles erschaffen. Wo er aber hergekommen, wissen sie so wenig, als ob sie einen Gott oder einen Menschen aus ihm machen wollen, oder in welcher Subordination er mit dem Teufel und andern Geistern stehe.

2) Alles hänge von dem Menschen und dem Glücke ab; hiedurch leugnen sie also eine Vorsehung. Gott und die Menschen stünden in keiner Verbindung, daher brauchten auch beide nicht sich um einander zu bekümmern. Das Glück nennen sie Arang, für das Unglück haben sie kein Wort in ihrer Sprache. Für glücklich schätzen sie alle diejenigen, die lange und im Ueberfluß leben; so bald es aber anfängt, jemandem unglücklich zu gehen, halten sie ganz gewiß dafür, daß sein Ende nahe sey. Damit man nun nicht lange unglück-

lich

lich ist, so ist es erlaubt, daß man sich selbst ermorde.

3) Die Welt wird ewig fortdauren, die Seele ist unsterblich, der Leib wird wieder auferstehn, und mit der Seele vereiniget werden, alsdann ewig leben, aber auf eben die Art, wie hier auf Erden unter beständiger Arbeit. Niemals werden sie Hunger leiden, auch von ihren Tyrannen, den Russen, befreiet seyn. Den Himmel gönnten sie gerne den Russen, sie verlangten nicht in ihrer Gesellschaft zu seyn.

4) Alle Geschöpfe bis auf die kleine Fliege würden wieder auferstehn, und zwar gleich nach dem Tode, doch würden sie unter der Erde leben. Die Welt sey platt; wäre sie rund, so müßten alle Menschen sich um das oberste Centrum der Kugel aufhalten, oder sie würden aus der Welt hinausfallen. Unter dieser Erde nehmen sie einen Himmel und wieder eine Erde an. Unsre Erde halten sie für die unächte Seite von dem Himmel der untern Welt; wenn bey uns Sommer, so sey in der untern Welt Winter: wir bekämen Licht, Regen, Schnee, von dem Himmel oder der obern Welt. Wenn dieser durch unsre Erde durchdringe, und in den Himmel der untern Welt komme, so entstünde im Sommer Regen, im Winter aber Schnee.

5) Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode sagen sie nur allein, daß diejenigen, so hier auf Erden arm und dürftig gewesen, in der untern Welt reicher, die Reichen aber an ihrer Stelle arm werden würden. Damit es einigermaassen gleich zugienge, da nicht alle reich seyn können, und andre in alle Ewigkeit arm blei-

bleiben würden; so sagen sie auch, daß es unnöthig wäre, daß die Sünden von Gott gestraft würden, weil es ausserdem schon ein Unglück für den Menschen wäre, wenn er unglückliche Neigungen hätte.

In dieser Unterwelt ist ein großer und mächtiger Itälmen mit Namen Haetsch, und der erste Mensch von allen, die auf Kamtschatka verstorben sind. Dieser habe so lange ganz allein in der Unterwelt gelebt, bis seine zwey hinterlassenen Töchter auch gestorben und bey ihm aufgelebt, darauf hätte Haetsch beschlossen, in die obere Welt zurückzukehren, und seinen Brüdern von demjenigen, was in der untern Welt und nach dem Tode sich zugetragen, umständliche Nachricht zu geben. Seine beiden Töchter wollten darauf zugleich wieder mit ihm zurückkehren, er aber schlug ihnen solches ab, und entwischte heimlich und kam in seine vorige Wohnung, gieng aber nicht hinein, sondern blieb oben vor dem Rauchloch stehn, und erzählte seinen vormaligen guten Bekannten und Freunden alles umständlich, welches sie alsdann alle einmüthig glaubten. Weil sie sich aber sehr vor ihm gefürchtet, und viele aus der Wohnung, so Haetsch gesehn und angehöret, kurz darauf verstorben, so hätten sie beschlossen, bey jedem Todesfall eine neue Hütte zu machen *); diese wüste er alsdann nicht zu finden, wenn er wiederkommen sollte. Als aber dieser Haetsch seine Erzählung geendigt, so wären seine zwey Töchter in vollem Grimm aus der untern Welt angekommen

*) Dieses hat sich in neuern Zeiten unter der Regierung der Russen geändert.

men, und hätten den Haetsch vor dem Rauchloch todt geschlagen, daß er also zweymal sterben müssen. Er empfängt die Verstorbenen in der Unterwelt, doch mit dem Unterschiede, daß er demjenigen, der in einer neuen schönen, und sehr guten Kuklanke oder Hundepelz ankömmt, und starke große fette Hunde vor dem Schlitten hat, einen geringen, alten und abgetragenen Pelz und schlechte Hunde giebt; welche aber in einer schlechten Kleidung und mit schlechten Hunden ankommen, und hier in Armuth gelebt, denen giebt er einen neuen Pelz, und gute Hunde, und weiset ihnen einen schönen und nahrhaftern Ort an, als andern, und fiengen sie alsdann eben also zu leben an, wie hier, baueten Ostroge *), Balagannen **), fangen Fische, Thiere, Vögel, essen, trinken, singen, tanzen. Nach ihrem Vorgeben ist es daselbst weit angenehmer, weniger Stürme, Regen und Schnee, als auf Kamtschatka, sehr volkreich und alles in großem Ueberfluß. Die Welt verschlimmere sich von Zeit zu Zeit, die Menschen würden lasterhafter und weniger, die Nahrung nehme auch ab dadurch, daß die Thiere mit den Menschen nach der untern Welt zueilen, die Bären mit den Bärenschützen, die Rennthiere und Musimons mit den Rennthierschützen.

Sie halten es für die größte Glückseligkeit nach dem Tode, wenn sie von schönen Hunden gefressen werden, denn dadurch würden sie gewisse Besitzer von ihnen in der untern Welt. Hier erhalte einjeder seine Wei-

*) Eine kamtschadalische Winterhütte.

**) Eine Sommerwohnung.

Weiber wieder, daher sehnen sich alle begierig darnach. Bey ihnen findet man auch eine Spur von Sündfluth, die nicht lange, nachdem Kutka sich von ihnen verloren, sich soll zugetragen haben: hierin wären viele Leute umgekommen, einige hätten sich noch in Kähnen gerettet, andre hätten große Flösse gemacht, womit sie nach abgelaufenem Wasser oben auf den Bergen wären sitzen geblieben.

Ohnerachtet die Kamtschadalen glauben, daß sie keine Sünde wider Gott begehen können, so haben sie doch sehr viele Sünden, davor sie sich sehr fürchten. Sünde ist bey ihnen jedes Verbot ihrer Voreltern, dadurch man in Unglück geräth.

1) Eine Sünde ist: sich in heissen Quellen baden, oder nahe hinzu gehen, weil die Geister Kamuli daselbst kochen.

2) Den Schnee mit Messern, ausserhalb der Wohnung, von Schuen abschaben, davon entstehen Sturmwinde.

3) Mit nackten Füßen im Winter aus der Wohnung zu gehen, weil Sturmwinde entstehn.

4) Eine Kohle mit dem Messer zu nehmen, und Tobak dabey anzuzünden, man muß sie mit bloßen Händen anfassen.

5) Wenn der Mann auf den Promyssel *) gehet, so darf das Weib die Wohnung nicht aufräumen, oder nähen, denn dadurch verdirbt sie die Spur.

6) Fische und Fleisch, oder Land- und Seethiere soll man niemals zusammen in einem Kessel kochen wi-

*) Jagd oder Fang.

wider die Natur: davon verliert sich der Promyssel und die Leute bekommen Geschwüre.

Eben so machen sie es zur Sünde von dem ersten Seebiber den Kopf abzuschneiden, oder frisches Zobelfell in die Wohnung zu bringen, oder auf dem Wege ein Messer und Beil scharf zu machen. Auffallend ist es, daß die Kamtschadalen tausend solcher Gebote im Kopf behalten können, und immer sich darnach richten. Sobald ihnen etwas Böses begegnet, so glauben sie gleich, daß sie sich versündigt haben, und erkundigen sich bey dem Schaman nach der Ursache; sobald dieser sie errathen hat, bemüht er sich, sie zu versöhnen.

Ausser diesen Geistern, Geboten und Sünden verehren sie allerley Dinge, die ihnen entweder großen Schaden zufügen, oder großen Nutzen bringen. Sie verehren das Feuer, und opfern demselben die Nasen von Zobeln, Füchsen und andern Thieren.

Sie verehren den Wallfisch und die Orcam oder Kosatka aus Furcht, weil sie ihre Baidaren umwarfen. Sie verehren den Bären, den Wolf aus Furcht, und haben allerley Formeln, damit sie diese besprechen, nennen auch alle diese Dinge niemals mit Namen, wenn sie sie sehen, sondern sprechen nur Sipang! O Unglück.

Einen Pflock, der dem Feuerheerd gegen über in die Erde geschlagen wird, verehren sie als Hausgott, — ausserdem auch einen Fliegenwedel, womit sie die krausen Haare Gottes vorstellen wollen. Einige religiöse Itälmenen machen sich kleine Sackgötzen, die sie Ka-

muli nennen. Diese speisen und tränken sie, und schilt keiner den andern für einen Ketzer, wenn er nach seinem Belieben einen Gott und Götzen mehr oder weniger macht.

Unter ihnen giebt es auch Schamanen oder Zauberer, doch stehn sie nicht in so großem Ansehn, wie bey den übrigen asiatischen Völkern; diese wollen die Kunst wissen, Geister hervorzurufen, und beobachten zu diesem Ende besondre Gebräuche. Sie sind sehr vorwitzig, und wollen gerne alles vorauswissen, besonders sind sie auf die Auslegung der Träume sehr begierig, und ist dieses des Morgens ihre erste Arbeit; daß einer dem andern den Traum erzählt und ausleget. Sie besitzen Traumbücher, die sie aufschlagen und sich daraus die Träume deuten. Die große Anhänglichkeit an Träume macht, daß schlaue Betrüger sich manches dadurch zu erschleichen wissen.

Wenn des Nachts ein Hund im Schlaf bellet, erschrecken sie sehr, und ist allezeit die Bedeutung, daß der Hausherr ihn entweder erwürgen soll, weil er über seinen Herrn klage, und nicht mit ihm zufrieden sey, oder er muß ihn wegschenken, um sich kein Unglück über den Hals zu ziehn. Den Raben und Krähen danken sie, daß sie gutes Wetter und keine große Kälte haben; den Bachstelzen aber danken sie für den Frühling und Sommer, weil sie dafür halten, daß sie denselben mit sich bringen. Daher schliessen sie, weil Billukai, wenn es bey uns Winter ist, nicht blitzet, und Feuerbrände aus seiner Wohnung herauswirft, sondern diese, weil es bey ihm Sommer, mit

Was-

Wasser ausgiesset; so müsten sie auch nach des Bachstelzen Ankunft nicht mehr auf Erden thun, wenn es bey ihnen Sommer, und im Himmel Winter wäre, damit sie ihn nicht mit ungewöhnlichen Blitzen erschrecken möchten.

Nach ihrer Meinung muß man kein Land- oder Seethier umbringen und verzehren, ohne sich vorher zu entschuldigen, daß es solches nicht übel deuten möchte, und nach diesem müste man es mit Cedernüssen oder andern Dingen tractiren für ihr Fleisch und Fell, daß es in der Meinung bliebe, als wäre es nur bey ihnen zu Gaste gewesen, wodurch andre nicht leutescheu würden. Wenn ein Kind in einem Sturmwetter oder lange anhaltendem Regen geboren wird, so halten sie solches für sehr unglücklich, und meinen, daß es allenthalben Stürme nnd Regen verursache, wohin es auch komme; daher, wenn solches erwachsen und sprechen kann, söhnen sie es mit dem Himmel aus, und reinigen es folgender maaßen: Sie ziehen im heftigsten Sturm und Regen das Kind ganz nackend aus, geben ihm eine Schaale oder Muschel von einem Mytulo in die Hand, die es empor heben muß, befehlen ihm, um den Ostrog und alle Balagannen und Hundehütten herumzugehen, dabey es diesen Spruch auswendig lernen, und zu dem Billukai und den Kamulis oder Geistern herbeten muß: Ghaulga setzet euch nieder und höret auf zu stürmen, die Muschel ist des salzigen und nicht des süssen Wassers gewohnt, ihr macht mich allzunaß, und von der Nässe muß ich erfrieren, ich habe ohnedem keine Kleider; sehet, wie ich zittere. Wird aber ein Kind in schönem

Wetter geboren, so halten sie solches für sehr glücklich, und muß es bey üblem Wetter, wo es auch ist, diese Ceremonie verrichten, davon die Itälmenen glauben, daß sie von großer Wirkung sey.

Sie verehren weder Sonne noch Mond, noch sonst einiges Gestirn, wissen auch ausser dem großen Bären keins zu nennen, welches sie Chana heissen, das sich bewegende Gestirn; hiernach bestimmen sie ohngefähr die Zeit der Nacht. Sie nehmen sehr viele Verwandlungen an, die oft sehr ins Lächerliche fallen.

Ihr moralischer Character hat von mancher Seite etwas rühmliches, und ist erst durch den Umgang mit den Russen verdorben worden, weil sie von Natur sehr biegsam zum Guten und Bösen sind. Ihr Hauptbemühen geht dahin, immer ohne Sorgen und vergnügt bey ihrer Dürftigkeit zu leben. Sie haben nur allein soviel Begierde zu arbeiten, als für sie und die Ihrigen zu ernähren nöthig ist. Haben sie nach ihrer Rechnung Fische genug, so fangen sie an, davon zu zehren, sich lustig zu machen, zu singen und zu ergötzen. Beym Essen und Trinken suchen sie ihre Freude nicht in der Annehmlichkeit der Speisen, sondern in Vielfräßigkeit und Völlerey, die bis zum höchsten Eckel geht. Wenn sie in ihrer Rechnung zu kurz kamen, so fiengen sie an, Hunger zu leiden, Birken und Weiden-Rinde, Säcke, Schue und alle Ledergeräthschaft zu verzehren; und kommen viele aus Hunger um. Der Kamtschadale schätzt sein Weib sehr, und sucht ihre verlorne Gunst durch Caressen und Complimente wieder zu erhalten; dem ohngeachtet aber findet man auch bey ihnen große Ausschweifung in der Liebe, und

nicht

nicht weniger Eifersucht, vorzüglich findet sich diese unter den Weibern.

Sehr große Freunde sind sie von der Musik, die sie auf alle Vorfälle zu componiren wissen. Geiz herrscht gar nicht bey ihnen, sie wollen nicht mehr haben, als sie zur Noth bedürfen, und kaufen niemals etwas in Vorrath, wenn sie es auch noch so wohlfeil haben können; und bezahlen, was man fordert. Von Schande wusten sie sonsten nichts, in neuern Zeiten verlangen sie aus zwey Gründen einen Rang. 1) Wenn jemand beweisen kann, daß er niemals rebellirt, oder Theil daran genommen hat. 2) Wenn er einem Russen ähnlicher ist, als ein andrer. Dankbarkeit und Dienstfertigkeit finden bey ihnen nicht statt. Wer gelinde mit ihnen umgehet, dem beweisen sie die gröſten Unhöflichkeiten und Widerspänstigkeiten; wer aber gegen sie mit vollem Halse schreiet, und zuschlägt, der erhält alles von ihnen, und mehr, als er verlangt, ohnerachtet es der liederlichste Kerl wäre, und machen sie nicht die geringste Distinction von Leuten: erzeiget man ihnen einige Wohlthat, so nennen sie denselben einen Freund, belästigen aber ihren Freund so, daß man ihrer bald müde wird, und sind sie auf keine Art und Weise zu ersättigen. Hat einer einen vornehmen Freund, so ist er sehr stolz darauf. Sie stehlen sich nichts, als Weiber und Hunde, worüber auch ihre Kriege entstanden. Heimlich sind sie in ihrer Rache, und fallen ihre Feinde niemals öffentlich an. Hiemit verbinden sie eine auszeichnende Furcht vor der Zukunft; wenn sie eine Strafe besorgen, so nehmen sie sich lieber durch Selbstmord das Leben. Hiezu haben sie von

Natur einen sehr großen Hang. Väter baten selbst ihre Söhne um diese Wohlthat. Vorzüglich erflehten die Kranken, daß man mit ihren lebendigen Körpern die Hunde futtern möchte, um nicht an einer langen Krankheit zu sterben, und um desto eher in die Unterwelt zu kommen.

Die gemeinste Art, sich selbst zu ermorden, bestand vor diesem darin, daß einer, der, lebenssatt, von den Seinigen Abschied nahm, ein Gefäß ergriff, in die Wildniß gieng, sich eine Hütte baute, Wasser trank, sich schlafen legte, und sich selbsten zu Tode hungerte. Man hielt es sonst für gar keine Sünde, einen Menschen zu tödten.

Sie warfen vor Alters, wie die alten Deutschen, ihre neugebornen Kinder weg, wenn sie in üblem Wetter geboren wurden, oder sich die Mütter mit deren Erziehung keine Mühe machen wollten, oder sie warfen auch schon erwachsene Kinder, wenn sich Hungersnoth ereignete, in das Wasser. Es war sogar eine große Sünde, jemanden aus dem Wasser zu retten; denn sie glaubten, dies wäre vorher bestimmt, und keiner nahm ihn in seinem Hause auf.

Sie hatten auch gewisse Dankfeste, die aber nicht bestimmt waren, gemeiniglich sich im December anfiengen, wenn der Wintervorrath beysammen war. Dann kamen sie familienweise zusammen, und brachten mit Essen, Singen, Tanzen, und kurzweiligen Erzählungen, die gemeiniglich auf ihren Schöpfer Kutka sich bezogen, die Zeit angenehm zu. An diese Zeit denken die Alten mit vielen Freuden zurück.

II.

Religionsgeschichte der Abiponen.

Hauptquelle war hier: Geschichte der Abiponen, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, verfaßt von Herrn Abt Martin Dobrizhofer, der 18 Jahr lang Missionair in Paraguay war, aus dem Latein. übersetzt von A. Kreil. Wien 1784.

Religionsgeschichte

der

Abiponen.

Die Abiponen sind eine Nation, die in Paraguay wohnt, und uns noch nicht gar lange bekannt ist. Sie halten sich in Chaco auf, haben aber keine stete Wohnsitze. Im vorigen Jahrhundert war das mitternächtliche Ufer des Flusses Rio Parana das Vaterland der Abiponer, nachher zogen sie weiter gegen Süden hinunter. Ueber ihren Ursprung läßt sich nichts sagen, ihr vornehmster Cacike wuste weiter nichts, als daß sie auf Eseln über große Flüsse angekommen wären. Sie waren immer den Spaniern sehr gefährlich, denn man konnte zu ihnen wegen der unzugänglichen Moräste und Wälder nicht gelangen, und sie selbst wollten lieber Hunger und Durst leiden, und verborgen bleiben, als unterwürfig seyn. Sie sind unter den Südlich Amerikanischen Völkern eins der merkwürdigsten, und Dobrizhofer, der lange als Missionair sich bey ihnen aufhielt, hat über sie scharfsinnige und zuverläßige Beobachtungen angestellt. Sie waren äusserst roh und ungesittet; dies sieht man aus der Menschenfresserey,

serey, die bey ihnen allgemein herrschte. Von ihnen kann man wohl sagen, daß sie keine Religion haben, denn sie wissen weder von Gott noch von seinem Namen. Sie gestanden es öffenherzig ein, daß ihre Ahnen und Urahnen sich immer auf der Erde umgesehn, und sich bloß um Gras und Wasser für ihre Pferde bekümmert hätten, niemals aber darum, ob es auch ein höheres Wesen im Himmel gebe. Sie scheinen ein gewisses Wesen anzunehmen, das sie Tupa nennen, wenigstens pflegen sie, wenn es donnert, auszurufen Tupa. Dem Teufel, welchen sie Aharaigichi oder Queevet nennen, geben sie mit vieler Ergebenheit den Namen ihres Grosvaters Groaperikic. Dieser, sagen sie, war ihr und der Spanier Grosvater, doch mit diesem Unterschiede, daß er diesen prächtige Kleider nebst Gold und Silber, ihnen aber einen grossen Muth zum Erbtheil hinterlassen habe, denn sie trauen sich ungleich mehr Unerschrockenheit und Muth, als den Spaniern zu. Wenn man sie fragt, wer denn ihr Stammvater gewesen ist, oder was er gemacht hat; so geben sie ganz dreist zur Antwort, daß sie dieses nicht wüsten. Dringt man durch Fragen noch weiter in sie, so sagen sie: er war ein Indianer, wie wir. Die Gluckhenne oder die Plejaden halten sie für das Bild ihrer Ahnen. Ist dieses nun einige Monate am Himmel nicht sichtbar, so glauben sie, ihr Grosvater sey krank; erscheint es wieder, so meinen sie, er sey wieder besser, und erheben ein lautes Freudengeschrey. Wahrscheinlich bekamen sie diese Verehrung des Siebengestirns von den Peruanern.

In

In sehr großem Ansehn stehn bey ihnen, wie bey den meisten wilden Völkern, die Zauberer, die vorgeben, alles zu wissen, was in der Entfernung vorgeht, die sich eine Macht über Ungewitter, Regengüsse und Hagel anmessen, Verstorbene hervorrufen wollen, und Schlangen unbeschädigt anfassen. Der Teufel, ihr Ahnherr, hätte ihnen diese Wissenschaft zum Geschenk gemacht. Die zu dieser Zauberwürde gelangen wollen, sollen sich auf eine bejahrte Weide, welche in einem See herausraget, setzen, und sich einige Tage aller Speisen enthalten, bis sie endlich die künftigen Dinge vorhersehen. Hundert Künste und Betrügereien haben sie in Bereitschaft, um den einfältigen Wilden zu hintergehen. Wenn ihnen ein unvermuthet angelangter Wilder heimlich die Nachricht bringt, daß sich der Feind ihren Hütten nahe, um ihre Landesleute zu überfallen; so thun sie vor dem Volke, als wenn ihnen ihr Grosvater dieses Geheimniß kund gemacht hätte, und man hält sie nun durchgängig für Männer der ersten Größe. Muthmaassen sie etwas, oder hat ihnen jemand etwas heimlich anvertraut, oder haben sie etwas durch eigenes Nachdenken herausgebracht, so weissagen sie künftige Dinge, geben sich dabey eine wichtige Miene, und alle hören ihnen als Inspirirten mit der möglich größten Aufmerksamkeit zu. Straft der Erfolg ihre Weissagungen Lügen, so mangelts ihnen nie an Entschuldigungen, um ihr Ansehn zu retten. Oft machen sie bey später Nacht mit einer Pfeife oder Flöte auf einmal Lerm, als wenn sich der Feind näherte. Alles wird aufgeweckt, kein Mensch zweifelt an der Ehrlichkeit des Zauberers. Die Männer

ner greifen sogleich zu den Waffen. Die Weiber flüchten mit ihren Kindern an einen sichern Ort. Stunden, und sogar ganze Nächte vergehen oft, daß diese für ihr Leben zittern, und jene ihren Angreifern ängstlich den Tod drohen; aber kein Feind erscheint. Um nun ihr Ansehn nicht zu verlieren, versichern sie lächelnd, daß der Teufel, ihr Großvater, die Anschläge der Feinde vernichtet hätte. — Nothwendig müssen sie, da soviel Aberglaube bey ihnen herrscht, tausend Gefahren sehn, die der Aufgeklärte auch nicht einmal ahndet. Jeder unbekannte Fußstapf auf dem Wege, das Bellen der Hunde zu ungewöhnlichen Stunden setzt sie in Angst und Schrecken wegen eines nahe bevorstehenden Ueberfalls, zumal wenn sie kurz vorher irgend ein Blutbad, oder Verwüstungen angerichtet haben, und also an Rache der Beleidigten denken können. Um sich zu beruhigen, und zugleich zu unterrichten, tragen sie ihren Zauberern auf, sich bey ihrem Großvater, dem Teufel, zu erkundigen, was ihnen für Gefahren drohen, und wie sie sich dabey zu verhalten haben. Auf die Nacht versammelt sich in einem großen Gezelte eine ganze Schaar solcher Weiber. Ihre Vorsteherin, welche wegen ihrer Runzeln und grauen Haare unter allen die ansehnlichste ist, trommelt immer auf zwo Trommeln, welche vier Töne oder eine Quarte von einander abstehen. Während daß diese mit einem schreckbaren Getöse die Luft erfüllen, so heulet jene mit rauher Stimme gewisse Verse her. Die herumstehenden Weiber schütteln mit fliegenden Haaren und mit entblößter Brust ihre Kürbisklappern, und singen mit kläglicher Stimme ihre gewöhn-

wöhnlichen Possen, wobey sie stets hüpfen, und die Arme hin- und herwerfen. Diese Musik wird noch durch andre vermehrt, die auf gewisse mit Rehhäutchen überzogene Töpfe von einem äußerst scharfen Klange mit einem Stäbchen ohne Unterlaß fortklopfen. So vergeht die Nacht. Gegen den Anbruch des Tages läuft alles zu dem Gezelt der Zauberin, als zu einem delphischen Orakel. Jeder bringt ein kleines Geschenk, und frägt sie mit der äußersten Neugierde, was doch ihr Großvater gesagt habe. Die Anstalten der Alten sind meistens so zweydeutig und auf Schrauben gesetzt, daß sie immer Recht behalten, es mag erfolgen, was nur will. Bisweilen wird der Teufel in der nemlichen Nacht in mehrern Hütten zugleich befragt, und giebt oft ganz verschiedne Antworten. Wird ihre Begierde, die Zukunft zu wissen, sehr groß; so bekömmt der Zauberer den Auftrag, den Schatten eines Verstorbenen ins Leben zu rufen. Hierauf läuft alles, Junge und Alte, Männer und Weiber, zu der Hütte des Zauberes hin, welcher hinter einer Ochsenhaut, wie hinter einem Vorhang, steckt. Bald giebt er die Versicherung, daß die Seele des Verstorbenen, welche man zu sehn wünscht, wirklich gegenwärtig sey. Diese frägt er nun über die künftigen Schicksale zu verschiednen Malen, und antwortet sich selbst mit veränderter Stimme, was ihm am schicklichsten zu seyn scheint. Keiner von den Anwesenden zweifelt an der Gegenwart des Geistes, oder der Wahrheit dessen, was sie hören. Aus dieser Sitte läßt sich schließen, daß sie eine Fortdauer nach dem Tode angenommen haben.

Auf

Auf die Grabstätte der Verstorbenen pflegten sie vorsichtig einen Topf, Kleider, Waffen, und auf Pfähle gesteckte Pferde hinzupflanzen, damit ihnen ja nichts abgienge, was zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens gehöret. Die kleinen Enten, welche von den Abiponen Ruilili genannt werden, und bey der Nacht mit einem traurig tönenden Gezische schaarenweise herumflattern, halten sie für die Seelen der Verstorbenen, und heißen sie Geister, Schatten, Gespenster.

Die Zauberer geniessen nicht nur bey ihrem Leben das größte Ansehn, sondern die Abiponer tragen auch ihre Gebeine in ihren Streifzügen als Reliquien bey sich. So oft sich ein Luftfeuer, dergleichen man in Amerika häufig antrift, am Himmel sehn und hören läßt, und drey= oder viermal, wie eine abgefeuerte Kanone knallt; so glauben sie, daß einer ihrer Zauberer irgendwo müste gestorben seyn, und daß der Hiñel durch diesen Glanz und wiederholten Knall bey ihrem Leichenbegängniß traure. Wenn sie in den Krieg oder auf die Jagd gehen, so nehmen sie einen dieser Betrüger mit sich, dessen Worte und Rathschläge sie als heilig zu befolgen pflegen, weil er, ihrer Meynung nach, alles, was zum glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung gehört, am beßen weiß, und vorraussieht. Dieser zeigt ihnen die Zeit, den Ort und die Art an, wann, wo und wie sie auf das Wild und die Feinde loszugehen haben.

Sie hielten die Sonnenfinsternissen für Vorbedeutungen schwerer Drangsale, welche auf sie alle warteten. Wurde der Mond seines Lichtes beraubt: so mein=

meinten sie, er wäre krank, und standen immer in Furcht, daß er, wenn er stürbe, auf die Erde herabfallen, und mit seinem schweren Körper alle Bewohner derselben erschlagen möchte. Erhilet er sein Licht wieder, so glaubten sie, er sey wieder genesen, und von dem Pachacamac, dem Erhalter der Welt, geheilet worden: dieser hätte ihn nicht sterben lassen, damit nicht die Welt, durch seinen Herabsturz zertrümmert, zu Grunde gienge.

So viel von der Religion und den abergläubischen Gebräuchen der Abiponer, ich komme nun zu ihren Leichengebräuchen, die mit ihrer Religion in naher Verbindung stehn.

Nicht leicht fürchtet sich wol ein Volk so sehr vor dem Tode, als die Abiponer, sie wollen nichts von dem Tode hören, und noch weniger einen Sterbenden sehen. So bald man also an dem Aufkommen eines Kranken verzweifelt, so bald verlassen alle seine Hausgenossen ihre Wohnung, oder werden von den alten Weibern, welche zur Pflege des Sterbenden zurückbleiben, fortgejagt, damit sich nicht bey dem traurigen Anblicke seiner letzten Zuckungen der Unmuth ihrer Seele bemächtige, und sie, wenn mit dem Feinde solle gestritten werden, aus Furcht vor dem Tode ihr Leben nicht mehr wagen möchten. Daher bringen die Meisten die Nacht ausser ihren Hütten entweder in einem fremden Gezelt oder unter freiem Himmel zu. So bald der Kranke nicht essen, reden oder schlafen will, so weissagen sie daraus sein nahes Lebensende. Wenn sich das Gerücht verbreitet, daß jemand in den

letzten Zügen liegt; so laufen alle alte Weiber, die mit ihm in Verwandschaft oder ihrer Quacksalberey wegen im Rufe stehn, in sein Haus hin. Mit zerstreuten Haaren und entblößten Schultern umgeben sie ihn zu beyden Seiten, und stehen in einer langen Reihe um sein Bette herum. Mit der rechten Hand schütteln sie ihre Klappern, die Kürbisse, in einem fort, während daß sie mit den Füssen gewaltig stampfen, die Arme in einander werfen, und, so laut sie können, jammern. Die älteste oder berühmteste Zauberinn steht bey dem Haupte des Sterbenden am nächsten, und trommelt von Zeit zu Zeit auf einer ungeheuren und schrecklichen Kriegstrommel auf eine gleichfalls schrecklich lärmende Weise. Eine andere, welche auf alles Acht hat, was mit dem Kranken vorgeht, nimmt ihm einigemal die Ochsenhaut ab, womit er bedecket ist, beobachtet seine Mienen, und begießt ihn, wenn er noch Athem holt, stark mit kaltem Wasser, zu welchem Ende ein Becken mit Wasser unter dem Bette bereit gehalten wird. Unter dem Vorwande des Mitleids üben sie an den Sterbenden eine solche Grausamkeit aus, damit nemlich die umstehenden Weiber nicht ihre Zuckungen in dem Todeskampfe sehen, und ihr letztes Röcheln anhören dürfen. Um sich selbst zu verschonen, schonen sie der andern nicht, und quälen sie, um sich die Betrübniß zu ersparen. So bald nur der Athem im geringsten zurückbleibt, so kommen alle verheirathete Weiber und Witwen des ganzen Fleckens, um ein gemeinschaftliches Weheklagen anzustimmen. Während daß sie mit ihrem betäubenden Gejammer, dem Klappern der Kürbisse und dem Lärmen der mit Rehhäuten

überzogenen Häfen, auf die sie, wie auf kleinere Trommeln, klopfen, die Luft erfüllen, in langen Reihen einherziehen, und sich mit erzwungenen Thränen abmatten, erschallet oft unvermuthet eine Stimme, daß der als todt beklagte wieder zum Leben aufgewachet sey. Auf den freudigen Zuruf: er lebt schon wieder, der aus einem Munde in den andern und aus einem Ohre in das andere herumgeht, hört das Jammergeheul der Weiber sogleich auf, als deren einige nach Hause, andere aber zu dem Kranken hineilen, um ihm in seinem Hin- und Herwanken zwischen Leben und Tod beizustehen, und ihn mit ihrem Todesgewinsel so lange zu quälen, bis sie ihn aus dem Leben hinausgejammert haben. Hierauf ist das erste und wichtigste Geschäft der Anwesenden, dem Todten Herz und Zunge aus der Wurzel herauszureißen, zu sieden, und dem nächsten besten Hunde zum Auffressen vorzuwerfen, damit derjenige, welcher an dem Tode des Verstorbenen schuld ist, gleichfalls so bald, als möglich, sterbe. Der Leichnam wird noch warm nach ihrer Nationalart gekleidet, in eine Ochsenhaut eingehüllet, und mit ledernen Riemen darein gebunden. Um das Haupt wird ein besonderes Tuch, oder auch ein anderes Kleidungsstück gewickelt. Das Grab aufzuscharren und das Leichenbegängniß mit Wehklagen zu verherrlichen, reiten die dazu bestimmten Weiber spornstreichs voraus.

Die Abiponer wählen sich zu Grabstätten Wälder und Haine, aber solche, die von dem Orte ihres Aufenthalts etwas entfernt sind, theils um sich die Betrübniß zu ersparen, welche das durch den immer-

währenden Anblick der Grabhügel aufgeweckte Bild des Todes ihnen verursachen würde, und theils um die Luft, die sie einathmen, nicht mit den schädlichen Ausdünstungen der verfaulten Körper zu beschwängern. Sie setzen eine große Glückseligkeit darin, daß sie in Wäldern und unter den Schatten der Bäume begraben werden. Die Grube, wo sie den Leichnam hinlegen, graben sie nicht tief, damit er nicht mit zu vieler Erde belastet werde. Die Außenseite des Grabhügels stecken sie voller Dornhecken, um selbigen durch dieser ihre Stacheln wider das Nachspüren der Tiger, die alle Aeser aufsuchen, zu verwahren. Oben auf das Grab setzen sie einen umgestürzten Hafen, damit der Verstorbene, wenn ihn dürsten sollte, ein Gefäß bey der Hand habe. Nahe dabey hängen sie ein Kleid an einen Baum auf, damit er es anziehen könne, wann ihn die Lust anwandeln sollte, aus dem Grabe herauszusteigen. Neben das Grab der Männer pflanzen sie auch noch eine Lanze hin, damit es ihnen nicht an einem Gewehre zur Jagd und zum Kriege mangele. Ihren Caziken und andern im Kriege berühmt gewordenen Helden stellen sie Pferde, die sie zu dieser Absicht mit einem besondern Gepränge niederstechen, um den Rand ihrer Gräber herum. Diesen Gebrauch haben die meisten berittenen Völker mit einander gemein. Ganz offenbar herrscht bey den Abiponern die Lehre von einem Leben nach dem Tode. Sie wissen, daß nach dem Tode noch etwas übrig ist, welches allezeit fortwähret, und niemals vergeht. Dieses unsterbliche Wesen, das wir die Seele nennen, heissen sie Loakal, das Bild, den Schatten, den Wiederhall. Wo es

nach seiner Trennung von dem Körper hinkomme, was aus ihm werden soll, ob es der Freude geniessen, oder mit Leiden für seine Fehltritte in diesem Leben büssen werde, hierum bekümmern sie sich wenig. Hierhin kann auch die Sitte zielen, daß sie die auf dem Schlachtfelde gebliebenen mitten aus den Feinden herausziehen, um sie in ihrem Vaterlande gehörig zu begraben. Sie lösen, um sich auf der Reise die Last zu erleichtern, das Fleisch von den Knochen ab, und graben es ein, wo sie können. Diese aber stecken sie in Leder, und bringen sie so zu Pferde oft 200 Meilen weit nach Hause, wo man dann erst das ordentliche Leichenbegängniß begeht. Ist ihnen der Feind auf dem Halse, und müssen sie den todten Körper auf dem Felde zurücklassen, so liegt seinen Verwandten nichts mehr am Herzen, als wie sie bey der ersten Gelegenheit die Gebeine wieder finden mögen; und sind auch nicht eher ruhig, als bis sie dieselben mit Mühe und Gefahr wieder gefunden haben. Diese pflegen sie hernach gleichsam im Triumph zu Pferde nach Hause, und daselbst auf vaterländischem Grund und Boden unter die Erde zu bringen. Es gilt ihnen auch nicht gleich, welches Grab sie erhalten. Sie sorgen sehr dafür, daß die Väter zu ihren Söhnen, die Weiber zu ihren Männern, die Enkel zu ihren Großvätern gelegt werden, und überhaupt daß jede Familie eine besondre Grabstätte für sich habe. Sie pflegen diese nicht mit Grabschriften, indem sie keine Buchstaben haben, zu zieren, sondern durch gewisse Merkbilder, die sie in die Bäume einschneiden, und andere von ihren Ahnen ererbte Charactere zu unterscheiden.

Son-

Sonderbar sind einige Gebräuche der Trauer, die wir bey den Abiponern finden. Alles, was der Todte von Geräthschaften hinterläßt, wird in einem besonders dazu aufgerichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrannt. Ausser den Pferden, die sie ihm zu Ehren bey seinem Grabe niederstechen, tödten sie auch kleines Vieh, wenn er es besaß. Das Haus, worin er gewohnt hat, und welches aus Leimen und Holz zusammengefügt ist, reißen sie nieder, und zerstören es von Grund aus. Die Wittwe, die Kinder und übrigen Hausgenossen ziehen anderswohin, und müssen sich oft in einem fremden Hause, und oft auch mit Binsendecken elend behelfen. Dennoch wollen sie lieber den Beschwerden der abwechselnden Witterung bloß gesetzt seyn, als den vaterländischen Sitten zuwider ein bequemes Haus bewohnen, das ihnen durch den Tod ihres vielgeliebten Mitbewohners zum traurigen Aufenthalt geworden ist.

Den Namen eines kürzlich Verstorbenen auszusprechen, ist bey ihnen ein Greuel, weswegen mancher mit Faustschlägen gezüchtiget, mancher verwundet, und überhaupt viel Blut vergossen worden ist. Bringen es aber die Umstände mit sich, daß der Verstorbene genannt werden muß, so sagen sie: der Mann, der nicht mehr ist. War der Name des Abgeschiedenen von einem Thier entlehnt, so wird dasselbe sogleich öffentlich verrufen, und in dessen Stelle ein neues gesetzt; aus diesem Grunde kommen jährlich eine Menge neuer Wörter auf, welche durch den Tod der Indier in einer Nacht, wie die Erdschwämme, ihr Daseyn erhalten. In sieben Jahren ist die

Be-

Benennung des Tigers dreymal verändert. Diese neue Benennung wird nun sogleich allen Horden bekannt gemacht, und jeder sucht sie zu behalten.

Alle Freunde und Verwandte des Verstorbenen verlieren gleichfalls ihre alten Namen, und erhalten dafür neue. Welche große Verwechslung der Namen dies nun veranlaßt, läßt sich leicht denken. Stirbt ein Cazike, so schneiden sich alle Männer, die unter ihm standen, um ihren Schmerz an den Tag zu legen, ihr langes Haar ab. Den Weibern eines verstorbenen Mannes werden gleichfalls die Haare geschoren, und schwarz und roth gefärbte Mäntelchen aus Caraquatafäden, welche den Kopf bedecken, und von den Schultern bis auf die Brust reichen, umgegeben. Dieses Mäntelchen müssen die Wittwen Zeit ihres Lebens tragen, wenn sie nicht Gelegenheit haben, eine neue Verbindung zu treffen.

Feierlich ist bey ihnen der Leichenzug. Zu den gesetzten Stunden versammeln sich alle Weiber des Fleckens, und zwar Vormittags und Nachmittags. Ihre Haare fliegen; ihre Brust und Schultern sind entblößt, und ihr Kleid hängt ihnen von den Lenden herab; sie sehn aus, wie Furien und Bacchantinnen. Sie heulen den ganzen Tag, nicht an einem Orte allein, sondern sie ziehen processionsweise einzeln in langen Reihen auf dem Platze von einer Ecke zur andern. Man zählet ihrer mannigmal bey zweyhundert. Im Gehen hüpfen sie, wie die Frösche, und werfen ihre Arme stets herum. Jede trägt in der rechten Hand einen mit Saamen angefüllten, und deswegen klappern-

den Kürbis, welchen sie nach Erforderniß des Gesanges schütteln. Außer diesen klopfen auch einige mit Stöckchen auf Häfen, welche mit einer Rehhaut überzogen sind und Trommeln vorstellen, aber einen unausstehlichen Lerm machen. Hierzu kommt noch ein fürchterliches Geschrey oder Geheule, das alle feine Ohren beleidigen muß. Hiedurch wollen sie die Wuth ausdrücken, die sie ergriffen hat, und wünschen demjenigen, der an dem Tode des Verstorbenen schuld ist, wer er auch seyn mag, das Aergste auf den Hals. Bisweilen machen sie im Singen eine Pause, und grunzen im Tone eines Recitativs einige Verse her, worin sie die Talente und Thaten des Verstorbenen erheben, und die noch lebenden mit kläglicher Stimme zum Mitleid und zur Rache zu bewegen suchen. Oft vergießen sie bey ihrem Gesang Thränen, nicht aus Empfindung, sondern aus Gewohnheit, und aus Ungeduld, weil sie lieber zu Hause ausruhen möchten, als Stunden lang mit Auf- und Abgehen sich ermüden, und durch die beständige Anstrengung ihrer Kehle sich heiser schreien. Sogar des Nachts setzen sie ihr Klagen fort, unter der Dämmerung stellen sich alle zum Leichendienst eingeladene Weiber in der besonders dazu bestimmten Hütte ein. Eine alte Zauberin steht derselben vor, leitet ihrem Gesang, und ordnet die übrigen Gebräuche an. Ihr Geschäfte ist, auf zwo große Kriegstrommeln wechselsweise zu klopfen, und mit weinerlicher Stimme ein Lied herzusingen, das die übrigen im gleichen Tone nachsingen. Dieser Gesang währet bis zu Aufgang der Sonne, und wird acht Tage lang unverändert fortgesetzet. In der neunten

Nacht

Nacht werden die Häfen der Verstorbenen, wenn man eines Weibes wegen trauert, mit einem gewissen Gepränge zerbrochen. Uebrigens singen sie jetzt kein Trauerlied mehr, sondern einen freudigern Gesang, welchen aber die alte Trommlerinn öfters mit ihrer tiefen und drohenden Stimme unterbricht, indem sie ihre Mitsängerinn aus vollen Backen zur Fröhlichkeit und zur heftigern Anstrengung ihrer Stimme zu ermuntern scheinet.

Sie trauren aber nicht blos bey den Leichenbegängnissen, sondern sie begehen auch, den Schatten ihrer Ahnen zu Ehren, alle Jahre gewisse Tage eben so feierlich, und mit dem nemlichen Lermen. Ein Weib darf sich nur an ihre verstorbene Mutter erinnern, sogleich löset sie sich die Haare auf, greift nach dem Kürbis, läuft mit einigen Weibern, die ihr mitheulen helfen, den Platz ab, und erfüllet die Luft mit ihrem Jammern. Dergleichen Auftritte sieht man fast täglich. Es vergeht selten eine Nacht, daß man nicht hie und da in den Hütten eine solche Klagesängerinn hört. Die eine beweinet ihren Sohn, die andere ihren Vater, ihren Mann oder ihre Mutter. Dieses verrichten sie stehend, das Gesicht gegen die Begräbnißstätte des Verstorbenen gerichtet, und schütteln immer ihre Kürbisse fleißig dabey fort. Dieses Klagen währt ihr ganzes Leben hindurch. Während die Weiber klagen, suchen die Männer den Tod zu rächen. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen trachtet auf der Stelle, so viele Mitkrieger als möglich zusammen zu bringen, und führet sie wieder die Feinde an,

durch deren Waffen derselbe um sein Leben gekommen ist. Er ist schuldig, den ersten Angriff zu thun, und sollte nicht eher wieder zu den Seinigen zurückkehren, als bis er den Tod seines Verwandten nachdrücklich gerächt hat. Allein oft entspricht der Erfolg nicht dem Anfang, und die Helden müssen unverrichteter Sache wieder nach Hause gehn.

Den Glauben an ein Leben nach dem Tode äußerten sie auch durch eine große Hochachtung der Gebeine der Verstorbenen, so daß sie, wenn es irgend möglich war, diese aus dem feindlichen Lande mit in ihre Heimath nahmen. Als einstens die Nachricht erscholl, daß ein Cazike umgekommen sey; so erhoben die Weiber ihr Klagen, und setzten es Tag und Nacht mit einem jämmerlichen Lermen, und nicht ohne ungeheuchelte Thränen zu vergießen, fort, welche, da sie ihnen von Herzen quollen, nicht sobald als sonst vertrocknet seyn mußten. Die Knochen wurden, nachdem man das Fleisch davon abgeschält und auf dem Felde begraben hatte, in Leder eingemacht, und auf ein Pferd gepackt. Die ganze Weiberschaar zog der Leiche drey Meilen weit entgegen. Bey der Ankunft in dem Flecken selbst, hielt der ganze Leichenzug folgende Ordnung. Voraus ritten die zwey Schwarzkünstler auf Pferden, welche mit Schellen ganz behängt, und mit Satteldecken und Straußenfedern prächtig geziert waren. In der Hand trugen sie eine Lanze mit einem metallenen Glöckchen, die sie stets schüttelten, damit man sie von allen Seiten nicht nur sah, sondern auch hörte; denn sie ritten weder langsam, noch mit den Uebrigen in einer Reihe. Bald sprengten sie im Ga-

lop

lop auf und ab, bald kehrten sie wieder auf die Straße zurück, und schlossen sich an die übrigen Reihen an. Hierauf folgte die ganze Schaar der Klagesängerinnen. Den Weinenden strömten die Thränen so gewaltig aus ihren Augen, daß sie fast nicht so ihren geliebten Caziken zu bedauren, als seinem ankommenden Gerippe den Weg erweichen und benetzen zu wollen, das Ansehn hatten. Ein schönes, gleich einer Tapete, bemahltes Tuch wurde, an sechs Lanzen, von eben so vielen Abiponern ausgespannt wie ein Baldachin getragen, unter welchem andere die Leichengebeine auf ihren Schultern trugen. Den Zug beschloß der übrige Haufe der Abiponer zu Pferde, auf deren Gesichte Freude wegen des erfochtenen Sieges, und Betrübniß wegen des Verlustes ihres Führers sichtbar ausgedrückt waren. Jeder hatte eine Lanze, einen Köcher und Pfeile; und einen geschornen Kopf, zum Beweise ihres Schmerzes, den man in ihren Mienen deutlich lesen konnte. Rechts und links ritten hinter den Ueberwundnen Schaaren von Knaben, Mädchen und Weibern, welche in dem letzten Treffen, nachdem man die feindlichen Indianer theils niedergemacht und theils in die Flucht geschlagen hatte, gefangen worden waren, so daß dieses traurige Schauspiel mehr einen Triumph als einen Leichenzug vorstellte. Zu beyden Seiten sah man auch eine ungeheure Menge unberittener Pferde nach geendigter Unternehmung auf ihre Weide eilen. Auf alle Wege und Stege hatten sich Knaben und Mädchen hingestellt, welche der Trauer vergaßen, und durch den noch nie gesehenen Auftritt in Erstaunen gesetzt wurden. Nachdem die

Gebeine in dem für sie bestimmten Ort niedergelegt waren, wurden die Exequien neun Tage hindurch begangen, und, wie gewöhnlich, Tag und Nacht fortgesetzet. Damit diese ununterbrochen fortgehalten wurden, liefen die Zauberer, welche eine Lanze mit einer Schelle in der Hand trugen, alle Häuser ab, und bestimmten einem jeden Weibe ihre Stunden, die sie bey der Leichenklage mit zu lermen hätte. Indessen beschäftigte die Männer nichts so sehr, als das Todtentrinkgebot, wobey sie sehr Sorge trugen, daß dieses einzige Trostmittel in ihrer Betrübniß der Würde des verstorbenen Caziken angemessen seyn möchte. Und in der That ist es nicht leicht zu entscheiden, ob die Männer im Trinken, oder die Weiber im Weinen mehr Ehre eingelegt haben. Nachdem alles dieses verrichtet war, wurden die Gebeine nach dem Familienbegräbniß gebracht, und daselbst nach vaterländischer Weise zur Erde bestattet.

Sie halten es für das größte Unglück, wenn sie unbegraben unter freiem Himmel verfaulen müssen. Blos aus Rachgier werfen sie die Körper ihrer Feinde verächtlich hin, machen sich aus ihren Knochen Kriegspfeifen und Schalmeien, und bedienen sich ihrer Schädel statt Becher. Von einem Freunde hingegen begraben sie, wenn sie können, auch das kleinste Beinchen sehr ehrerbietig, und tragen dafür unglaublich viele Achtung.

Wie wenig Religion die Abiponer haben, wird man aus diesem kurzen Abriß sehen. Ihre Religion, kaum verdient sie diesen Namen, ist nichts, als ein

Gewebe von Aberglauben, Glaube an verschiedene Geister, besonders an Zauberer. Besser zeichnen sie sich von der moralischen Seite aus; vorzüglich suchen sie den Wohlstand zu beobachten, in allen ihren Handlungen entdeckt man nichts, was man Ausgelassenheit, Muthwillen oder Roheit nennen könnte. Bey ihren täglichen Zusammenkünften ist alles friedsam und ruhig. Die Beschwerde, die sie auf ihren Reisen sowohl bey Tage als bey der Nacht ausstehen, suchen sie sich durch Kurzweile zu versüssen, ohne daß sie jemals die geringste Zote darunter mischen. Entsteht unter ihnen zuweilen ein Streit, so sagt ein jeder mit ungerunzelter Stirne und mit der größten Gelassenheit seine Meinung. Alles dieses äussert sich nur, so lange sie nüchtern sind; so bald sie sich aber einen Rausch zugezogen haben, so werden sie wütend. Sehr gerne hören sie Erzählungen, und ermüden dabey nicht leicht in ihrer Geduld, ja, sie nicken demjenigen ihren Beyfall zu, der eine Kriegsbegebenheit erzählt, indem sie aus dem untersten Magen heraufschnarchen, als welches das Zeichen der Bejahung und ihres Beyfalls ist. Jemandem zu widersprechen, wenn er auch offenbar irrte, halten sie für eine Grobheit. Sehr viele von ihnen begnügen sich mit einer einzigen Gattin. Mit fremden Weibern, mit denen sie in keinem Eheverbindnisse stehen, etwas zu thun zu haben, halten sie für einen schändlichen und entehrenden Frevel. Ein Ehebruch ist daher bey ihnen etwas unerhörtes. Von den Greueln der Unzucht, die im Finstern schleichen, wissen sie nichts, nicht einmal ihren Namen. Man muß sie als eine kriegerische Nation beurtheilen, und

auf

auf diese Rechnung vieles schreiben, was man bey uns Laster nennen würde; hierhin kann man das Rauben und Morden rechnen. Jeder Wilde sucht den zu vertilgen, den er für seinen Feind hält, denn er hindert ihn an seiner Selbsterhaltung, nothwendig muß er also auf jenes Untergang denken, um sich selbst in Sicherheit zu setzen, zur Obrigkeit kann er nicht gehen, er muß sich selbst Recht schaffen, bey ihm gilt nur das Recht des Stärkern. Die abgeschnittenen Köpfe der Spanier nannten sie ihre Siegeszeichen, und bewahrten sie als Beweise ihrer Tapferkeit sehr sorgfältig auf. Die unzähligen Heerden Hornvieh, die vielen tausend Pferde, und was sie sonst den Spaniern noch wegnahmen, nannten sie ihre im Kriege rechtmäßig erworbene Beute. Die Spanier hätten den Grund und Boden sich wider ihren Willen zugeeignet, daher dies gar kein Raub sey. Die Kinder, die sie den Müttern von der Brust wegnahmen, nährten sie auf der langen Nachhausereise mit dem Safte von Kräutern und Früchten, und brachten sie gleichfalls wohlbehalten in ihren Aufenthalt zurück. Ihre Kriegsgefangene behandeln sie sehr gütig. Wenn der Herr von seinen Gefangenen etwas verlangt, so trägt er ihm dieses nicht im Tone eines Gebietenden, sondern eines Bittenden vor. Wenn du willst, fängt er an, oder, erbarme dich über mich, und bringe mir mein Pferd. Streubte sich der Knecht zuweilen, oder machte er Schwierigkeiten, den Willen seines Herrn zu vollziehn; so gab er ihm demohngeachtet keine Verweise oder Schläge. Viele äussern gegen ihre Gefangenen ein zärtliches Wohlwollen und Vertrauen, und eine beinahe unglaubliche Wohlthä-

thätigkeit. Sie ziehn sich aus, um diese zu bekleiden. Sie versagen sich, auch wenn sie hungrig sind, eine Speise, um ihren Gefangenen den Hunger damit zu stillen. Zu Friedenszeiten begegnen sie den Spaniern sehr menschenfreundlich, so daß diese oft, wenn sie zu Gefangenen gemacht sind, nicht wieder wünschen in ihr Vaterland zurückzukehren. Diebstahl findet unter ihnen gar nicht statt, daher brauchen sie keine Thüren, Schlüssel, Riegel oder Schränke, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu setzen. Groß ist ihre Geduld in Ertragung von Ungemach. Ziehen sie wider die Feinde aus, so bringen sie oft zwey auch drey Monate auf der äusserst beschwerlichen Reise durch die Einöden zu. Sie wandern vielmals mehr als dreihundert Meilen weit. Sie sitzen ganze Tage auf ihren Satteln, so hart wie Holz, ohne ihre Füsse auf Steigbügel zu stützen. In der Hand tragen sie immer die Last einer viele Ellen langen Lanze. Mit blossem Haupte sind sie stets der Sonnenhitze, den oft viele Tage hintereinander anhaltenden Regengüssen, den Staubwolken auf den dürren Feldern, und den Windstößen ausgesetzt. Weil sie, ohne sich zu versorgen, die Reise antreten; so müssen sie sorgfältig herumsehen, um ein Wild zu entdecken, das sie erlegen, und Speise davon sich bereiten. Wenn sie den Feind auskundschaften, so müssen sie oft auf allen Vieren auf unwegsamen Felsen, und im Gebüsche herumkriechen, damit sie nicht entdeckt werden, und viele Tage und Nächte ohne Speise und Trank und schlaflos zubringen.

Sie sind gegen alles Leiden von Jugend auf abgehärtet, denn schon als Knaben zerstechen sie sich nach

dem Beyspiel ihrer Våter mit scharfen Dornen ihre Brust und Arme. Die Weiber besitzen einen unermůdeten Fleiß, den man sonst bey den amerikanischen Vőlkern nicht zu finden pflegt. Ihre håuslichen Geschåfte, womit sie tåglich überhåuft sind, verrichten sie gern und freudig.

Ende des sechsten Theils.

Ver-

Verbesserungen.

Seite 3. Zeile 7. statt Hemonymien lies Homonymien.
— 7. = 13. st. er, l. der Mensch.
— 30. = 29. st. man l. Mann.
— 40. = 2. st. befrägt l. befragt.
— 41. = 18. st. Pesta l. Vesta.
— 63. = 18. st. theils l. zum Theil,
— 64. = 16. st. wieder l. wider.
— — = 30. st. ebenden l. lebenden.
— 67. = 4. st. Tensiedai l. Tensiodai.
— 68. Anm. Z. 1. st. Antonini Caligula, befahl, lies: ,des Antonin. Caligula befahl,.
— 98. = 7. st. Dämoeen l. Daemonen.
— 103. = 26. st. Sie l. Die.
— 106. = 5. st. stellte l. stellt.
— 115. letzte Z. st. sey l. gewesen sey.
— 117. = 18. st. auffallenden l. auffallende.
— 118. = 14. st. Einzuweihenden l. Einzuweihender.
— 118. = 19. st. Oleimi l. Olaimi.
— 120. = 17. st. welchem l. welchen.
— 134. = 23. st. eignen l. engen.
— 146. Anmerk. st. uatales l. natales.
— 178. Z. 6. st. ihren l. ihrem.
— 193. Anmerk. st. ergarderoit l. regarderoit.
— — — st. chine l. Chine.
— 195. Z. 29, lies Oxyrrhynchus,
— 200. = 14. st. in denn Bann l. in den Bann.
— 205. = 12. st. Haupstadt l. Hauptstadt.
— 206. = 21. st. auf den Ansehn l. auf dem Ansehn.
— 241. = 4. st. Whistacou l. Whistnu.
— 253. Anmerk. st, zu Bethel, und dann:' l. zu Bethel und Dan,.
— 254. Z. 12. st. Bloec l. Blanc.
— 256. = 11. st. Tensiedai l. Tensiodai.
— 296. = 25. st. ihrem l. ihren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindemann, Johann Gottlieb

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion und Priesterthum nebst einer besondern Religionsgeschichte der Aegypter, Perser, Chaldäer, Chinesen ...
Bd.: 6

Stendal 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 1397 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256326-6
VD18 80448976-001